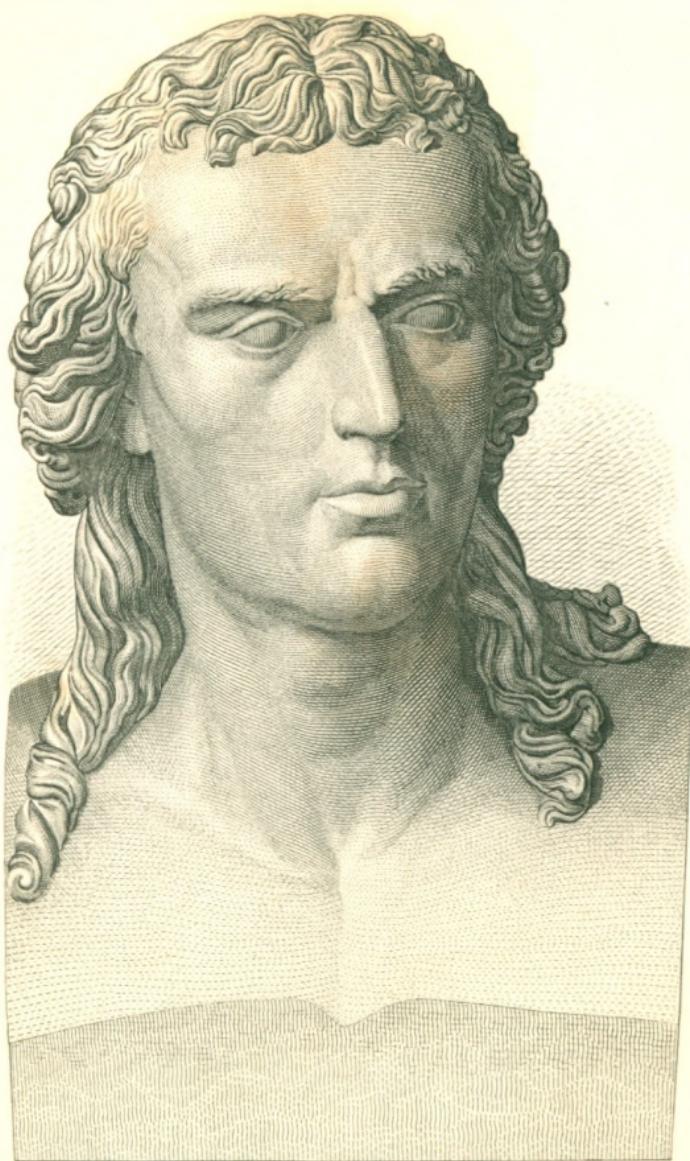




Meyers Klassiker-Ausgaben

herausgegeben von Prof. Dr. Ernst Elster.



SCHILLER

Schillers Werke.

Herausgegeben

von

Ludwig Bellermann.

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe.

Erster Band.

Leipzig und Wien.

Bibliographisches Institut.

322506



098241

Vorwort des Herausgebers.

Die vorliegende Ausgabe wird Schillers sämtliche Werke in 14 Bänden enthalten, von denen die ersten 8 alles das bringen, was für einen weiteren Kreis gebildeter Leser als geeignet erscheint, während die anderen 6 diejenigen Schriften umfassen werden, welche nur für die engere Zahl derer von Bedeutung sind, die sich wissenschaftlich, insbesondere geschichtlich, mit dem Dichter beschäftigen. Die erste Abteilung umfaßt daher außer den Gedichten auch die sämtlichen großen Dramen des Dichters, die wichtigsten der erzählenden Dichtungen, die geschichtlichen Hauptwerke und die philosophischen Abhandlungen in fast vollständiger Auswahl. Die poetischen Übersetzungen dagegen sind der zweiten Abteilung zugewiesen worden.

Für die Bearbeitung gelten durchweg die von der Redaktion der Meherfschen Klassiker-Bibliothek aufgestellten und seit Jahren bewährten Grundsätze. So greift die Herstellung des Textes überall auf diejenige Quelle zurück, die als der letzte nachweisbare Wille des Dichters zu gelten hat. Sprache und Ausdruck ist nirgends geändert; nur die rein äußerliche, den Laut des Wortes nicht berührende Schreibung ist nach der jetzt üblichen Orthographie geregelt worden, so daß z. B. Flut, Schwert, Schar, selig, nicht „Fluth“, „Schwerdt“, „Schaar“, „seelig“ gedruckt ist, während Schreibungen wie „ergeßen“, „sodern“, „gäh“ und ähnliche, wo es die Quellen bieten, beibehalten worden sind. Das Einzige, wobei unter Umständen von den Quellen abgewichen werden mußte, ist die Interpunktion. Schiller selbst hat darauf keine grundsätzliche Sorgfalt verwandt, und oft war die überlieferte Zeichensetzung dem natürlichen Verständnis und richtigen Lesen

recht unbequem, namentlich steht vielfach das Komma, wo der Sinn durchaus einen stärkeren Abschnitt verlangt; so findet sich z. B. im „Kampf mit dem Drachen“ in fünf aufeinander folgenden der langen Strophen (Vers 205—264) immer nur zum Schluß ein Punkt, während innerhalb der Strophen ausschließlich das Komma die Sätze trennt. In solchen überaus zahlreichen Fällen ist unbedenklich das nach heutigem Gebrauch dem Sinne entsprechende gesetzt worden, sehr oft im Anschluß an frühere Ausgaben, namentlich die von Körner und Joachim Meyer.

Die Erläuterungen unterm Text sollen einerseits Einzelheiten erklären, die dem gebildeten, aber nicht gelehrtten Leser nicht immer gegenwärtig sein dürften, außerdem aber bei schwierigeren Dichtungen das Verständnis fördern, sei es durch Besprechung einzelner Stellen, sei es durch Hinweis auf den Grundgedanken und Zusammenhang. Die Anmerkungen hinter dem Text bringen litterarische Nachweise zur Entstehung der einzelnen Gedichte sowie Angabe der Quellen des Dichters, Parallelstellen und ähnliches. In dem Verzeichnis der Lesarten habe ich mich bemüht, die verwirrende Menge der Angaben, wie sie z. B. in Goedekes kritisch-historischer Ausgabe vorliegt, überall möglichst so einzuschränken, daß man durch eine kleine Anzahl von Quellen einen anschaulichen Überblick über die Geschichte des Textes erhält.

Der der Ausgabe beigelegte Kupferstich ist nach der Danckerschen Kolossalbüste in Stuttgart von A. Krause in Leipzig hergestellt worden; das Original des im Facsimile-Druck wiedergegebenen Jägerliedes aus dem „Wilhelm Tell“ befindet sich im Großherzoglichen Hausarchiv zu Weimar.

Berlin, 1895.

L. Bessermann.

Pris den Fjord, han bøye
Lyder skrav, konge ble
Comes over Fjord og bøye
comme over Morgan Skar.

Blir ein Rigid m. Røft
Dømig vid i Rø. Herid til
Kongen har alt gant blitt
Høyt i den Fjord til.
Røm gavos i Rø Røft
Røm gavos i Rø Røft
Røm gavos i Rø Røft
Røm gavos i Rø Røft.

Süßerliedchen aus dem „Wilhelm Tell“.

Schillers Leben und Werke.

Erster Abschnitt: Heimatjahre 1759—82.

1. Kindheit.

Einige Meilen nördlich von Stuttgart liegt am sanft aufsteigenden Ufer des Neckar, zwischen Rebenhügeln und fruchtbaren Feldern das freundliche Städtchen Marbach, der Geburtsort Schillers. Jo-
hann Kaspar Schiller aus Bittenfeld im Württembergischen (geb. 1723), der Vater des Dichters, hatte, als ihm die Erfüllung seines Wunsches, eine gelehrte Bildung zu gewinnen, durch äußere Umstände unmöglich gemacht wurde, das Badergewerbe und die Wundarzneikunst erlernt; er war 1745 mit einem bayrischen Husarenregiment, das während des Österreichischen Erbfolgekrieges in holländischen Diensten stand, nach den Niederlanden gegangen und nach mancherlei Kriegserlebnissen in die Heimat zurückgekehrt, wo er in Marbach am 22. Juli 1749 die Tochter des Wirts zum Goldenen Löwen, Elisabeth Dorothea Rodweiß, heiratete und etliche Jahre als Marbacher Bürger die Wundarzneikunst ausübte. Dann trat er in das württembergische Heer ein, wurde 1757 Fähndrich und Adjutant, machte mit seinem Regiment, welches der Herzog von Württemberg für „Subsidiegelder“ an Frankreich überließ, den Feldzug von 1757 gegen Friedrich den Großen, insbesondere die Schlacht bei Leuthen, mit und lehrte, für seine treuen und ausdauernden Dienste durch Ernennung zum Leutnant belohnt, 1758 nach Marbach zurück, wo ihm inzwischen am 4. September 1757 sein erstes Kind, Christophine, geboren worden war. Auch in den folgenden Jahren war er viel auswärts: er rückte Ende Oktober 1759 mit seinem Regiment nach Hessen und war wiederum nicht daheim, als sein Sohn, unser Dichter, das Licht der Welt erblickte. Es war der 10. November,

ein großer Gedenktag des deutschen Volkes, denn er hat uns auch Luther (1483) und Scharnhorst (1756) geschenkt. Am folgenden Tage, dem 11. November 1759, wurde das Kind auf die Namen Johann Christoph Friedrich Schiller getauft. Der fromme Vater schrieb später in einem selbstverfaßten Gebete: „Und du, Wesen aller Wesen, dich hab' ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du denselben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und du hast mich erhört. Dank dir, gütigstes Wesen, daß du auf die Bitten der Sterblichen achtst!“

Der Vater war einfach, kraftvoll, streng rechtschaffen und von frommem Sinne, gewandt und rührig im praktischen Leben, dabei auch geistig überaus regsam und selbst von natürlicher Begabung für schriftstellerische Thätigkeit, die er in seiner späteren Muße mehrfach ausübte, die Mutter eine anspruchslose, liebevolle Hausfrau. „Ihr Gesicht war von Wohlwollen, Sanftmut und tiefer Empfindung belebt“, wie Andreas Streicher¹ berichtet. So war Sitte und Denkart des elterlichen Hauses bei aller Einfachheit und gebotenen Einschränkung durchaus eine geeignete Stätte für die gesunde Entwicklung der Seele des heranwachsenden Kindes. Die Familie vermehrte sich später noch: außer zwei Schwestern, die als Kinder starben, wurde 1766 eine Tochter Luise geboren, die den Pfarrer Franck in Möckmühl heiratete, und 1777 Nanette, die zu großer Trauer der betagten Eltern wie der Geschwister 1796 als blühendes neunzehnjähriges Mädchen starb. Christophine heiratete den Bibliothekar Reinwald in Meiningen, als dessen Witwe sie 1847, fast neunzigjährig, gestorben ist.

Das erste bemerkenswerte Ereignis in dem Leben des Knaben war der Wechsel des Wohnsitzes der Eltern. Der Vater, welcher 1761 zum Hauptmann befördert worden war, wurde einige Jahre darauf als Werbeoffizier nach Schwäbisch-Gmünd versetzt, erhielt aber die Erlaubnis, in dem benachbarten schwäbischen Grenzort Lorch zu wohnen, wohin ihm Anfang 1764 die Familie folgte. Hier hat Schiller einige besonders glückliche Jugendjahre unter der sorgsamen Pflege beider Eltern verlebt. Gern durchstreifte er mit der älteren Schwester oder auch mit der Mutter die herrliche Gegend mit ihren prächtigen Wäldern und besuchte die nahe gelegene Klosterkirche zu Lorch mit den Gräbern der Hohenstaufen. In Lorch erhielt er auch den ersten Unterricht, indem

¹ „Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785“ (Stuttgart 1836).

er mit der Schwester die wohlgerichtete Dorfschule besuchte und vom sechsten Jahre an vom dortigen Prediger Moser im Lateinischen unterrichtet wurde, zusammen mit dem Sohne des Pfarrers, mit dem er herzliche Freundschaft schloß. Schon aus früherer Zeit wird erzählt, daß die ersten Eindrücke des Kindergemüts religiöser Art waren. Wenn der Vater seine Morgen- und Abendgebete in feierlichem Tone sprach, eilte der Knabe immer gern selbst von seinen liebsten Spielen herbei. Der Schwester hat sich der Ausdruck tief eingeprägt, welchen dann die Andacht seinen kindlichen Bügen gab, wenn er mit gefalteten Händen, die blauen Augen zum Himmel gerichtet, die Stirn von den röthlich gelben Haaren umwallt, im Kreise der betenden Familie stand. Hier in Lorch entwickelte sich unter dem Einfluß des ehrwürdigen Pastors Moser und durch den natürlichen Nachahmungstrieb in Schiller die frühe Neigung, auch dereinst ein Prediger zu werden. „Oft“, so erzählt Christophine¹, „stieg er auf einen Stuhl und sang an zu predigen. Mutter oder Schwester mußten ihm eine schwarze Schürze umbinden und ein Käppchen aufsetzen. Dabei sah er sehr ernsthaft aus. Was zugegen war, mußte ihm zuhören, und wenn jemand lachte, wurde er unwillig, lief fort und ließ sich sobald nicht wieder sehen. Diese kindischen Vorträge hatten immer einen richtigen Sinn. Er reihte einige Sprüche, die er in der Schule gelernt, passend zusammen und trug sie mit Nachdruck vor; auch hatte er sich aus den Predigten des Pfarrers gemerkt, daß diese eine Einteilung haben müssen, und er gab seinen kindischen Vorträgen immer diese gehörige Form.“ Als er später die „Räuber“ schrieb, hat er dem Lehrer seiner Kindheit in der Gestalt des Pastors Moser, der dem ruchlosen Bösewicht Franz so unerschrocken ins Gewissen redet, ein Denkmal gesetzt.

Ende 1766 kam Schillers Vater nach Ludwigsburg in Garison, und die Familie vertauschte die stille Einsamkeit des Lorch Aufenthalts mit der geräuschvollen und glänzenden Residenz der Herzogs Karl Eugen. Hier wurde der Knabe auf die lateinische Schule gebracht, um für seine Ausbildung zum Geistlichen, die für ihn und die Eltern feststand, die erforderliche Grundlage zu gewinnen. Er machte gute Fortschritte. Da es Sitte war, daß die Schüler aller Lateinschulen des Landes alljährlich in Stuttgart vor dem Rektor des Gymnasiums eine

¹ Sie hat nach Schillers Tode auf eine Aufforderung von Charlotte von Schiller „Erinnerungsblätter“ handschriftlich an mehrere Freunde mitgeteilt. Vgl. „Archiv für Litteraturgeschichte“, Bd. 1, S. 457; Bd. 4, S. 482.

Prüfung zu bestehen hatten, von der ihre Zulassung zu den theologischen Studien abhing, hatte sich der neunjährige Schiller 1769 zum ersten Male und ebenso dann in den folgenden Jahren diesem „Landesamen“ zu unterziehen; in dem Gedicht „Die Winternacht“ (1781) erinnert er sich noch der bei diesen Prüfungen ausgestandenen Angst. Die Zeugnisse fielen fast durchweg recht gut aus; Schiller wurde als ein hoffnungsreicher Knabe bezeichnet, dessen Bewerbung zum Studium nichts im Wege stehe.

Da zur Hofhaltung des prachtliebenden Herzogs auch ein Opernhaus gehörte, zu dem den Offizieren und ihren Familien der Zutritt freistand, wurde der kleine Schiller zur Belohnung seines Fleißes zuweilen in die Vorstellungen mitgenommen. Verstanden kann er wohl von dem Inhalt der meist italienischen Opern nicht viel haben, aber seine Phantasie wurde dadurch doch so angeregt, daß er sich mit Plänen zu Trauerspielen beschäftigte und mit Papierfiguren dramatische Szenen aufführte, auch versuchte, mit den Geschwistern und mit Schulfreunden selbst zu spielen. „Im Garten wurde die Bühne aufgeschlagen“, erzählt Christophine, „und jedes mußte Hand anlegen; da gab er denn jedem seine Rolle. Aber er selbst war kein vortrefflicher Spieler; er übertrieb durch seine Lebendigkeit alles.“

2. Auf der Militärakademie.

Als die Zeit herannahnte, wo der junge Schiller nun einer der sogenannten „Klosteschulen“ des Landes zur unmittelbaren Vorbereitung auf das theologische Studium übergeben werden sollte, trat eine unerwartete Wendung in dem Gange seiner Ausbildung ein, welche für sein ganzes Leben von bedeutendem Einfluß wurde. Der Herzog Karl Eugen, welcher noch vor kurzem an Prachtliebe und Verschwendung mit dem Hof zu Versailles gewetteifert hatte, war seit einigen Jahren in eine völlig veränderte Lebensrichtung eingetreten. Die Ursache lag vornehmlich in dem veredelnden Einfluß, den seine Geliebte, Franziska von Leutrum, die er zur Gräfin von Hohenheim erhob, auf ihn gewonnen hatte. Sie war eine Dame von ausgezeichneten Eigenschaften des Geistes und Herzens, aber da der Herzog, der von seiner Gemahlin getrennt lebte, als Katholik keine neue Ehe eingehen durfte, konnte er sich erst, als seine erste Frau gestorben war, rechtmäßig mit Franziska verbinden. Trotz dieser müßlichen Stellung war ihr Einfluß auf den Herrscher von Anfang an ein wohlthätiger, und ihm war es zuzuschreiben, daß die bis-

herigen übermäßigen, vom Lande kaum zu erschwingenden Ausgaben für Schauspiele, Opern, militärische Paraden, Hoffeste und Prachtentfaltung aller Art aufhörten und der Herzog anfing, mit ernsterem Sinne für das Wohl seines Landes zu sorgen, wenngleich seine Regierungsweise immer höchst despotisch und von willkürlicher Laune bestimmt blieb.¹ Unter seinen neuen Neigungen stand die für Erziehung und Pädagogik obenan.

Eine Stunde westlich von Stuttgart liegt in hübscher Umgebung das vom Herzog erbaute Lustschloß Solitude. Hier gründete Karl Eugen 1770 zunächst ein Militärwaisenhaus für Kinder unbemittelter niederer Offiziere, das er 1773 zu einer „Militär-Pflanzschule“ für fähige Offiziersöhne erweiterte. Behufs der Aufnahme in diese Anstalt ließ er sich aus allen Schulen des Landes Bericht über die befähigtesten Böblinge erstatten und erhielt hierbei auch über den Sohn des Hauptmanns Schiller von den Lehrern der Ludwigsburger lateinischen Schule ein Zeugnis, das sich sehr günstig über die Anlagen des Dreizehnjährigen aussprach. Daraufhin ließ er den Vater, den er überdies wegen seiner Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit schätzte, zu sich kommen und erklärte ihm seinen Entschluß, den Sohn in die Pflanzschule aufzunehmen. Es lag darin nicht nur eine besondere Gunst des Fürsten, sondern auch die Sicherung, daß er für die Zukunft des Knaben auch später Sorge tragen werde. Dennoch suchte der Vater, weil in der Anstalt für den geistlichen Stand keine Vorbereitung geboten wurde, die ihm zugedachte Gnade durch die freimütige Erklärung abzulehnen, daß sein Sohn gerade diesem Stande sich widmen zu dürfen für das größte Glück halte. Indes daß der Herzog, der gewohnt war, jede seiner Äußerungen als Befehl befolgt zu sehen, kurze Zeit darauf seinen Wunsch wiederholte, sah die Familie, daß sie sich fügen müsse, wenn sich Vater und Sohn nicht die Ungnade des Herrschers zuziehen sollten. Mit schwerem Herzen gab der Knabe ein Lieblingsbild seiner Zukunft auf und wählte nun, da er sich entscheiden mußte, das juristische Studium, zu dem er freilich nicht die mindeste innere Neigung hatte. Ganz ähnlich war es bei der Aufnahme von Schillers Jugendfreund Friedrich von Hoven zugegangen, der ihm von der Ludwigsburger Schule her ein lieber Genosse war.

¹ Von den damaligen gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen in der Umgebung des Herzogs kann der Leser (abgesehen von den geschichtlichen Quellen) ein sehr anschauliches Bild gewinnen aus Brachvogels Roman „Schubart und seine Zeitgenossen“.

Mit dem Eintritt in die Pflanzschule war, wie es in einer schriftlichen Erklärung hieß, die der Vater später unterschreiben mußte, ausgesprochen, daß der „eintretende Eleve sich gänzlich den Diensten des herzoglich württembergischen Hauses widmen und ohne darüber zu erhaltende gnädigste Erlaubnis aus demselben zu treten nicht befugt sein“ sollte. So empfand schon der Knabe das Eingreifen einer fremden Hand, die nicht nur sein äußeres Leben nach Willkür gestaltete, sondern auch den liebsten Wünschen seines Herzens herben Zwang anhat.

Am 13. Januar 1773 bezog Schiller mit der nötigen Ausrüstung, „einem blauen Röckel nebst Kamisol ohne Ärmel“ und „fünfzehn Stück unterschiedlicher lateinischer Bücher“ die Anstalt. Diese blieb nicht lange auf der Solitude; denn da die dortigen Gebäude bald nicht mehr ausreichten, verlegte sie der Herzog 1775 nach Stuttgart. Sie wurde hierbei durch die medizinische Fakultät erweitert, und es wurde den Böglingen freigestellt, zu diesem Studium überzugehen. Unter denen, die sich meldeten, war auch Schiller. Er hatte das ungern erwählte juristische Studium in diesen Jahren nur mit geringem Eifer getrieben, zumal jetzt in dem heranwachsenden Knaben die eigentliche Bestimmung seines Genius allmählich, aber unaufhaltsam zum Durchbruch kam und er sich unwiderstehlich zu den Dichtern, die ihm irgend zugänglich waren, sowie auch zu eigenen dichterischen Versuchen hingezogen fühlte. Einen gleichgestimmen Genossen fand er an seinem Freunde Friedrich von Hoven. Dieser, der ebenfalls zur Medizin überging, sagt über diesen Wechsel in seiner Selbstbiographie:¹ „Bei mir und Schiller war der Beweggrund nicht sowohl Widerwillen gegen das Studium der Jurisprudenz und Vorliebe für das Studium der Medizin, als unsere Neigung zur Dichtkunst, der wir schon damals, Schiller durch lyrische und dramatische Versuche, ich durch Lieder, Balladen und Romanzen, zu genügen anfingen. Natürlich raubten uns diese Versuche einen großen Teil der Zeit, welche wir dem Studium der juridischen Wissenschaften hätten widmen sollen. So zurückgeblieben, konnten wir das Versäumte nicht mehr leicht einbringen, wir entschlossen uns daher zum Studium der Medizin, mit dem Vorsatz, dieses neu erwählte Studium ernster zu treiben.“ Auch schien ihnen „die Medizin mit der Dichtkunst weit näher verwandt zu sein als die trockene, positive Jurisprudenz“.

Für den Herzog bedeutete die Verlegung seiner Lieblingsanstalt

¹ Nürnberg 1840. Hoven starb 1838 als Medizinalrat.

nach Stuttgart zugleich eine Versöhnung mit den Bürgern seiner alten Residenz, mit denen er während seiner früheren Regierungsperiode in harten Zwiespalt geraten war, und denen er, als sie ihr schwer verlegtes Recht bei Kaiser und Reich suchten, bitter grollend den Rücken gelehrt hatte. Jetzt fand am 18. November 1775 die feierliche Übersiedelung statt; unter dem Jubel der Bevölkerung ritt der Herzog selbst an der Spitze der Böblinge, welche die Stadt im Paradermarsche durchzogen. Die Anstalt erhielt in Stuttgart den Namen „Militäraakademie“¹, und es wurde ihr ein umfangreiches Gebäude angewiesen, welches außerhalb der Stadt, unmittelbar hinter dem Residenzschlosse lag.

Die Anstalt wurde militärisch verwaltet. Zur Durchführung der Disziplin waren die Böblinge in vier Abteilungen geschieden, eine für die Adligen, drei für die Bürgerlichen, die sich in Studierende, Kunstbeßlissene und die jüngeren Böblinge gliederten. Die Oberleitung hatte der Intendant der Akademie, der Oberst und nachmalige General von Seeger. Jeder Abteilung war ein Hauptmann vorgesetzt, der zwei Leutnants und zwei Aufseher (ehemalige Unteroffiziere) unter sich hatte. Der Intendant selbst hatte noch einen „Oberaufseher“ zur Hand, ebenfalls einen Offizier, der Rapport zu erstatten, die Befehle zu übermitteln und die Runde durch das Gebäude zu machen hatte, um zuzusehen, ob alles in gehöriger Ordnung sei.

Das tägliche Leben war genau geregelt. Die Uniform, die aus einem blauen Rock mit silbernen Knöpfen, weißer Weste und Beinkleidern nebst Schnallenschuhen und einem dreieckigen Hut bestand, wurde nur beim Mittag- und Abendessen sowie Sonntags in der Kirche oder auf Spaziergängen getragen; den Lehrstunden wohnten die Böblinge in ihren gewöhnlichen Kleidern bei. Morgens um 6 Uhr stand man auf; jeder hatte sein Bett zu machen, die Kleider zu reinigen; beim Zopfflechten und Frisieren leisteten sie sich gegenseitig Hilfe. Dann wurden sie aus den Schlafzälen in den Speisesaal zum Frühstück geführt, das in einer eingekochten Mehlsuppe bestand. Um 7 Uhr begann der Unterricht in den verschiedenen Hörsälen; er dauerte bis 11 Uhr. Dann war eine Freistunde, in welcher die Böblinge sich umzukleiden hatten, um in der Uniform punt 12 Uhr zum Mittagessen bereit zu sein. Jede Abteilung wurde von ihren Aufsehern in den unter dem Speisesaal befindlichen „Rangiersaal“ geführt und daselbst von dem

¹ Der Name „Hohe Karlschule“ oder kurzweg „Karlschule“, wie die Anstalt gewöhnlich genannt wird, wurde ihr erst 1781 (also nach Schillers Abgang) beigelegt.

Intendanten, meist aber von dem Herzog selbst, der fast täglich dem Mittag- und Abendessen beiwohnte, inspiziert, wobei öffentlich Lob und Tadel erteilt wurde. Dann wurde in den Speisesaal marschiert. Hatte jeder seinen Sitz erreicht, so ertönte das Kommando: „Rechtsum, links-um!“ Alsdann bestieg der Böbling, den die Reihe traf, eine kleine Erhöhung und sprach das vorgeschriebene Tischgebet; auf ein neues Kommando setzte sich alles zu Tisch. Das Essen war für alle gleich, es war „einfach, nahrhaft und reichlich“, wie von Hoven sagt, aus dessen Biographie alle diese Angaben stammen: Suppe, Fleisch mit Zugemüse, mitunter leichtes Backwerk als Nachtisch; für die älteren Böblinge ein „nicht starker, aber reiner Landwein“. Die Mahlzeit dauerte dreiviertel Stunden, dann war bis 2 Uhr Freistunde, wo sich die Böblinge im Garten oder mit Ringen, Ballspiel u. dgl. vergnügten. Hierauf wurde wieder bis 7 Uhr Unterricht erteilt, und abermals ging es in der Uniform zum Abendessen, wo es wiederum Suppe, Wild- oder Kalbsbraten mit Salat oder eine leichte Mehlspeise, aber keinen Wein gab. Um 9 Uhr war die Stunde des Schlafengehens, und kein Böbling durfte über die festgesetzte Zeit aufzubleiben.

Kamen Vergehungen vor, so wurden sie entweder von den Aufsehern und Lehrern bloß gerügt oder, wenn sie bedeutender waren, den vorgesetzten Offizieren angezeigt. Diese schrieben das Vergehen auf ein Blatt, „Billet“ genannt, welches der Böbling bei der Inspektion im Rangiersaal dem Herzog und in dessen Abwesenheit dem Intendanten vorzeigen mußte, worauf die Strafe erkannt wurde. Oftmals milderte oder erließ der Herzog auch die Strafe, besonders wenn die Gräfin von Hohenheim (das „Franzel“, wie der Herzog sie nannte) ihn begleitete, von der er sich gerne erbitten ließ, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Es ist begreiflich, daß die Böblinge die schöne und liebenswürdige Franziska wie die himmlische Erscheinung einer schützenden Heiligen betrachteten.

Da die Handhabung der Disziplin von dem Unterricht durchaus getrennt war, so richtete sich der Unmut bei etwaigen Zwangsmäßigkeiten nur gegen die Aufseher, während das Verhältnis zu den Professoren fast durchweg ein herzliches und vertrauensvolles war.

Man kann zugeben, daß diese Einrichtungen, wenn auch streng und in manchen Punkten kleinlich, doch im ganzen angemessen und von wirklichem Wohlwollen für die Jugend eingegeben waren. Die Unterrichtszeit war allerdings übermäßig ausgedehnt, wobei indes

ins Gewicht fällt, daß es keine häuslichen Arbeiten gab. Aber von einem unmenschlichen Zwange, der allen jugendlichen Frohsinn unterdrückt hätte, wie man ihn früher wohl oft hat finden wollen, kann keine Rede sein. Die Jünglinge sahen in dem Herzog in der That ihren Wohlthäter und „Vater“, den sie liebten und verehrten. Trotzdem lag gerade in dem Verhältnis zu ihm ein gefährlicher Keim, der das natürliche, sittliche Gefühl zur Unwahrheit zu verfehren oder unter Umständen zur Empörung zu treiben geeignet war. Der Herzog war allmächtig, Widerspruch unmöglich, seine Absicht und Einsicht unter allen Umständen die gütigste und weiseste. Hatte doch selbst der ehrliche, mannhafte Hauptmann Schiller, als er betrübten Herzens den Sohn in die Ausfalt geben mußte, in einem schwungvollen Dankschreiben an den Intendanten von Seeger die Wendung gebraucht: „Wenn nach verflossenen Jahrhunderten unsre Enkel das Gepräge der Tugend und Weisheit noch an sich tragen, werden sie nicht alsdann noch erkennen und sagen: „das haben wir dem großen Karl zu verdanken!““ Das war die übliche, die vorgeschriebene Redeweise, wenn man von dem „großen Karl“ sprach. Und nun die Jünglinge selbst! In einem Bericht des fünfzehnjährigen Schiller an den Herzog, in dem er auf dessen Befehl alle seine Mitschüler und auch sich selbst zu schildern hatte, heißt es: „Dieser Fürst, welcher meine Eltern in den Stand gesetzt hat, mir Gutes zu thun, dieser Fürst, durch welchen Gott seine Absicht mit mir erreichen wird, dieser Vater, welcher mich glücklich machen will, ist und muß mir viel schätzbarer als Eltern sein, welche unmittelbar von seiner Gnade abhängen. Dürfte ich mich ihm in meiner Entzückung nähren, die mir die Dankbarkeit aussprecht ic.“ Man kann dem halberwachsenen Knaben keinen Vorwurf machen, aber gesund sind Verhältnisse sicherlich nicht, die einem Schiller solche Worte in den Mund legen konnten. Ebendahin gehört es, wenn er in Reden und Gedichten zum Geburts- und Namensfeste der Gräfin als das Ideal edler Weiblichkeit, als das Muster der Aumut und Tugend eine Dame feiert, die doch immerhin die Mätresse des Fürsten war, mit so viel Recht er auch, und gewiß aufrichtig, ihre Güte und Milde rühmt. Außerdem war es offenbar ein Übelstand in der Einrichtung der Akademie, daß die Jünglinge in der völlig abhängigen Stellung, die sie kaum eine Stunde des Tages unbeaufsichtigt ließ, zu lange festgehalten wurden, nicht bloß in den Schul-, sondern auch in den Studentenjahren. Der Gegensatz zu der Freiheit, die anderen Jünglingen von achtzehn, oft schon von siebzehn Jahren zu teil wurde, war zu groß.

Schiller verblieb in der Militärakademie bis 1780, wichtige, entwickelungsreiche Jahre. Er selbst urteilte später:¹ „Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach den Planen seines Stifters. Acht Jahre lang rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel.“ Dies darf indes nicht so verstanden werden, als ob die Zöglinge ganz von den Erzeugnissen der Dichtkunst abgeschnitten gewesen wären; das war schon auf der Solitude nicht der Fall gewesen und konnte in Stuttgart noch weniger durchgeführt werden. Es bildete sich unter Schillers geistiger Führung ein Kreis von Freunden, die neben ihren wissenschaftlichen Arbeiten Poesie und Litteratur pflegten und studierten, so sehr sie konnten: von Hoven, Petersen, Ludwig Schubart, ein Sohn des Dichters, Friedrich Scharfenstein u. a. werden als Mitglieder dieses Kreises genannt. Sie spürten selbst in ihrer Abgeschiedenheit die frische Luft der neuen Zeit, die damals in der deutschen Litteratur wehte, und schwärmt für die Erzeugnisse der Sturm- und Drangperiode: Goethes „Götz“ und „Werther“, Gerstenbergs „Ugolino“, Müllers „Siegwart“, Müllers „Faust“, Klinger „Zwillinge“ fanden begeisterten Widerhall; Leisewitz „Julius von Tarent“ soll Schiller fast auswendig gewußt haben. Besonders tiefen Einfluß übte damals Klopstock mit seinem erhabenen Pathos und Haller mit seinen ernsten, gedankenreichen Dichtungen auf ihn aus. Ebenso wurden die großen Dichter bewundert, auf die die neue Richtung als auf ihre Vorbilder hinwies: Homer, Ossian, Shakespeare, Milton.

Selbst die Unterrichtsstunden gaben hin und wieder diesem poetischen Triebe neue Nahrung. Der beliebteste Lehrer der Akademie war der Professor der Philosophie Abel, mit dem Schiller auch später in freundschaftlicher Beziehung geblieben ist. Dieser hatte die Gewohnheit, seine Sätze aus der Moral und der Psychologie durch Beispiele aus großen Dichtern zu erläutern. „Noch erinnere ich mich“, so erzählt er selbst, „mit Vergnügen folgender Szene: als ich den Kampf der Pflicht und der Leidenschaft oder einer Leidenschaft mit einer anderen erklärte, las ich einige der schönsten hierher passenden Stellen aus Shakespeares ‚Othello‘ nach der Wielandschen Übersetzung vor. Schiller war ganz Ohr, alle Züge seines Gesichtes drückten die Gefühle aus, von denen er durchdrungen war, er richtete sich auf und horchte wie bezaubert. Kaum war die

¹ Ankündigung der „Rheinischen Thalia“, 1784.

Borlesung vollendet, so begehrte er das Buch von mir, und von nun an las und studierte er dasselbe mit ununterbrochenem Eifer."

Unter solchen Umständen regte sich bei Schiller natürlicherweise auch die eigene Produktion mächtiger, deren Anfänge freilich schon viel weiter zurückliegen. Als sein erstes Gedicht gilt der Neujahrsgruß an die Eltern zum 1. Januar 1769 nebst lateinischer Übersetzung, dessen Echtheit freilich nicht sicher ist. Dann hatte er lateinische Distichen schon in Ludwigsburg mit großer Gewandtheit, aber natürlich ohne poetische Selbständigkeit gemacht und die meisten seiner Mitschüler darin übertroffen. Das erste selbständige deutsche Gedicht, von dem wir wissen, verfasste er am 25. April 1772, dem Tage vor seiner Konfirmation. Doch ist davon ebensowenig etwas erhalten wie von dem Trauerspiel „Die Christen“, das er nach seines Vaters Zeugnis¹ in seinem 13. Jahre geschrieben haben soll, oder von dem epischen Gedicht „Moses“, das ins Jahr 1773 fiele. Unter dem Eindruck der wilden Dichtungen der Stürmer und Dränger verfasste er, vielleicht 1777, ein Trauerspiel: „Der Student von Nassau“, und einen „Cosmus von Medicis“, von denen aber ebenfalls nichts vorhanden ist.

Das erste erhaltene Gedicht ist „Der Abend“, welches er dem Herausgeber des „Schwäbischen Magazins“, Professor Balthasar Haug (Vater eines seiner Freunde), ein sandte, der es 1776 in dieser Zeitschrift mit dem Bemerkern veröffentlichte, es habe einen Jüngling von 16 Jahren zum Verfasser. „Es dünkt mich“, fügt er hinzu, „er habe schon gute autores gelesen und bekomme mit der Zeit ein os magna sonaturum.“ Ebenfalls im „Schwäbischen Magazin“ erschien im folgenden Jahre „Der Croberer“, zu welchem Haug bemerkte: „von einem Jüngling, der allem Anschein nach Klopstocken liest, fühlt und beinahe versteht. Wir wollen sein Feuer beileibe nicht dämpfen; aber non sense, Un-deutlichkeit, übertriebene Metathesen. Wenn einst vollends die Feile dazu kommt, so dürfte er mit der Zeit noch seinen Platz neben . . .² einnehmen und seinem Vaterland Ehre machen.“

Ermutigt durch diesen Erfolg ergriff Schiller bereits 1777, wie ausdrücklich bezeugt wird, den Stoff zu seinen „Räubern“, den ihm der Zufall in einer Erzählung ebendesselben „Schwäbischen Magazins“ (von 1775) zugeführt hatte. Über die Ausarbeitung kam zunächst nicht

¹ Brief vom 6. März 1790.

² Gemeint ist der unglückliche Dichter Christian Friedrich Daniel Schubart, dessen Namen er des Herzogs wegen nicht nennen wollte.

über geringe Anfänge hinaus, vielmehr wandte er sich die beiden nächsten Jahre mit angestrengtem Eifer dem Studium seiner medizinischen Wissenschaft zu, offenbar in der Absicht, die Akademie desto eher verlassen und dann freier und gereifter seine dichterischen Pläne wieder aufnehmen zu können. Schon 1779 hoffte er dies Ziel erreicht zu haben, da er zur Einreichung einer Dissertation zugelassen wurde. Er hatte eine umfangreiche Abhandlung: „Philosophie der Physiologie“, geschrieben, von der nur der Anfang erhalten ist. Sie wurde jedoch zu seinem großen Schmerz noch nicht für druckfähig erachtet, obwohl die Beurteiler darin „untrügliche Beweise von des Verfassers guten und auffallenden Seelenkräften“ fanden und seinen „alles durchsuchenden Geist“ nicht verkannten. Aber eine allzu ungebändigte Schreibart, die oft bewirkt, daß man „den Sinn des Verfassers nicht erraten“ könne, sowie seine Angriffe auf wissenschaftliche Autoritäten wie Haller veranlaßten die Abweisung der Abhandlung, und der Herzog selbst entschied dahin, daß sie nicht gedruckt werden könne, „ob schon ich gestehen muß“, fügte er hinzu, „daß der junge Mensch viel Schönes darinnen gesagt und besonders viel Feuer gezeigt hat. Eben deswegen aber und weil es solches wirklich¹ noch zu stark ist, denke ich, kann sie noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. Dahero glaube ich, wird es auch noch recht gut vor ihm sein, wenn er noch ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu sein fortfährt, gewiß ein recht großes Subjektum werden kann.“

Die Absicht, „das Feuer zu dämpfen“, gelang allerdings dem fürstlichen Erzieher schlecht, im Gegenteil, gerade diese zwangsläufige Verfügte Zurückhaltung in der Anstalt, der sich Schiller entwachsen fühlte, steigerte die ohnehin vorhandene Empörung gegen den Druck der Verhältnisse nur noch mehr. Das war im November 1779. Wenige Wochen darauf, am 12. Dezember, kam der Herzog Karl August von Weimar, in Begleitung Goethes von einer Schweizer Reise zurückkehrend, nach Stuttgart und besuchte die Karlschule. Die Gäste wohnten der Stiftungsfeier und der damit verbundenen Preisverteilung bei. Während dieser stand Goethe, vom Herzog mit der größten Auszeichnung behandelt, diesem zur linken Seite, der Weimarer Herzog zu seiner rechten. Schiller mußte öfter vortreten, er erhielt vier Preise, in der praktischen

¹ D. h. gegenwärtig.

Medizin, in der *Materia medica*, in der Chirurgie und in der deutschen Sprache und Schreibart. Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen er den bewunderten Dichter des „*Götz*“, des „*Werther*“ und „*Clavigo*“ angeblickt haben mag, der, von der Sonne des Glücks bestrahlt, als ein Ebenbürtiger von Fürsten, voll Kraft und Schönheit wie ein Apoll, vor ihm stand. Goethe konnte nicht ahnen, daß unter den Jünglingen, deren staunende Blicke ihn verschlangen, einer sei, der dereinst als Mitstrebender um die höchsten Preise der Kunst ihn begleiten und sein Leben verschönern werde. — Vielleicht war es eine Anregung dieses Besuches, daß beim nächsten Geburtstage des Herzogs im Februar 1780, den die Böblinge meist durch Aufführung eines Schauspiels feierten, Goethes „*Clavigo*“ zur Darstellung gewählt wurde. Schiller spielte die Hauptrolle, scheiterte aber freilich durch seine Leidenschaftlichkeit und sein übertriebenes Pathos gänzlich.

Schiller mußte noch bis Ende 1780 auf der Akademie bleiben. Im Juni dieses Jahres starb der Böbling August von Hoven, der Bruder seines vertrauten Freundes, und dieser Tod war die Veranlassung zu dem Gedicht „*Eine Leichenphantasie*“, dem bedeutendsten unter seinen bisherigen lyrischen Erzeugnissen. Die schwermütige Stimmung, die ihn in dieser Zeit ergriffen hatte, und die ein Brief an den Vater des verstorbenen Hoven sowie auch an seine Schwester zeigen, schüttelte er jedoch bald wieder ab, und energisch griff er die notwendigen Arbeiten an, um endlich seinen Austritt aus der Akademie zu erreichen. Die Dissertation, die er nunmehr im November 1780 einreichte, handelte „Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ und wurde trotz einiger Bedenken für druckwürdig befunden. Über Schillers Hauptbeschäftigung während dieser Zeit war sicherlich nicht die Herstellung dieser Abhandlung, die wohl vielfach Gedanken und Bestandteile der ersten benutzte, sondern ohne Zweifel war es jetzt die Dichtkunst, die ihn ganz in ihren Bannkreis zog. Die „*Räuber*“ wurden in dieser Zeit fast völlig ausgearbeitet. Dafür würde, wenn es nicht sonst bezeugt wäre, jene Dissertation selbst den Beweis liefern. Denn die jugendliche Gediegenheit des Verfassers geht so weit, daß er unter mancherlei andern Dichtern, Shakespeare, Gerstenberg *et c.*, die er hier und da zur Erläuterung heranzieht, auch eine Stelle aus seinem eigenen Trauerspiel anbringt, wohlverhüllt in einen fremden Namen, indem er sie („es sieht fast nach einer Wette mit seinen Freunden aus“, sagt Palleske) als Übersetzung eines englischen Dichters ausgibt: „*Life of*

Moor. Tragedy by Krake. A. V, Sc. 1.“ Es ist das Gespräch zwischen Franz Moor und Daniel in den „Räubern“ V, 1.

3. Regimentsmedikus.

Im Dezember 1780 wurde Schiller aus der Militäraakademie entlassen. Er war nunmehr als Medicus ohne Portepée beim Grenadier-regiment Uluge in Stuttgart mit 18 Gulden Monatsgage angestellt. Seine ärztliche Praxis war unbedeutend, obwohl er sich anfangs mit Eifer dem Berufe hingab. Er lebte in ungezwungenem Umgang mit einer Anzahl von Freunden, die er meist von der Akademie her kannte, und wenn sie auch alle nicht viel zu verzehren hatten, so wurde doch das Leben behaglich und mit jugendlichem Humor genossen; geselliges Gespräch, auch wohl ein Spiel „Manille“, Regelschieben, Wein und Bier im „Ochsen“ waren die Erholungen der jungen Leute. Den bur-schikoson Ton der Freunde zeigt ein Zettel, den Schiller zurückließ, als er einmal in den „Ochsen“ kam und keinen traf: „Seid mir schöne Kerls. Bin dagewesen, und kein Petersen, kein Reichenbach. Tausend-sackerlot! Wo bleibt die Manille heut? Hol' euch alle der Teufel! Bin zu Hause, wenn ihr mich haben wollt. Abies, Schiller.“

Was ihm aber jetzt am meisten am Herzen lag, war die Vollendung seiner „Räuber“, an denen es noch vielerlei fertig zu machen, zu ändern und abzurunden gab. Jetzt wurde die letzte Hand daran gelegt, und in kurzem war es für den Druck bereit. Aber wo einen Verleger finden? Vergebens schaute sich die ganze dichterische Genossenschaft nach einem solchen in Stuttgart und in Mannheim um; niemand wollte die Kosten wagen. Aber das Stück mußte heraus, und so wurde es denn auf eigene Kosten gedruckt. Schiller borgte sich die erforderliche Summe, ein Freund leistete Bürgschaft, und das Werk ging in die Presse. Um nur einigen Absatz zu erzielen und sein Stück auch auswärts bekannt zu machen, sandte Schiller die fertigen Druckbogen an den Mannheimer Buchhändler und Hofkammerrat Schwan, der besonders als Verleger dramatischer Werke bekannt und ihm wahrscheinlich von Petersen empfohlen war. Dieser hatte Blick genug, die Genialität des Dichters zu würdigen; er antwortete freundlich, gab hier und da Bemerkungen und war wohl vornehmlich Unlaß, daß auf einzelnen Bogen noch nachträglich Änderungen eintraten und besonders die Vorrede umgearbeitet wurde. Aber er that noch etwas viel Wichtigeres: er las die Bogen, wie er sie erhielt, „brüchwarm“ dem Intendanten des

Mannheimer Nationaltheaters, Freiherrn Heribert von Dalberg, vor und bahnte dadurch Schillers Bekanntschaft mit diesem Manne an.

Schon im Mai 1781 war der Druck vollendet, und das Stück ging in die Öffentlichkeit. Der Eindruck, den es machte, war ungeheuer und kann kaum mit dem Erfolg irgend eines anderen litterarischen Erzeugnisses in Deutschland verglichen werden. Der Verfasser war auf einen Schlag ein berühmter Mann geworden. Gleich die erste öffentliche Befprechung, die bekannt ist¹, sprach das Wort aus: „Haben wir je einen deutschen Shakespeare zu erwarten, so ist es dieser.“ Das war in der That der Punkt, der sofort in die Augen sprang: an dramatischer Kraft, man möchte den großartigen Schwung des Ganzen oder die unvergleichliche Wirkung einzelner Szenen betrachten, ließ dies Werk unbedingt alles hinter sich, was je an Bühnenstücken in Deutschland geschrieben worden war. Der Meister des deutschen Dramas war bis dahin Lessing: bewußt und groß hatte er uns von den Fesseln jahrhunderte-langer Überlieferung losgerissen, hatte uns aus der Zeit „charakterloser Minderjährigkeit“ zur Selbständigkeit geführt und eine Sicherheit der Handlungsführung, eine Schärfe und Vertiefung der Charakteristik gezeigt, wie sie bisher unbekannt war. Und nun erschien hier, es war wenige Monate nach Lessings Tode, das Werk eines jugendlichen Feuerkopfes, welches sich gewiß nicht an Durchdachtheit des Planes, noch viel weniger aber an Feinheit und Lebenswahrheit der Charakterzeichnung etwa mit „Emilia Galotti“ messen konnte, in dem aber von Anfang bis zu Ende ein dramatischer Atem wehte, der den Leser im Sturm dahinriß, die wohlberechneten Wirkungen eines Lessingschen Stücks weit überfliegend! Wohl waren im letzten Jahrzehnt die wilden Dichtungen der Stürmer und Dränger erschienen, von denen sich Wirkungen und Spuren in Schillers Stück reichlich nachweisen lassen; aber welch ein Abstand! Goethes „Götz“, das einzige Werk von bleibender Bedeutung aus diesem Kreise, zeigt ja ungleich mehr Reife und läßt bei allem Sturm und Drang doch jenen wunderbaren Zauber eingeborener maßvoller Schönheit fast nirgends vermissen; aber an Straffheit und Schwung der Handlung, an Tiefe der aufwühlenden Leidenschaft oder in der riesenhaften Rühnheit des Entwurfs ist es mit Schillers feuersprühendem Werke nicht zu vergleichen. Die Stücke der Klinger, Lenz, Leisewitz, Gerstenberg darf man billigerweise gar nicht

¹ Braun, „Schiller im Urteile seiner Zeitgenossen“, Bb. 1, S. 1. Der Verfasser ist Christian Friederich Timme.

in einem Atem mit Schiller nennen, so turnihoch steht er über allen, obwohl auch unter ihnen unverächtliche Talente sind.

Und doch war die dramatische, also künstlerische Wirkung des Stüdes nicht die einzige, nicht einmal die durchschlagendste für den Sturm des Beifalls, der ihm zuauchzte. Es ist eine wahre Bemerkung, daß es ein Vorrecht des Genies sei, sein Wort zur rechten Stunde zu sprechen. Schiller hatte es verstanden, den in der Zeit lebenden Geist zu treffen und mit unwiderstehlicher Gewalt zum Ausdruck zu bringen. Man sah in dem Stück nichts Geringeres als eine kühne Kriegserklärung gegen alle bestehenden Verhältnisse, und weil diese Verhältnisse in Staat und Kirche, die bürgerliche wie die gesellschaftliche Ordnung an der drückendsten Unfreiheit litten, mußte ein Held Beifall finden, der „seinen Willen nicht in die Schnürbrust des Gesetzes pressen will“, weil „das Gesetz noch keinen großen Mann gebildet, während die Freiheit Kolosse ausbrüte“. Der Drang nach Freiheit, der Haß gegen alle Unwahrheit und Heuchelei, der so wichtig als Grundzug heraustritt, fand Widerhall in tausend Gemütern. Wo waren je die „Niederträchtigen“ so gegeißelt worden, die „den Schuhpußer belecken, daß er sie vertrete bei Thro Gnaden, und den armen Schelmen hudeln, den sie nicht fürchten?“ Wo war z. B. die pfäffische Heuchelei so niedergeschmettert worden wie in Karls Worten in der Szene im Walde (II, 3): „Da donnern sie Sanftmut und Duldung aus ihren Wolken und bringen dem Gott der Liebe Menschenopfer, predigen Liebe des Nächsten und fluchen den achtzigjährigen Blinden von ihren Thüren hinweg! — O über euch Pharisäer, euch Falschmünzer der Wahrheit, euch Nassen der Gottheit! Ihr scheut euch nicht, vor Kreuz und Altären zu kneien, zerfleischt eure Rücken mit Niemen und foltert euer Fleisch mit Fasten; ihr wähnt mit diesem erbärmlichen Gaukelspiel demjenigen einen blauen Dunst vorzumachen, den ihr Thoren doch den Allwissenden nennst; ihr pocht auf Ehrlichkeit und exemplarischen Wandel, und der Gott, der euer Herz durchschaut, würde gegen den Schöpfer ergrimmen, wenn er nicht eben der wäre, der das Ungeheuer am Nilus erschaffen hat.“ Und der Held, der so sprach, lebte nicht vor Jahrhunderten zur Zeit des Bauernkriegs, die Schandthaten, die ihn empörten und die er rächte, spielten nicht in einem kleinen italienischen Fürstentum, er war kein „Guelfo“ oder „Guido“ wie bei Klinger und Leisewitz, sondern er stand mitten in dem Deutschland der Gegenwart, und bei aller ausschweifenden Phantasie des Dichters waren es deutsche Verhältnisse, die dem Leser entgegentrat.

Nun wollte der Freiherr von Dalberg das Stück auf der Mannheimer Bühne zur Aufführung bringen. Er hatte sich schon im Sommer 1781 mit einem sehr wohlwollenden Brief an Schiller gewendet und ihn aufgefordert, die „Räuber“ durch mancherlei Umarbeitung bühnengerecht zu machen. Der junge Dichter ging auf die meisten Wünsche Dalbergs ein, und am 6. Oktober konnte er ihm endlich „den verlorenen Sohn (so war der erste Titel des Stücks gewesen) oder die umgeschmolzenen Räuber“ übersenden. Nun nahmen die Proben rasch ihren Anfang und Fortgang, und am 13. Januar 1782 wurde das Stück zum ersten Male gespielt. Die Rollen waren zum größten Teil in guten Händen, namentlich übertraf der dem Dichter gleichalterige Iffland als Franz Moor selbst Schillers hochgespannte Erwartung. Schiller war heimlich, ohne Urlaub, von Stuttgart nach Mannheim gereist. Das Theater war zum Erdrücken voll; der Länge des Stücks wegen wurde schon um 5 Uhr begonnen. So war der jugendliche Dichter an diesem entscheidungsvollen Abend selbst Zeuge des Beifallssturmes, der am Schlusse losbrach, und konnte sich in dem Jauchzen der Zuhörer der mächtigen Wirkung seines Talents bewußt werden. „Beobachtet habe ich sehr vieles“, schreibt er nach seiner Rückkehr am 17. an Dalberg. „sehr vieles gelernt, und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen.“

Fast gleichzeitig mit der Aufführung der Räuber trat Schiller auch mit einer ganzen Reihe lyrischer Dichtungen vor die Öffentlichkeit. Im September 1781 hatte Gotthold Stäudlin einen „Schwäbischen Musenalmanach auf 1782“ herausgegeben und sich gewissermaßen zum Führer der ländsmännischen Dichter aufgeworfen. Dem in dieser „Blumenlese“ herrschenden etwas schwäblichen Geiste wollte Schiller entgegentreten, er wollte ihn „zermalmen“, indem er mit seinen Freunden zusammen, doch ohne Nennung der Namen und wie die „Räuber“ auf eigene Kosten, eine „Anthologie auf das Jahr 1782“ herausgab, eine Sammlung von über achtzig Gedichten, zum größten Teil von ihm selbst. Auch diese Gedichte sind zum Teil gewaltige Zeugen seiner mächtig schaffenden Dichterkraft, doch tritt in ihnen das Unreife, das noch starke Ringen nach Gestaltung weit mehr hervor als in den „Räubern“, und sie können sich in ihrer Gesamtheit weder an Bedeutung noch an Wirkung auf das Publikum mit dem dramatischen Erstlingswerk des Dichters messen. — Schiller hatte unmittelbar nach seinem

Austritt aus der Akademie eine Wohnung bei einer Frau Luise Bischler, der Witwe eines Hauptmanns, bezogen. Diese, damals im dreißigsten Jahre, ist nach sicherem Zeugniß die „Laura“, welche er in einer Anzahl der Anthologiegedichte feiert. Genaueres ist über das Verhältnis nicht bekannt. Sie soll nicht schön und nicht eben geistreich gewesen sein, aber ihre Gutmüthe wird gerühmt. Daz̄ sie noch 1785 von einem viel jüngeren Manne „entführt“ wurde, spricht jedenfalls für eine gewisse Anziehungs Kraft der Persönlichkeit. Ohne Zweifel hat Schillers Phantasie das meiste zu ihrem dichterischen Bilde hinzugeh̄an. Man muß auch bedenken, daß ihm weiblicher Umgang bis dahin fast ganz fremd gewesen war, denn die Thore der Militärakademie öffneten sich, wie er selbst später sagte, „Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen, interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu sein“.

Der großartige Erfolg der „Räuber“ hatte Schiller seinen Beruf zum dramatischen Dichter gewiß gemacht, und schon hatte er einen neuen Stoff in der Geschichte der Verschwörung des Fiesko zu Genua gefunden, mit dessen Gestaltung und Ausarbeitung er eifrig beschäftigt war. Aber in seinem äußerem Leben trat jetzt eine gewaltsame Änderung ein. Unmöglich konnten Dichtungen wie die seinigen den Beifall eines Fürsten finden, dessen ganze Weltanschauung wie die Karl Eugens auf der vollkommenen Überschätzung seiner Würde beruhte. Dennoch zeigte er anfangs keine Verlegung, bis ihn ein äußerer Umstand gegen den Dichter reizte, welcher, wie es scheint, bereits vor seinem Austritt aus der Akademie die frühere entschiedene Gunst des Herzogs durch irgend etwas verscherzt haben muß. Schiller machte Ende Mai, zum zweiten Male ohne Urlaub, die Reise nach Mannheim, um einer Wiederholung der „Räuber“ beizuhören; mit ihm fuhren zwei ihm befreundete Stuttgarter Frauen, Henriette von Wolzogen, die Mutter seines Freundes Wilhelm von Wolzogen, mit deren Familie sein späteres Leben so vielfach sich berühren sollte, und seine Hausgenoßin, die oben erwähnte Frau „Bischlerin“. Übermals empfand er die gehobene Stimmung, in die ihn die Aufführung und das auszeichnende Entgegenkommen der Schauspieler und Dalbergs selbst versetzte. Aber als er zurückkehrte, war die eigenmächtige Entfernung bemerkt worden; er wurde mit einem Arrest von zwei Wochen bestraft, und der Verkehr mit dem „Auslande“ wurde ihm unterstellt. In diesem Arrest, so berichtet seine Schwägerin Karoline von Wolzogen, stieg in seinem verbitterten Herzen der Plan zu einem Stütze auf, in dem er mit den Zuständen in

Württemberg und mit dem Herzog selbst ins Gericht gehen wollte, es war der Plan von „Kabale und Liebe“. Der Unwillen des Herzogs wurde noch durch einen Zufall gesteigert: eine Stelle in den „Räubern“, die Graubünden in der Schweiz als die hohe Schule der Spitzbuben bezeichnet, hatte dort großen Unwillen, ja eine Zurückweisung des „Komödienschreibers“ in einem öffentlichen Blatte veranlaßt. Der Herzog, dem dies zugetragen wurde, war überaus ungehalten; er ließ Schiller zu sich kommen, schalt ihn aufs erbste aus und soll (nach Petersens Bericht) mit den Worten geschlossen haben: „Ich sage, bei Strafe der Kassation schreibt Er keine Komödien mehr.“ Vergeblich wandte sich der Dichter noch brieflich an den Herzog und bat um Aufhebung des Verbots. Die Annahme des Briefes wurde verweigert, jedes weitere Bittschreiben untersagt. Schiller war nun ausgesprochenermaßen in Ungnade, und von der Ungnade dieses Fürsten ließ sich, wenn man auch nur an das Schicksal des unglücklichen Schubart dachte, das Schlimmste befürchten.

Zweiter Abschnitt: Wanderjahre 1782—87.

1. Heimatlos.

So reiste in Schiller der Gedanke an eine Flucht aus Stuttgart, um sich für immer dem Machtbereich des Herzogs zu entziehen. Nur den „Fiesko“ wollte er noch im wesentlichen vollenden, damit er in Mannheim gleich mit einem neuen Zeugnis seines dramatischen Talents auftreten könne. Auch ein Gefährte für die Flucht fand sich; es war ein junger Musikus, Andreas Streicher, zwei Jahre jünger als Schiller, der sich ihm aufs herzlichste angeschlossen hatte, und der ihm in der nun folgenden schwersten Zeit seines Lebens ein Freund von rührender Treue und Unabhängigkeit gewesen ist. Er ist später nach Wien gegangen und dort als Besitzer eines Pianofortegeschäfts 1833 gestorben. Seine Erlebnisse mit Schiller hat er in einem besondern Büchlein¹ beschrieben, an welchem er bis an seinen Tod mit liebevoller Sorgfalt gearbeitet und gefeilt hat. Er hatte Schiller 1780 bei einer lateinischen Disputation in der Akademie zuerst gesehen, und die Persönlichkeit hatte, ohne daß er den Namen kannte, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Als er dann später einen Freund ersuchte, ihn mit

¹ Vgl. S. 8, Anm. 1.

dem Verfasser der „Räuber“ bekannt zu machen, hatte er die Überraschung, in dem Dichter dieses Schauspiels denselben Jüngling wiederzuerkennen. Er hatte sich unter dem Dichter der „Räuber“ einen „heftigen jungen Mann“ gedacht, der „alle Augenblicke in Ungebundenheit ausschweifen müsse“, und wurde nun durch das „seelenvollste und anspruchloseste Gesicht“ sowie durch die „einnehmendste Bescheidenheit“ erfreut. Und wie tritt trotzdem in dem schlichten Berichte die Überlegenheit des Genius hervor, wenn Streicher Schillers „Ansichten über alles“ als „ganz neu, ungewöhnlich, überzeugend und doch im höchsten Grade natürlich“ bezeichnet und hinzufügt: „Man mußte seinem Maßstabe beistimmen, den er an alles legte, und vor dem vieles, was bisher so groß schien, ins Kleine zusammenschrumpfte und manches, was als gewöhnlich beurteilt war, nun bedeutend wurde.“

Diese treue Seele wollte auch auf der Flucht Schillers Begleiter sein. Wohl war es ein folgenschwerer Entschluß, aufs ungewisse in die Welt hinauszugehen; drückend und ängstigend konnte der Blick in die Zukunft für den heimatlosen Flüchtling sein. Aber er fühlte, daß ihn die heimischen Verhältnisse beeinträchtigten, daß sich sein Talent nur auf freierem Boden entfalten könne, und beseelt von dem felsenfesten Vertrauen auf seine Zukunft, das der Mut der Jugend und das Gefühl unerschöpflicher Geisteskraft ihm eingab, wagte er den Schritt, der sein ganzes folgendes Leben bestimmte. Schwer wurde ihm die Trennung vom Elternhaus. Die Familie wohnte schon seit 1775 nicht mehr in Ludwigsburg; der Vater war aus dem Militärverbande ausgetreten, und da er sich seit langem eifrig mit der Baumzucht abgegeben hatte, war er zum „Vorgesetzten bei der herzoglichen Hofgärtnerei auf der Solitude“ ernannt worden, so daß Schiller bei der geringen Entfernung Eltern und Geschwister häufiger sah. Der Mutter und Schwestern entdeckte er sein Vorhaben, der Vater aber durfte nichts von dem Fluchtplan wissen, damit er im Notfalle als Offizier auf Ehrenwort versichern könne, daß er vom Aufenthalt des Sohnes nichts wisse. Als alles vorbereitet war, saßen die beiden Freunde den Abend des 22. September 1782 fest, da die Festlichkeiten, welche gerade zu Ehren eines fürstlichen Gastes stattfanden, das Unternehmen zu begünstigen schienen. Nachts um 10 Uhr bestiegen sie vor Streichers Wohnung den Wagen. Als sie zum Ehlinger Thor hinausfuhren, gaben sie auf die Frage der Wache ihre Namen als „Dr. Ritter“ und „Dr. Wolf“ an, gelangten glücklich hinaus und waren am 24. September in Mannheim.

Hier erwarteten Schiller manche Enttäuschungen. Sein füherer Schritt erregte vielfach Bedenken und Erstaunen. Der Theaterregisseur Meier, bei dem er zunächst abgestiegen war, riet ihm dringend, was Schiller allerdings auch selbst vorhatte, in einem Brief an den Herzog noch einen Versuch der Versöhnung zu machen. Er that dies noch desjelbigen Tages. Er bat um Aufhebung des Verbots der Schriftstellerei, entschuldigte seine Flucht damit, daß der Herzog ihm mit Androhung des Arrests verboten habe, ihm seine Lage in Stuttgart schriftlich vorstellen zu dürfen. Auf das Schreiben könne er nicht verzichten: „Meine bisherigen Schriften haben mich in den Stand gesetzt, den Jahrgehalt, den ich von Höchstidero hoher Gnade empfing, jährlich mit 500 Gulden zu verstärken, welcher ansehnliche Zuschuß für meine Gelehrtenbedürfnisse notwendig war.... Zu gleicher Zeit glaubte ich es meinen Talenten, dem Fürsten, der sie erweckte und bildete, und der Welt, die sie schätzte, schuldig zu sein, eine Laufbahn fortzusezen, auf welcher ich mir Ehre erwerben und die Mühe meines gnädigsten Erziehers in etwas belohnen könnte. Da ich mich bisher als den ersten und einzigen Zögling Eurer Herzoglichen Durchlaucht kannte, der die Achtung der großen Welt sich erworben hat, so habe ich mich niemals gefürchtet, meine Gaben für diesen Endzweck zu üben, und habe allen Stolz und alle Kraft darauf gerichtet, mich hervorzu ziehen und dasjenige Werk zu werden, das seinen fürstlichen Meister lobte.“ Da indes der Herzog durch den Intendanten Seeger nur unbestimmt antworten ließ, er sei in gnädiger Stimmung, und der Flüchtling solle nur zurückkommen, so war dieser Versuch als endgültig gescheitert anzusehen.

Nun setzte Schiller seine ganze Hoffnung auf den „Fiesko“. Dalberg selbst war nicht anwesend, er war zu den Hoffestlichkeiten nach Stuttgart gereist. Aber einer größeren Versammlung von Schauspielern, darunter Meier, Ziffland und Veil, sollte der Dichter das neue Stück vorlesen, und er freute sich schon im voraus auf den Eindruck. Aber wie sah er sich enttäuscht: die ersten Akte wurden ohne ein Zeichen des Beifalls angehört, alles stand auf und zerstreute sich, niemand sprach von dem Stück, ein Schauspieler schlug vor, ein Volzenschießen zu veranstalten, und plötzlich hatte sich die ganze Gesellschaft verlaufen. Meier zog Streicher beiseite und fragte ihn, ob denn Schiller wirklich die „Räuber“ gedichtet habe, denn unmöglich könne der Verfasser jenes Stücks etwas so Elendes wie diesen „Fiesko“ gedichtet haben. Nach einigen peinlichen Abendstunden ging Schiller mit dem Freunde höchst

verstünkt nach Hause. Aber zum Glück hatte Meier wenigstens gebeten, ihm das Manuscript über Nacht dazulassen, da er doch den Schluß des Stükcs gern kennen lernen wolle, und als Streicher am andern Morgen zu ihm kam, eilte er ihm mit den Worten entgegen: „Sie haben recht! „Fiesko“ ist ein Meisterstück und weit besser bearbeitet als die „Räuber“. Aber wissen Sie auch, was schuld daran ist, daß ich und alle Zuhörer es für ein elendes Machwerk hielten? Schillers schwäbische Aussprache und die verwünschte Art, wie er alles deklamiert. Er sagt alles in dem nämlichen hochtrabenden Ton her, ob es heißt: „er macht die Thür zu“, oder ob es eine Hauptstelle seines Helden ist. Aber jetzt muß das Stük in den Ausschuß kommen, da wollen wir es uns vorlesen und alles in Bewegung sehen, um es bald auf das Theater zu bringen.“ Froh überbrachte Streicher dem Freunde die Freudenbotschaft, hatte aber freilich die gutherzige Schwachheit, ihm den Grund, seinen abscheulichen Vortrag, zu verschweigen, „um sein ohnehin französisches Gemüt nicht zu reizen“.

Für die nächste Zeit hielt es Schiller, zumal Dalberg noch nicht zurück war, für das Geratenste, sich den etwaigen Nachforschungen des Herzogs Karl Eugen durch eine etwas weitere Entfernung zu entziehen. Er reiste deshalb mit dem getreuen Streicher nach Frankfurt, und zwar ganz zu Fuß, um die sehr schwache Barschaft zu schonen; denn Schiller hatte 23, Streicher 28 Gulden in der Tasche gehabt, als sie Stuttgart verließen. Von Frankfurt aus schrieb er an Dalberg und bat ihn für seinen „Fiesko“ um einen Vorschuß von 300 Gulden, wovon er 200 zur Tilgung seiner Stuttgarter Schulden zu verwenden gedachte. Aber bereits am 3. Oktober erhielt er die Antwort, daß Dalberg keinen Vorschuß zahlen könne, weil der „Fiesko“ in der vorliegenden Gestalt für das Theater nicht brauchbar sei; erst müsse eine Umarbeitung geschehen sein, ehe er sich weiter erklären könne. Um diesem Verlangen nachzukommen, nahm Schiller in Oggersheim, eine kleine Stunde von Mannheim, Wohnung, wo er der Vorsicht wegen seinen bisherigen Namen „Dr. Ritter“ in „Dr. Schmidt“ verwandelte. Meier, der ihm bei dieser Umziedlung behilflich war, versicherte bestimmt, der „Fiesko“ würde unbedingt angenommen werden, sobald er um mehrere Szenen gekürzt und der fünfte Akt ganz beendigt sei. So ging Schiller an die Arbeit. Aber sie förderte nicht so, wie er wollte, vornehmlich weil sich ihm zwischen diesem unerfreulichen, begeisterungslosen Geschäft des Änderns nach fremden Wünschen fort und fort die Gestalten seines

neuen Trauerspiels „Luise Millerin“ aufdrängten, über das er schon auf den Wanderungen der Frankfurter Reise nach Streichers Bericht viel nachgedacht und gebrütet hatte. Der treue Freund unterstützte ihn auch jetzt mit seinen Mitteln, die kaum für ihn selbst reichten, denn jene paar Gulden waren natürlich verzehrt: zweimal ließ er sich von seiner Mutter aus Stuttgart Geld schicken, das eigentlich für seine eigne Reise nach Hamburg bestimmt war, wo er sich für seine Kunst ausbilden sollte: er wollte sich von Schiller nicht trennen und sein Letztes mit ihm teilen, bis sich dessen Schicksal gebessert habe.

Ansfang November war die Umarbeitung des „Fiesko“ fertig, und in freudiger Zuversicht reichte Schiller das Stück nunmehr an Meier ein. Lange wartete er vergeblich; endlich kam Dalbergs Bescheid, „daß dieses Trauerspiel auch in der vorliegenden Umarbeitung nicht brauchbar sei, folglich dasselbe auch nicht angenommen oder etwas dafür vergütet werden könne“. Nicht einmal ein Ersatz für die Zeit, die er Dalbergs Wunsch gemäß auf die Umarbeitung verwendet hatte; Ifflands Vorschlag einer Vergütung von acht Louisdor war zurückgewiesen worden. Dalbergs Benehmen war nicht edel. Er hatte sich im vergangenen Jahre zuerst dem Dichter genähert und ihn ermuntert. Dieser hatte seine Flucht hauptsächlich im Hinblick auf ihn gewagt und fand sich nun verlassen. Der Intendant wollte offenbar mit dem „Flüchtlings“, der in der Ungnade seines Herzogs stand, nichts mehr zu thun haben und fürchtete ängstlich, Karl Eugen zu beleidigen, vielleicht auch bei seinem eignen Kurfürsten anzustoßen.

Man kann sich denken, wie diese gescheiterte Hoffnung den unglücklichen, bedrängten Dichter traf. Aber er war zu stolz, um zu klagen. „Er übte“, sagt Streicher, „was wenige Dichter thun, seine ausgesprochenen Grundsätze redlich aus und befolgte den Vorsatz Karl Moers: Die Dual erlahme an meinem Stolze.“ — Er that nun das Einzige, was er konnte, er gab seinen „Fiesko“ in Druck und erhielt vom Buchhändler Schwan für den Bogen einen Louisdor, was ihm, da das Stück $11\frac{1}{2}$ Bogen füllte, wenig über hundert Gulden einbrachte.

In und um Mannheim konnte Schiller jetzt nicht mehr bleiben. Das heimatlose Unherziehen rieb ihn auf. Er nahm deshalb ein Anerbieten an, welches ihm seine vortreffliche mütterliche Freundin, Frau von Wolzogen, schon in Stuttgart gemacht hatte, indem sie ihm für einige

Zeit eine sorgenlose Zufluchtsstätte auf ihrem Gute Bauerbach bei Meiningen anbot. Dieser edlen Frau, von der Vater Schiller sagte, daß ihr Handeln „aus lauter Gutheit“ fließe, ist es zu verdanken, daß der von den trüben Erfahrungen der letzten Jahre schwer bedrängte Dichter wieder neuen Lebensmut fassen konnte. Das Honorar für den „Fiesko“ reichte eben hin, die nötigsten Schulden in Oggersheim und Mannheim zu tilgen und sich einige notwendige Gegenstände anzuschaffen; zu einem Überzieher für die bevorstehende lange Winterreise reichte es schon nicht mehr. Auch dem treuen Streicher konnte Schiller seine Aufopferung nicht ersparen; dieser blieb in Mannheim, um sich durch Klavierunterricht zu ernähren. Am 30. November 1782 holten Meier, Iffland und andre die beiden Freunde von Oggersheim ab, und nach einem freundschaftlichen Zusammensein in Worms, wo Schiller die Post bestieg, trennten sie sich. „Meier und die andern“, berichtet Streicher, „scheiden sehr unbefangen und redselig. Allein was konnten Schiller und sein Freund¹ sich sagen? Kein Wort kam über ihre Lippen, keine Umarmung wurde gewechselt; aber ein starker langdauernder Händedruck war bedeutender als alles, was sie hätten aussprechen können.“ Und wie blickt man in das Herz dieses goldtreuen Menschen, wenn er fortfährt: „Die zahlreich verflossenen Jahre konnten jedoch bei dem Freunde die wehmütige Erinnerung an diesen Abschied nicht auslöschen; und noch heute erfüllt es ihn mit Trauer, wenn er an den Augenblick zurückdenkt, in welchem er ein wahrhaft königliches Herz, Deutschlands edelsten Dichter, allein und im Unglück hatte zurücklassen müssen.“

Am 7. Dezember 1782 kam Schiller in Bauerbach an; unterwegs hatte er in Meiningen die Bekanntschaft des herzoglichen Bibliothekars Hofrat Reinwald gemacht, der später sein Schwager wurde. An ihn hatte ihn Frau von Wolzogen gewiesen, um ihm für etwaige literarische Bedürfnisse eine Anknüpfung zu verschaffen. Gleich den folgenden Tag schreibt er an Streicher: „Endlich bin ich hier, glücklich und vergnügt, daß ich einmal am Ufer bin. Ich traf alles über meine Wünsche; keine Bedürfnisse ängstigen mich mehr, kein Querstrich von außen soll meine dichterischen Träume, meine idealischen Täuschungen stören.“ In der That verlebte Schiller hier in der abgeschiedenen Stille des Landgutes sorgenlose Monate, indem er sich ganz in seine künstlerischen Arbeiten, namentlich in die Ausarbeitung der „Luise Millerin“,.

¹ Streicher spricht von sich stets in der dritten Person und versteckt sogar seinen Namen bescheiden unter dem Anfangsbuchstaben S.

versenkte. Er war die größte Zeit hindurch allein. Die Besitzerin, die abwechselnd in Stuttgart und in Bauerbach lebte, kam zu Neujahr 1783 vorübergehend auf das Gut, begleitet von ihrer hübschen Tochter Charlotte, die Schiller schon in Stuttgart kennen gelernt hatte. Sie war damals 17 Jahre alt, und der empfängliche Dichter wurde von dem Zauber ihrer jugendlichen Anmut lebhaft ergriffen. „So viel Güte und schöne Unschuld habe ich selten gefunden“, schreibt er von ihr. Aber seine Neigung blieb ohne Erwiderung; Lotte trat ihm mit unbefangener Freundlichkeit, aber ohne Liebe entgegen; sie hat später einen Herrn von Lilienstern geheiratet. Ende Januar verließ sie mit der Mutter Bauerbach wieder, und Schiller gab sich aufs neue seinen dichterischen Arbeiten hin, wobei Reinwald in Meiningen fast seinen einzigen Verkehr bildete, schriftlich und persönlich. Schiller schloß sich herzlich an ihn an; der ältere und reifere Mann (geb. 1737), oft etwas nüchtern und steif, wirkte mäßigend auf ihn ein und konnte sich dabei auch seinerseits dem Eindruck der stürmischen und genialen Persönlichkeit des Dichters nicht entziehen. „Heute schloß Schiller mir sein Herz auf“, schrieb er in sein Tagebuch, „und ich habe ihn würdig befunden, mein Freund zu heißen.“ Er fügt hinzu: „Es wohnt ein außerordentlicher Geist in ihm, und ich glaube, Deutschland wird einst seinen Namen mit Stolz nennen. Ich habe die Funken gesehen, die diese vom Schicksal umdüsterten Augen sprühen, und den reichen Geist erkannt, den sie ahnen lassen.“ — Schiller war damals außer mit der „Luise Millerin“, die bald vollendet war, abermals mit einem neuen Plan beschäftigt, mit der Geschichte des spanischen Prinzen Don Karlos, auf die ihn schon früher Dalberg aufmerksam gemacht hatte. Reinwald verschaffte ihm die historische Novelle von St. Réal, die seine Hauptquelle wurde, und in den Frühjahrswochen von 1783 fingen die Gestalten dieses neuen Stoffes an, in ihm rege zu werden. So verlebte er die Zeit bis zum Juli 1783.

2. Theaterdichter.

Ganz unerwartet hatte Dalberg wieder mit Schiller angeknüpft. Durch die Mannheimer Freunde, denen Schiller seine „Luise Millerin“ mitgeteilt hatte, war er wohl auf dies vielverheißende Trauerspiel aufmerksam geworden und wollte es sich nicht entgehen lassen. Zudem waren seine früheren Bedenklichkeiten verschwunden. Die Verfolgungen von Seiten des Württemberger Herzogs, die er vor einigen Monaten für möglich hielt, waren jedenfalls nicht eingetreten und nicht mehr zu

fürchten. Die Flucht des Regimentsmedikus war in Stuttgart vergessen. Dagegen war der Ruhm des dramatischen Dichters noch gestiegen. So hatte sich der Intendant denn schon im März 1783 dem früher so schneide behandelten Dichter wieder genähert. Dieser hatte anfangs zurückhaltend geantwortet, doch konnte er, da Dalberg seine Anerbietungen fortführte, der „süßtönenden Stimme“ (wie Streicher sagt) nicht widerstehen, um so weniger, als in der That die Vorteile auch für seine Kunst nicht zu verkennen waren, die sich aus einer nahen Verbindung mit einer der ersten Bühnen Deutschlands und ihrem hochangesehenen Leiter ergaben. So entschloß er sich also und ging im Juli 1783 nach Mannheim zurück. Dalberg war zwar anfangs abwesend, doch kam bald nach seiner Zurückkunft wirklich ein ausdrücklicher Vertrag zu stande, wonach Schiller vom 1. September an als Theaterdichter angestellt wurde und sich verpflichtete, bis zum Ablauf eines Jahres drei Stücke zu liefern, nämlich „Fiesko“, „Kabale und Liebe“ (wie die „Luise Millerin“ auf Zifflands Vorschlag umgetauft worden war) und ein drittes, das noch gedichtet werden mußte. Für diese Leistung sollte er ein Jahrgehalt von 300 Gulden erhalten sowie von jedem der drei Stücke die Einnahme eines Theaterabends, den er selbst bestimmen konnte; doch wurde die Summe später in 500 Gulden umgeändert, aber unter Wegfall der Theaterabende.

Jetzt also galt es zunächst, den „Fiesko“, der immer noch nicht genügte, und „Kabale und Liebe“ in eine Dalbergs Wünschen entsprechende theatermäßige Gestalt zu bringen. Aber kaum hatte sich Schiller ernstlich an diese keineswegs leichte Arbeit gemacht, als ihn eine schwere und entkräftende Krankheit befiel, eine Art von Influenza, jedenfalls eine Folge der ungesunden Ausdünstungen des mit Morast und stehendem Wasser gefüllten Festungsgrabens und der geringen Widerstandskraft, die sein durch geistige Anstrengung über Gebühr angegriffener Körper diesen Einwirkungen entgegensetzen konnte. Das schlimmste war, daß er, um dem Fieber zu wehren, seinen Körper durch übermäßigen Gebrauch von Chinin zerrüttete, welches er seinem eignen Ausdruck zufolge „wie Brot“ aß. Er zwang sich, den ermatteten Kräften zum Troß, zur Arbeit, aber er schreibt auch an Frau von Wolzogen, er fürchte, daß ihm dieser Winter vielleicht auf zeitlebens einen Stoß gegeben habe. Die Zukunft hat dieses traurige Wort nur allzusehr bestätigt. In so qualvoller Lage wurde „Fiesko“, „Kabale und Liebe“ und auch der erste Akt des „Don Karlos“ bearbeitet. Streicher, der

dies alles mit ansah, versichert, er habe es später nie über sich gewinnen können, eines dieser Stücke darstellen zu sehen, die Wehmuth habe ihn stets überwältigt.

Endlich gelang die Arbeit doch, und am 11. Januar 1784 wurde „*Fiesko*“ zum ersten mal gespielt. Der Eindruck, den dieses Stück gemacht hatte, als es fast ein Jahr vorher an die Öffentlichkeit trat, hatte sich freilich mit dem der „*Räuber*“ nicht messen können. Dazu lag der Gegenstand dem großen Publikum zu fern. Trotzdem ist das Drama von großer Bedeutung für Schillers Entwicklung, schon weil es sein erster Versuch auf dem Gebiet ist, auf welchem er seine größten und reifsten Werke schuf und die höchste Meisterschaft erreichte, auf dem Gebiete der historischen Tragödie. Und in der That zeigt er gleich hier ein außerordentliches Geschick und eine geniale Kraft in der Bewältigung und Gestaltung eines solchen Stoffes. Die Aufgabe ist, aus der reichen, oft fast unendlichen Fülle der geschichtlichen Begebenheiten diejenigen herauszugreifen und, wenn es nötig ist, zu verbinden und zu ergänzen, die sich zur dramatischen Einheit übersichtlich und wahrscheinlich zusammenfügen. Dies hat Schiller in vorzüglicher Weise verstanden und sich doch nirgends zu weit von der geschichtlichen Überlieferung entfernt. Ebenso zeigt er einen überaus sicheren Blick für das, was man die historische Farbe einer künstlerischen Darstellung nennt: das Genau des 16. Jahrhunderts wird uns aufs glaubhafteste vergegenwärtigt, ohne daß wir durch aufdringliche oder allzu fremdartige Büge an die Absicht des Dichters erinnert würden. Man kann darin schon den Meister ahnen, der sich im „*Don Karlos*“, im „*Wallenstein*“, im „*Tell*“ so glänzend bewährt hat.

Bei der Aufführung in Mannheim blieb der Erfolg des „*Fiesko*“, obwohl viele Stellen mit Begeisterung aufgenommen wurden, doch im ganzen hinter der Erwartung des Dichters zurück. Er selbst gibt in einem Brief an Reinwald¹ als Grund an, daß „republikanische Freiheit hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung“ sei: „in den Alldern der Pfälzer fließt kein römisches Blut“. Er fügt hinzu, in Berlin sei das Stück innerhalb dreier Wochen vierzehnmal gefordert und gespielt worden. Aber ein Hauptgrund der verhältnismäßig geringen Wirkung war ohne Zweifel die von Dalberg erzwungene „theatermäßige“ Bearbeitung. Denn das Stück hatte einen Schluß erhalten, der dem ganzen Verlauf

¹ Jonas, Schillers Briefe, I, S. 185.

der Handlung und vor allem der folgerichtigen Charakterzeichnung des Haupthelden durchaus zuwiderlief.

Einige Monate nach dem „Fiesko“, am 15. April 1784, ging auch „Kabale und Liebe“ über die Bühne. Dieses Stück schlug in noch höherem Grade als selbst die „Räuber“ unmittelbar in die Gegenwart hinein, in noch entschiedenerer Weise richtete es die Kraft seines wütigen Angriffs auf die bestehende bürgerliche Ordnung: die konkreten Verhältnisse, die allen Zuschauern bekannt waren, traten in lebendigster Wirklichkeit vor Augen: ein Fürst, der seine Unterthanen verkauft, um seiner Mätresse einen Brillantschmuck zu schenken, ein Minister, der seinen Amtsvorgänger umgarnt und ermordet hat; zu diesen Gestalten ebenso wie zu dem gekennten Schurken von Hofmarschall und dem kriechend niederträchtigen Sekretär Wurm waren Musterbilder nicht fern zu suchen.¹ Zugem war der Gang des Stücks so einfach und allgemein verständlich, bedurfte so gar keiner gelehrteten Kenntnisse, daß jeder aus dem Volle ihm folgen und seinen Sinn verstehen konnte. In der That ist die Führung der Handlung von einer Einheitlichkeit, Geschlossenheit und unaufhaltsamen Raschheit, wie in keinem anderen Stücke unseres Dichters: von Anfang an sehen wir das Verderben über dem liebenden Paar schwelen, in rascher Steigerung folgen sich die Stufen der Handlung, bis die Katastrophe hereinbricht, die in ihrer Furchtbarkeit auch die Bösewichter mit ins Verderben zieht. Die Mängel, an denen es auch hier nicht fehlt, können den Eindruck dieser überwiegenden Vorfüge nicht beeinträchtigen.

Daher war denn der Erfolg der Aufführung ein über Erwarten durchschlagender. Schiller wohnte in einer Loge mit Freund Streicher der Vorstellung bei. Letzterer berichtet: „Ruhig, heiter, aber in sich gelehrt und nur wenige Worte wechselnd, erwartete er das Aufrauschen des Vorhangs. Aber als nun die Handlung begann, wer vermöchte den tiefen, erwartenden Blick, das Spiel der unteren gegen die Oberlippe, das Zusammenziehen der Augenbrauen, wenn etwas nicht nach Wunsch gesprochen wurde, den Blitz der Augen, wenn auf Wirkung berechnete Stellen diese auch hervorbrachten, wer könnte dies beschreiben! Während des ganzen ersten Aufzuges entschlüpfte ihm kein Wort, und nur bei dem Schluß des selben wurde ein „es geht gut“ gehört. Der zweite Akt wurde sehr lebhaft und vorzüglich, der Schluß desselben mit so

¹ S. die Einleitung zu „Kabale und Liebe“, Band 2.

vielem Feuer und ergreifender Wahrheit dargestellt, daß, nachdem der Vorhang schon niedergelassen war, alle Zuschauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weise sich erhoben und in stürmisches, einmütiges Beifallklatschen ausbrachen. Der Dichter wurde so sehr davon überrascht, daß er aufstand und sich gegen das Publikum verbeugte. In seinen Mielen, in der edlen, stolzen Haltung zeigte sich das Bewußtsein, sich selbst genug gethan zu haben.“

So stehen die drei Jugenddramen Schillers als ein höchst merkwürdiges, ja erstaunliches Denkmal der geistigen und dichterischen Kraft ihres Urhebers da. Wie langsam rang sich Lessings dramatische Kunst aus seinen Jugendwerken durch „Miss Sara Sampson“ zu der Höhe und Gewalt der Tragik empor, die wir in der „Emilia“ bewundern. Hier dagegen tritt uns der geborene Dramatiker von Anfang an entgegen; das zeigt jedes der drei Stücke fast in jeder Szene, wenn auch die „Räuber“ durch die riesenhafte Kühnheit ihres Entwurfs, zumal als Erstlingswerk, immer den Vorrang in der Phantasie des Lesers behaupten werden. An Kleinern und größern Bedenken, an Schwächen in der ursächlichen Verknüpfung der Gegebenheiten, an mancherlei Übertriebenheiten und Unwahrscheinlichkeiten in der Charakterzeichnung, an Verstiegenheit und häßlicher Roheit in Darstellung und Sprache fehlt es keinem von ihnen; dagegen die einheitliche Abrundung des Ganzen, der rasche, hinreißende, atemversetzende Schritt der dramatischen Handlung und die unwiderstehliche Gewalt der tragischen Wirkung sind in allen drei bewunderungswert: die Mängel sind die natürlichen Begleiter jugendlicher Unerfahrenheit und Unreife; dagegen mit unfehlbar sicherem Wurfe trifft der Dichter alles das, „was das Genie“, wie Lessing sagt, „ohne es zu wissen, ohne es sich langweilig zu erklären, thut, und was der bloß witzige Kopf nachzumachen vergebens sich martert“.

Trotz solcher bedeutenden Erfolge wurde Schiller der Aufenthalt in Mannheim bald unerträglich. Eine kleine äußere Anerkennung erhielt er zwar im Januar 1784 durch seine Aufnahme in die kurpfälzische deutsche Gesellschaft, in der er im Juni 1784 den Aufsatz vorlas: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?“, der später in den Werken unter dem Titel: „Die Schaubühne als moralische Anstalt“ Aufnahme fand. Aber seine Stellung zum Theater wurde ihm verleidet. Der „Don Karlos“ rückte nur langsam vor, so daß die Aussicht

immer mehr schwand, das bedungene dritte Stück rechtzeitig zu vollenden. Dalberg war infolgedessen wenig geneigt, den Vertrag zu erneuern, und Schiller war über das ganze Verhältnis mißgestimmt. Seine äußere Lage war drückend, seine Einnahmen reichten nicht hin, die notwendigen Bedürfnisse zu decken, er war genötigt, Schulden zu machen. Wenn man bedenkt, daß dies die Lage des Verfassers von drei ausgezeichneten Bühnenstücken war, die in ganz Deutschland gespielt und bewundert wurden, so hat man einen Maßstab für die damalige Zeit. Der Buchhändler Schwan hatte Schiller für „Fiesko“ $11\frac{1}{2}$ Louis-dor, für „Kabale und Liebe“ 10 Karolin¹ gezahlt, und bei neuen Auflagen, die bald erfolgten, erhielt er nichts weiter. Im Sommer 1784 dachte er daran, eine „Mannheimer Dramaturgie“ herauszugeben, und als auch dieser Vorsatz scheiterte, weil Dalberg durchaus kein Opfer aus der Theaterklasse bringen wollte, faßte er den Plan zu einer Monatsschrift, die sich ebenfalls an das Theater anlehnen sollte: es war die „Rheinische Thalia“. Aus der Ankündigung dieser Zeitschrift spricht deutlich das Gefühl, daß ihn kein Band mehr mit Mannheim verknüpft, wenn er alle seine früheren Verbindungen für aufgelöst erklärt: „das Publikum ist mir jetzt alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. Vor diesem und keinem andern Tribunal werd' ich mich stellen“ rc. Hier veröffentlichte er in den nächsten Jahren die meisten seiner Dichtungen. In der Kritik beurteilte er die Schauspieler mit Offenheit und schonte ihre Empfindlichkeit nicht, wodurch sich sein Verhältnis zu ihnen immer weniger erfreulich gestaltete. „Mad. Rennschüb“, schreibt er einmal, „würde eine der besten Schauspielerinnen sein, wenn sie den Unterschied zwischen Affekt und Geschrei, Weinen und Heulen, Schluchzen und Rührung immer in acht nehmen wollte.“ — „Herr Beil erfüllte die launige Rolle des Musikus (Miller), soviel er wenigstens davon auswendig wußte.“ In einem Briefe an Dalberg vom 19. Januar 1785 klagt er bitter darüber, daß „Kabale und Liebe“ durch das nachlässige Einstudieren „ganz in Lumpen zerissen worden“ sei, daß er „statt seines Textes nicht selten Unfumm habe anhören müssen“. — „Mir selbst“, fügt er stolz hinzu, „kann zwar an diesem Umstand wenig liegen, denn ich glaube behaupten zu dürfen, daß bis jetzt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat als meine Stücke durch das Theater. — Ich glaube und hoffe, daß ein

¹ Ein Karolin = 19 Mark.

Dichter, der drei Stücke auf die Schaubühne brachte, worunter die „Räuber“ sind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen.“

Was ihn in Mannheim außer diesen höchst unerquicklichen Verhältnissen in große Unruhe und Bedrängnis des Herzens versetzte, war sein Verhältnis zu Frau Charlotte von Kalb. Sie war die Gattin des Majors Heinrich von Kalb und hielt sich vom Sommer 1784 an längere Zeit in Mannheim auf, teils mit ihrem Gatten, teils ohne ihn, der in Landau in Garnison lag. Es bildete sich zwischen ihr und Schiller ein vertraut freundschaftliches Verhältnis, da sie an allem Geistigen und Litterarischen lebhaften und geistvollen Anteil nahm und er ihr Urteil hochschätzte. Als er ihr den Anfang des „Don Karlos“ vorlas, machte er denselben Fehler im Vortrag wie damals beim „Tiesto“, und genau mit demselben Erfolg. Sie schwieg und wischte schonend einem bestimmten Urteil aus; als er aber wiederholt um ihre aufrichtige Meinung über den Wert dieser Arbeit bat, brach sie launig in lautes Lachen aus und sagte: „Lieber Schiller, das ist das Allerschlechteste, was Sie noch gemacht haben.“ — „Nein! das ist zu arg!“ erwiderte dieser, warf seine Schrift voll Ärger auf den Tisch, nahm Hut und Stock und entfernte sich augenblicklich. Sie griff sofort nach dem Heft und hatte kaum die erste Seite heruntergelesen, als sie ihres Irrtums gewahr wurde und den Dichter mit den freundlichsten Worten wieder zu sich bitten ließ, da sie noch gar nichts Schöneres als dies von ihm gelesen habe.

Aber allmählich entwickelte sich aus diesem Verkehr ein leidenschaftliches Verhältnis, da Charlotte, die in ihrer Ehe kein Glück fand, eine schwärmerische Neigung für den Dichter fägte und auch er der liebenswürdigen, geistig bedeutenden Frau gegenüber sein Herz nicht wahren konnte. Welche Qualen er durchzulämpfen hatte, zeigen vor allem die beiden von tiefster leidenschaftlicher Erregung eingegaben Dichtungen „Freigeisterei der Leidenschaft“¹ und die „Resignation“. Sie zeigen den schweren Kampf, aber auch den schweren Sieg über die Leidenschaft, sie zeigen, daß er Charlotte „blutend aus dem wunden Herzen“ riß. So bemächtigte sich seiner eine tiefe Sehnsucht nach Änderung seiner Lage, die sich gegen Ende 1784 immer mehr steigerte. Er fühlte sich äußerlich und innerlich in Mannheim unglücklich.

In dieser Stimmung erwachte in ihm die Erinnerung an ein freundliches Zeichen herzlicher Zuneigung, das er vor mehreren Mo-

¹ Später sehr verkürzt und abgeschwächt unter der Überschrift „Der Kampf“ in die „Gedichte“ aufgenommen (s. S. 56; die „Resignation“, S. 57).

naten erhalten hatte. Es war im Juni 1784, als ihm ganz unerwartet aus Leipzig eine Zusendung zukam. Der Urheber derselben war Christian Gottfried Körner, Konsistorialrat in Dresden, welcher mit seiner Braut Minna Stock, Tochter des aus Goethes „Dichtung und Wahrheit“ bekannten Leipziger Kupferstechers Stock, sowie deren Schwester Dora und dem jungen Schriftsteller Ferdinand Huber einen kleinen Kreis inniger Verehrer Schillers bildete. Sie hatten sich vereinigt, dem Dichter ihren Dank und ihre Huldigung darzubringen. Minna sticke eine Brieftasche, Dora zeichnete sich und die drei andern, Körner setzte das Lied „Almalia“ aus den „Räubern“ in Musik und begleitete die Sendung mit einem Brief voll inniger Wärme und Verehrung. Ihre Namen hatten sie nicht genannt, doch brachte Schiller sie bald in Erfahrung. Man kann sich denken, wie diese Huldigung auf ihn wirkte. Er schreibt an Frau von Wolzogen am 7. Juni 1784: „So ein Geschenk von ganz unbekannten Händen, durch nichts als die bloße reinste Achtung hervorgebracht, aus keinem andern Grund, als mir für einige vergnügte Stunden, die man bei Lesung meiner Produkte genoß, erkenntlich zu sein, ein solches Geschenk ist mir größere Belohnung als der laute Zusammerruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten. Und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Zirkel sind, die sich freuen, mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt, dann, meine Teuerste, freue ich mich meines Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnis.“

Trotzdem gingen volle sechs Monate hin, ehe er antwortete. Stets hatte er, unter den Sorgen und Verdrießlichkeiten seines Mannheimer Lebens, die Antwort „auf eine bessere Stunde“ verschoben, aber diese Stunde blieb aus, und in einer „traurigen Stufenfolge von Gram und Widerwärtigkeit vertrocknete sein Herz für Freundschaft und Freude“. Endlich erinnerte ihn ein „wehmütiger Abend“ an seine Schuld. Es war der 7. Dezember 1784, als er den Leipziger Freunden seine „schändliche Vergessenheit“ abbat und ihnen gestand, daß ihre Briefe und Geschenke das Ungenehmste seien, was ihm in der ganzen Zeit seiner Schriftstellerei widerfahren sei, daß sie es sich zuzuschreiben hätten, wenn er die Verwünschung seines Dichterberufes, die sein widriges Schicksal ihm schon aus der Seele preßte, wieder zurückgenommen habe.

Körner antwortete mit der herzlichsten Bitte, nach Leipzig zu kommen, und Schillers zweiter Brief geht mit Freuden auf diese Einladung ein: „Seit Ihren letzten Briefen“, schreibt er, „hat mich der Gedanke nicht mehr verlassen wollen: diese Menschen gehören dir, diesen Menschen gehörst du!“ Der Brief, am 10. Februar 1785 begonnen, ist unterbrochen und am 22. fortgesetzt: „In diesen zwölf Tagen ist eine Revolution mit mir und in mir vorgegangen, die dem gegenwärtigen Briefe mehr Wichtigkeit gibt, als ich mir habe träumen lassen, die Epoche in meinem Leben macht. Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben. In einer unnennbaren Bedrängnis meines Herzens schreibe ich Ihnen, meinen Besten. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen wie den Entschluß, aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund; und was mir vielleicht noch teuer sein könnte, davon scheiden mich Konvenienz und Situationen.“ Man darf bei diesen erregten Worten wohl an sein Verhältnis zu Charlotte denken. Er wiederholt (mit den Worten seines Karlos): „Der hiesige Horizont liegt schwer und drückend auf mir wie das Bewußtsein eines Mords.“

Mit Freuden sah der Körnersche Kreis seiner Ankunft entgegen. Nun eröffnete ihnen Schiller, in einem Brief an Huber, auch seine äußere bedrängte Lage (sein „Finanzsystem“). Er brauchte mindestens 100 Dukaten, um fort zu können; auch diese wurden ihm auf Körners Vermittelung vom Buchhändler Göschken vorgeschoßen. So war jene Sendung dem Dichter wirklich zum rettenden Anker geworden, sich aus inneren und äußeren Bedrängnissen zu befreien, aus denen er sonst vielleicht keinen Ausweg gefunden hätte, und die edle Geinnung der Geber war auf das Schönste belohnt:

„Guten Menschen fürwahr spricht oft ein himmlischer Geist zu,
Dass sie fühlen die Not, die dem armen Bruder bevorsteht.“¹

Im April 1785 reiste Schiller von Mannheim ab. Wieder trennte er sich, wie vor dritthalb Jahren, von seinem treuen Streicher, der alle die Zeit unerschütterlich bei ihm ausgehalten hatte. Aber froher und freier als damals konnte er in die Zukunft schauen. Es war ein wich-

¹ So Jonas, Christian Gottfried Körner, S. 27.

tiger und glücklicher Wendepunkt seines Lebens. „Die Himmelschen“, sagt Streicher am Schluß seines Buches, „leiteten nun an sanfter, gütiger Hand ihren Begünstigten in die Arme von Freunden, die alles aufboten, damit er seinem hohen Berufe nicht ungetreu würde, damit er die unendliche Menge des wahrhaft Schönen und Guten, welches er in sich trug, zur Veredlung der Menschheit, zur Erleuchtung und Stärkung kommender Geschlechter, zu unvergänglichem Ruhme seiner selbst wie seines Vaterlandes anwenden könnte.“ Streicher hat seinen großen Freund niemals im Leben wiedergesehen, aber bis an seinen Tod hat er die Erinnerung an die gemeinsam verbrachten Jahre still als ein heiliges Vermächtnis in seinem Herzen getragen.

3. Körners Freundschaft.

Am 17. April 1785 traf Schiller in Leipzig ein und lernte zunächst, da Körner gerade in Dresden war, Huber und die beiden Schwestern Stock kennen. Körner begrüßte seine Ankunft aufs freundigste in einem Briefe, in dem er sein Herz rückhaltlos dem Freunde erschließt, und Schiller antwortet in der gehobensten Stimmung mit dem herzlichen Burufe: „Glück zu dem lieben Wanderer, der mich auf meiner Reise zur Wahrheit, zum Ruhme, zur Glückseligkeit so brüderlich und treulich begleiten will!“ So war der vertrauteste Bund geschlossen, noch ehe sie sich persönlich kannten, und Körner trägt dem Freunde, den er noch nie mit Augen gesehen, das brüderliche Du an: „Das Sie in unsfern Briefen ist mir zuwider. Wir sind Brüder durch Wahl mehr, als wir es durch Geburt sein könnten!“ Endlich am 1. Juli fahnen sie sich in dem nahe bei Leipzig gelegenen Kahnsdorf von Angesicht zu Angesicht¹, und Schiller läßt zwei Tage darauf den heißesten Dank und die beredteste Freudenergiebung über den nun für immer gewonnenen Freund in einem begeisterten Briefe ausströmen. Aus einigen Andeutungen und Vorschlägen über buchhändlerische Beziehungen und litterarische Unternehmungen hörte der feinfühlige Freund heraus, daß sich Schiller noch immer in bedrängten Geldverhältnissen befand, und er beeilt sich zu antworten: „Du hast noch eine gewisse Bedenkllichkeit, mir Deine Bedürfnisse zu entdecken. Warum sagst Du mir nicht in Kahnsdorf ein Wort davon? Warum schreibst Du

¹ So nahm man wenigstens bisher an. Jetzt weist Jonas, Schillers Briefe, I, S. 497, auf einige Schwierigkeiten in dieser Zeitbestimmung hin.

mir nicht gleich, wieviel Du brauchst? Wenn ich noch so reich wäre und Du ganz überzeugt sein könntest, welch ein geringes Objekt es für mich wäre, Dich aller Nahrungsorgen für Dein ganzes Leben zu überheben, so würde ich es doch nicht wagen, Dir eine solche Anerbietung zu machen. Ich weiß, daß Du im stande bist, sobald Du nach Brot arbeiten willst, Dir alle Deine Bedürfnisse zu verschaffen. Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, Dich aus der Notwendigkeit des Brotverdienens zu sehen. Was dazu gehört, kann ich entbehren, ohne im geringsten meine Umstände zu verschlimmern. Auch kannst Du mir meinethalben nach ein paar Jahren alles wieder mit Interessen zurückgeben, wenn Du im Überfluß bist.“ Wenn etwas der selbstlosen Größe dieser Freundschaftsgesinnung gleichkommt, so ist es die Art, wie Schiller sie aufnimmt und erwidert: „Für Dein schönes und edles Anerbieten habe ich nur einen einzigen Dank, dieser ist die Freimütigkeit und Freude, womit ich es annehme. Niemals habe ich die Antwort gebilligt, womit der große Rousseau den Brief des Grafen Orlof abfertigte, der aus freiwilligem Enthusiasmus dem flüchtigen Dichter eine Freistätte anbot; in eben dem Maße, als ich mich gegen Rousseau kleiner fühle, will ich hier größer handeln wie er. Deine Freundschaft und Güte bereitet mir ein Elysium. Durch Dich, teurer Körner, kann ich vielleicht noch werden, was ich je zu werden verzagte. — Die Thränen, die ich hier an der Schwelle meiner neuen Laufbahn Dir zum Danke, zur Verherrlichung vergieße, diese Thränen werden wiederkommen, wenn diese Laufbahn vollendet ist. Werde ich, was ich jetzt träume, wer ist glücklicher als Du? Eine Freundschaft, die so ein Ziel hat, kann niemals aufhören. Berreiße diesen Brief nicht. Du wirst ihn vielleicht in zehn Jahren mit einer seltsamen Empfindung lesen, und auch im Grabe wirst Du sanft darauf schlafen.“

So war unserm Dichter „der große Wurf gelungen, eines Freunden Freund zu sein“. Und diese Freundschaft hat von beiden Seiten keinen Wandel erlitten, bis zu Schillers Tode. Ehe Körner ihn persönlich kannte, schrieb er einmal, gleichsam gegen das Vorgefühl von Schillers geistiger Überlegenheit sich wehrend, Freundschaft müsse auf Gleichheit beruhen, und „wenigstens muß Schiller nicht zu sehr über mich emporragen, wenn uns ganz wohl bei einander sein soll“. Nun sah er wohl, daß dieser Wunsch vergeblich sei, und fühlte je länger je mehr, daß jener an Geisteskraft wie ein Riese neben ihm stand. Aber zu seinem Glücke hatte er das einzige, aber auch sichere „Rettungs-

mittel gegen große Vorzüge eines andern“¹ gefunden: die Liebe. Und er hatte doch auch seinerseits in diesem Bunde genug einzusehen: vor allem das lautere Gold seines Charakters. „Nichts geht über das Vergnügen, jemand in der Welt zu wissen, auf den man sich ganz verlassen kann. Und dies ist Körner für mich.“ So urteilte Schiller am 4. Dezember 1788², und so hat er stets geurteilt. Aber auch des Freundes Klares, sachliches Urteil war für Schiller von unschätzbarem Werte, ebenso seine ausgebreiteten sicheren Kenntnisse, und nicht zum wenigsten sein „glückliches Talent zur Begeisterung“. Mit voller Bestimmtheit sagt Schiller am 1. Februar 1790 dem Freunde: „Du wirst mit keinem Menschen ein genaueres Band flechten als mit mir, und ich ebensowenig.“ Und so ist es geblieben. Das schönste Denkmal dieser edlen und reinen Freundschaft ist der Briefwechsel, der von nun an eine Hauptquelle für Schillers Leben bildet. Fließen auch später, nach der Bekanntschaft mit Goethe, die Briefe etwas spärlicher, so bleiben sie doch immer reich an Aufschlüssen über äußere und innere Verhältnisse; vertrauensvoll legt Schiller bis zuletzt dem Freunde alles vor, was ihn bewegt.

Schiller hatte im Mai 1785 von Leipzig aus seinen Wohnsitz in dem benachbarten Gohlis genommen, wo er einige heitere, hochgestimmte Wochen verlebte. Ein Denkmal dieser Stimmung ist sein „Lied an die Freude“, welches um diese Zeit entstanden ist. Hier läßt er sein ganzes von Freundschaft und Freude volles Herz ausströmen. Derselbe Dichter, der vor wenigen Monaten in der „Resignation“ die erschütternde Klage erhob, daß „des Lebens Mai ihm abgeblüht“ habe, der den „Vollmachtbrief zum Glücke“ unerbrochen zurückgab, weil er „nichts von Glückseligkeit“ wisse, ruft jetzt der ganzen Menschheit zu:

„Seid umschlungen Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt!“

und ist innig von der gläubigen Zuversicht durchdrungen, daß „überm Sternenzelt ein lieber Vater wohne“.

Über der Umgang in Leipzig und Gohlis wollte ihm, nachdem er Körner persönlich kennen gelernt hatte, nicht mehr genügen. Er wartete nur noch des Freundes Vermählung, die am 7. August 1785 stattfand, und die erste häusliche Einrichtung des jungen Paars ab und folgte

¹ Goethe, „Sprüche in Prosa“, angeführt von Jonas, Christian Gottfried Körner, S. 44. Vgl. Brief Schillers an Goethe vom 2. Juli 1796.

² Brief an Lotte von Lengefeld, Jonas II, 168.

ihm dann nach Dresden, wo er am 11. September eintraf. „Die Freude des Wiedersehens“, schreibt er an Huber, „und eines solchen Wiedersehens war himmlisch.“ Den Abend fuhren sie nach Körners Weinberg bei Loschwitz, und Schiller war über die Reize der Gegend wie über die ihm so ungewohnte Behaglichkeit des Daseins entzückt: „Der gestrige Abend hier auf dem Weinberge war mir ein Vorschmack von allen folgenden. Während daß Dorchen und Minna auspackten und im Hause sich beschäftigten, hatten Körner und ich philosophische Gespräche. O liebster Freund, das sollen göttliche Tage werden! Diese Nacht habe ich zum ersten Male unter einem Dache mit unsren Lieben geschlafen. Minna ist ein so liebes Hausweibchen. Sie haben mich gestern nacht in Prozession auf mein Zimmer gebracht, wo ich alles zu meiner Bequemlichkeit schon bereitet fand. Heute beim Erwachen hörte ich über mir auf dem Klaviere spielen. Du glaubst nicht, wie mich das belebte.“

So verstrich Schiller die nächste Zeit im Umgang mit den neuen Freunden, bald in Dresden, bald in Loschwitz, auf Körners Weinberg, auf Spaziergängen an den schönen Elbufern nach Blasewitz und andern Orten der Umgegend. Außere Erlebnisse sind fast gar nicht zu verzeichnen, aber wie behaglich und befriedigt hier sein Leben war, zeigen schon die mancherlei poetischen Scherze, die aus dieser Zeit erhalten sind, so das „Unterthänige Promemoria an die Konsistorialrat-Körnerische weibliche Waschdeputation in Loschwitz“ und der dramatische Spaß „Körners Vormittag“. Das wichtigste litterarische Ergebnis seines Dresdener Aufenthalts war die Vollendung des „Don Karlos“. Seine erste Beschäftigung mit diesem Stoffe fällt in die Zeit seines Aufenthalts in Bauerbach; Bruchstücke der Ausarbeitung hatte er bereits in den ersten Jahrgängen der „Thalia“ 1785—87 veröffentlicht. Jetzt füllte er die Lücken aus, kürzte und feilte vielfach die Darstellung und führte das Stück bis zu Ende. So erschien es 1787 als Ganzes.

Der „Don Karlos“ scheidet sich schon äußerlich von den Jugenddramen Schillers durch seine poetische Form. Es ist das erste große Bühnenstück, das er in Versen schrieb. Der Gebrauch des fünffüßigen Jambus, des sogenannten Blankverses, im Drama war aus Shakespeare zu uns gekommen und nach einigen weniger beachteten Versuchen (Braves „Brutus“ 1757, Wielands „Johanna Grah“ 1759, Klopstocks „Salomo“ 1764) durch Lessings „Nathan“ 1779 zuerst eingebürgert worden. Goethes „Iphigenie“ und „Tasso“ in metrischer

Form fallen später als die ersten Veröffentlichungen des „Don Karlos“. Die Einführung des Verses war ohne Zweifel ein bedeutender Fortschritt der Kunst und wurde für Schiller insbesondere zu einem wohltätigen Zwange, das allzu Ungezügelte seiner bisherigen Schreibart zu mildern und zu veredeln.

Das Stück beruht insofern auf derselben Ansicht wie die drei Prosaedramen, als ein absichtlicher Kampf gegen die bestehende Ordnung durch sie alle hindurchgeht, der Dichter also noch nicht, wie vom „Wallenstein“ an, zu einer wirklich objektiven Darstellung durchgedrungen ist. Bezeichnend dafür ist jenes Wort an Reinwald am 14. April 1783, er wolle in seinem Stücke die Menschheit an der Inquisition rächen und einer „Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen“. Die Worte stammen freilich aus der frühesten Zeit, aber wenn auch das Religiöse später zurücktrat und das Politische an Bedeutung gewann, die Tendenz blieb doch: der vorhandene Zustand der Welt wird als ein verwerflicher, unwürdiger hingestellt. Aber während es in den drei ersten Dramen bei dieser Verneinung bleibt, ist jetzt im „Don Karlos“ etwas Neues hinzugekommen. Was uns hier ergreift, ist nicht mehr bloß der tobende Zorn eines Karl Moor, nicht die selbstsüchtige politische Berechnung Fieskos, nicht der glühende Haß aus „Kabale und Liebe“: die begeisterte Hingabe für das Gute und Edle reißt uns mit sich fort. Die Ideen, auf denen sich das politische und bürgerliche Leben in würdiger Weise erheben soll, Freiheit und Menschlichkeit, werden lebendig vorgeführt, das „kühne Traumbild eines neuen Staates“ wird vor unserer Phantasie aufgebaut, und zwar mit so überzeugender Veredsamkeit, daß wir an ihren endlichen Sieg glauben, selbst wenn zum Schluß des Dramas die Gegner triumphieren.

Vom künstlerischen Standpunkte sind allerdings auch Schwächen in dem Stück. Namentlich ist der Gang der Handlung in den letzten Akten etwas verwirrend und durchaus nicht so übersichtlich und klar, wie wir es sonst bei Schiller gewohnt sind. Der Grund liegt vornehmlich in der Person des Marquis Posa, dessen Absichten und Charakter der Dichter nicht zur vollen Klarheit entwickelt hat. Darum that auch das Drama auf der Bühne, wo folgerichtige Handlungsführung immer ausschlaggebend ist, keine solche Wirkung wie die früheren Stücke, zumal die übermäßige Länge zu starken Kürzungen nötigte, die nicht immer ohne Schaden abgehen konnten. Aber hinsichtlich seines Gedanken-

gehalts und seiner Darstellung bleibt der „Don Karlos“ eine der großartigsten Erscheinungen der Litteratur, ausgezeichnet durch die Fülle erhabener und kühner Ideen, welche mit dem Feuer jugendlicher Begeisterung vorgetragen werden, in einer Sprache, die durch ihren Glanz, Reichtum und Wohlklang auch den kühnsten Leser bezaubern muß. Daher war auch die Aufnahme, namentlich bei der Jugend, eine überaus begeisterete. Man empfand, daß hier der Zusammenstoß alter und neuer Zeit dargestellt war. Die Zukunft freier Völker war die hohe Verkündigung des Stücks, die ihm alle Herzen gewann und den Dichter zum Liebling seines Vaterlandes machte.

Außer dem „Don Karlos“ fällt in diese Zeit auch der Roman „Der Geisterschäfer“ sowie Plan und Beginn des Dramas „Der Menschenfeind“. Beide Dichtungen blieben unvollendet, soviel Interesse auch besonders die erstere erregte, deren überaus spannende Darstellung Schillers volle Meisterschaft auch in dieser Gattung zeigt und uns sehr bedauern läßt, daß er dies Werk nicht zum Schluß geführt und das ganze Gebiet gar nicht weiter angebaut hat.

Aber allmählich fing Schiller an, sich aus dem Dresdener Leben wegzusehnen, vornehmlich wohl, weil er das unabweisbare Bedürfnis empfand, sich endlich ganz auf eigne Füße zu stellen. Auch hatte er in Dresden außer dem einen Körner niemand, dessen Umgang ihm genügte und ihm geistige Anregung bot. Dazu kam im Anfang 1787 noch ein äußerer Grund. Er hatte auf einem Maskenballe ein Fräulein Henriette von Arnim kennen gelernt, die ihn durch ihre liebreizende Lotterie ganz in ihren Bann zog. Es wurde ihm viel, besonders durch Körner, bedeutet, daß die Geliebte und vor allem ihre Mutter, die im schlechtesten Leumund stand, nur ihr Spiel mit ihm trieben. Er glaubte den Anschuldigungen nicht, und es dauerte lange, bis er sich endlich von seiner Verblendung und seinen leichtgläubigen Hoffnungen widerwillig heilen ließ. Aber Dresden war ihm dadurch erst recht verleidet, und er entschloß sich, das gästliche Haus Körners zu verlassen.

Der Ort, wohin er sich nun wenden wollte, war Weimar. Sein Hauptgrund war ohne Zweifel das Gefühl, daß er geistige Anregung und Reife seiner Kunst da finden müsse, wo die ersten litterarischen Größen Deutschlands, vor allem Goethe, Herder, Wieland, sich zusammengefunden hatten. Auch stand er schon in Beziehung zu dem Herzog Karl August. Denn als dieser gegen Ende des Jahres 1784 nach Darmstadt kam, war ihm Schiller, der von Mannheim aus hin-

überfuhr, vorgestellt worden und hatte ihm den ersten Aufzug des „Don Karlos“ vorlesen dürfen. Sein Vortrag mußte sich wohl seit den früheren Mißserfolgen gemildert haben, die feingebildete und geschmackvolle Frau von Kalb, die ihm gewiß seine Schwäche nicht verschwiegen, hatte sicherlich auf ihn eingewirkt. Der Erfolg war, daß der Herzog ihn damals zum Weimarschen „Rat“ ernannte; um so lieber wandte er sich jetzt dahin.

Dritter Abschnitt: Lehrjahre 1787—94.

1. Weimar.

In Weimar, wo Schiller am 21. Juli 1787 ankam, war gerade eine stille Zeit, da weder Goethe noch der Herzog anwesend waren. Er traf daselbst von neuem mit Charlotte von Kalb zusammen, aber obgleich er an Körner berichtet, daß ihr erstes Wiedersehen etwas „Gepräztes und Betäubendes“ gehabt habe, bildete sich doch, da ihre gegenseitige Anziehungskraft sehr groß war, ein weiterer, aber weniger leidenschaftlicher Verkehr zwischen ihnen aus. Von den Großen Weimars wurde er mit Herder und Wieland bekannt und trat mit dem letzteren in einen etwas näheren Verkehr. Die Herzogin-Mutter Amalia lud ihn nach ihrem Lustschloß Tiefurt ein. Auch das benachbarte Jena besuchte er bald und lernte dort Reinhold, Schütz, Hufeland, Griesbach und andere kennen. Am 29. August 1787 schreibt er an Körner: „Ich habe am 28. August Goethens Geburtstag mit begehen helfen, den Herr von Knebel in seinem Garten feierte, wo er in Goethens Abwesenheit wohnt. Die Gesellschaft bestand aus einigen hiesigen Damen, Vogts, Charlotten und mir. Herders beide Jungen waren auch dabei. Wir fraßen herhaft, und Goethens Gesundheit wurde von mir in Rheinwein getrunken. Schwerlich vermutet er in Italien, daß er mich unter seinen Hausgästen habe, aber das Schicksal fügt die Dinge gar wunderbar.“

Seine Studien und Arbeiten bewegten sich in dieser Zeit vornehmlich auf dem Gebiete der Geschichte, der er sich schon seit dem vergangenen Jahre mit Eifer zugewandt hatte, wie z. B. der an Körner gerichtete Brief vom 15. April 1786 zeigt: „Täglich wird mir die Geschichte teurer. Ich habe diese Woche eine Geschichte des Dreißigjährigen Krieges gelesen, und mein Kopf ist mir noch ganz warm davon.“ Es

beginnt jetzt für Schiller eine Periode, die an poetischen Erzeugnissen sehr arm ist, während sie fast alles umfaßt, was er an prosaischen wissenschaftlichen Arbeiten geschaffen hat. Er fühlte, daß er durchaus eines Gegengewichtes gegen die rastlos in ihm arbeitenden Ideen und dichterischen Gestalten in einer Fülle fester, konkreter Kenntnisse bedürfe, und dazu war offenbar keine Wissenschaft so geeignet wie die Geschichte, die ihm in mancher Hinsicht den Mangel einer ausgebreiteten Welt- und Menschenkenntnis ersehen konnte und dabei auch den Dramatiker von seinem Gebiete nicht gänzlich abzog. Die Entwicklung des Menschen- geschlechts in Staat, Kunst und Kultur wurde von nun an eine Idee, die Schiller besonders mächtig anzog, und die auch, als er später wieder zur Poësie zurückkehrte, auf Inhalt und Gestaltung vieler seiner Dichtungen von Einfluß blieb.

Im November 1787 besuchte Schiller von Weimar aus Frau von Wolzogen in Bauerbach und wurde auf der Rückreise durch seinen Jugendfreund Wilhelm von Wolzogen mit der Familie von Lengefeld in Rudolstadt bekannt gemacht. Er schreibt an Körner am 8. Dezember: „In Rudolstadt habe ich mich auch einen Tag aufgehalten und wieder eine recht liebenswürdige Familie kennen lernen. Eine Frau von Lengefeld lebt da mit einer verheirateten und einer noch ledigen Tochter. Beide sind, ohne schön zu sein, anziehend und gefallen mir sehr. Man findet hier viel Bekanntschaft mit der neuen Litteratur, Feinheit, Empfindung und Geist. Das Klavier spielen sie gut, welches mir einen recht schönen Abend machte.“ Die ältere Tochter war Karoline von Beulwitz (später an Wilhelm von Wolzogen verheiratet), die jüngere Charlotte, des Dichters spätere Gattin. Im Januar 1788 kam Lotte nach Weimar, und Schiller beeilte sich, die Bekanntschaft zu erneuen. Am 3. April, als sie sich wieder zur Abreise rüstete, schrieb er ihr das Gedicht „Einer jungen Freundin“ ins Stammbuch, und wenige Tage später in einem Briefe: „Sie werden gehen, liebstes Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den besten Teil meiner jetzigen Freuden mit hinwegnehmen.“ Die Sommermonate brachte er, um der Geliebten nahe zu sein, in Volkstedt bei Rudolstadt zu. Sobald er nun seine „Geschichte des Abfalls der Niederlande“, an der er damals eifrig arbeitete, so weit gefördert hatte, daß ihm sein Verleger Crusius in Leipzig Honorar darauf zahlte, eilte er nach Rudolstadt und stand hier in beständigem vertrauten Umgang mit Lengefelds. Karoline berichtet in ihrer Lebensbeschreibung Schillers von dieser schönen und hochgeiftimm-

ten Zeit: „In unserm Hause begann für Schillern ein neues Leben. Lange hatte er den Reiz eines freien freundschaftlichen Umgangs entbehrt; uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben seine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poesie, Kunst und philosophischen Ansichten das mitteilen, was uns frommen konnte, und dies Bestreben gab ihm selbst eine milde, harmonische Gemütsstimmung. Sein Gespräch floß über in heiterer Laune; sie erzeugte witzige Einfälle, und wenn oft störende Gestalten unsern kleinen Kreis beengten, so ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zusammensangs unter uns nur noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffeevisite unsern genialen Freunde unter den schönen Bäumen des Saalufers entgegengehen konnten. Ein Waldbach, der sich in die Saale ergießt, und über den eine schmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröte auf uns zukommen sahen, dann erschloß sich ein heiteres, ideales Leben unserm innern Sinne. Hoher Ernst und anmutige, geistreiche Leichtigkeit des offenen, reinen Gemüts waren in Schillers Umgang immer lebendig, man wandelte wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in seinen Gesprächen.“

Ein wichtiger Tag fiel noch in diese Rudolstädter Zeit: Schillers erste Bekanntschaft mit Goethe. Dieser war mit der Familie Lengefeld, die er durch Frau von Stein kennen gelernt hatte, wohl befreundet, er wurde hier aufs innigste verehrt und gehörte, wie Karoline sagt, zu ihren „Hausgöttern“. Am 7. September 1788 traf er mit Herder und Frau von Stein dort ein, und Schiller war den ganzen Tag mit in seiner Gesellschaft. Freilich erfüllten sich die Hoffnungen, die die Schwestern auf eine herzliche Annäherung der beiden Dichter gesetzt hatten, für jetzt noch nicht, doch hatten sie sich immerhin berührt. Was Schiller an Körner schreibt, klingt ziemlich zurückhaltend und zeigt, daß Karoline recht hatte, wenn sie sagt, sie hätte von Goethe mehr Entgegenkommen und von Schiller mehr Wärme erwartet. „Sein erster Anblick“, schreibt er, „stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herab, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksstark, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Seine Stimme ist

überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus viel Vergnügen. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas anders als allgemeine Dinge mit ihm sprechen könnten.“ — „Im ganzen genommen“, schließt er, „ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je näher rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir, an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwicklung, so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungarten scheinen wesentlich verschieden.“ Doch ist er gerecht genug, hinzuzufügen: „Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.“

Erst im November 1788 kehrte Schiller nach Weimar zurück. Die Poesie hatte indes auch in diesem Jahre nicht ganz gefeiert. Im April hatte er auf Wielands dringende Bitte, ihm einen Beitrag für den „Deutschen Merkur“ zu liefern, die „Götter Griechenlands“ gedichtet, und während des sommerlichen Aufenthalts in Rudolstadt war die Idee zu dem großen kulturgeschichtlichen Gedichte „Die Künstler“ in ihm lebendig geworden, dessen Vollendung sich bis in den März 1789 hinzog. Sonst aber war er nach wie vor tief in seine historischen Arbeiten versenkt, und diese Beschäftigung hatte auch insofern einen äußeren Erfolg, als sich ihm im Dezember 1788 die Aussicht auf eine Professur der Geschichte an der Universität Jena eröffnete; der Gedanke hierzu war vornehmlich von Goethe ausgegangen. Im März 1789 erfolgte die förmliche Berufung. Freilich blieb er, als außerordentlicher Professor, zunächst ohne Gehalt, und er empfand außerdem, daß ihn die neue Thätigkeit auf längere Zeit seinem Dichterberufe einigermaßen entfremden würde, und beklagte es tief, daß er seine Freiheit opfern müsse. Indes troß aller Bedenken nahm er besonders im Hinblick auf seinen sehnlichen Wunsch, sich eine Häuslichkeit zu gründen, gern eine feste Staatsstellung an. Er that es, wenn ihm auch vor dem Amt einigermaßen angst war, auf daß er keineswegs genügend vorbereitet sei. Mancher Student, meinte er, werde mehr Geschichte wissen als der

neue Professor. Goethe, dem er auf die Anstellung hin seinen Besuch machte, tröstete ihn mit dem alten Erfahrungssätze: *docendo discitur*.

2. Jena. Eigener Herd.

So siedelte Schiller denn am 11. Mai 1789 nach Jena über und betrat am 26. desselben Monats zum ersten Male den Lehrstuhl der Hochschule. Über dieses erste „Abenteuer auf dem Katheder“, das sich zu einer ungewöhnlich glänzenden Huldigung für ihn gestaltete, gibt er an Körner einen höchst anschaulichen und ergötzlichen Bericht: das Auditorium, das er zunächst bestimmt hatte, erwies sich lange vor Beginn der Vorlesung für den Andrang der Zuhörer als viel zu klein; es wurde noch im letzten Augenblick ein größerer Saal gewählt, der etwa 400 Menschen fasste und am andern Ende der Straße lag. So ließen denn die Studenten in Scharen, eilend und rennend, um noch einen Platz zu erobern, durch die Stadt, so daß ein allgemeiner Lärm entstand und selbst die Wache in Bewegung kam. Übrigens, sagt Schiller mit Beziehung auf seine Ungewöhnlichkeit, vor solcher Versammlung zu sprechen: „Ich hatte mich mit einer gewissen Festigkeit gestählt, wozu die Idee, daß meine Vorlesung mit keiner andern, die auf irgend einem Katheder in Jena gehalten worden, die Vergleichung zu scheuen brauchen würde, und überhaupt die Idee, von allen, die mich hören, als der Überlegene anerkannt zu werden, nicht wenig beitrug.“ Auch sei er nach den ersten zehn Worten im ganzen Besitz seiner „Contenance“ gewesen und habe mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme gelesen, die ihn selbst überrascht habe. Die Studenten brachten ihm eine „Nachtmusik“, und „Bivat wurde dreimal gerufen“. Den Inhalt seiner beiden ersten Vorlesungen veröffentlichte er bald darauf im „Merkur“ unter der Überschrift: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“

Nunmehr im Besitz eines festen Amtes, that Schiller im August 1789 den für sein künftiges Lebensglück entscheidenden Schritt, indem er sich mit Charlotte von Lengefeld verlobte. Gegen Ende des Jahres wandte er sich an den Herzog mit der Bitte, ihm ein wenn auch geringes festes Gehalt zu bewilligen, da er bisher sein Lehramt ohne jede Bejoldung bekleidet hatte. „Den Tag, nachdem ich ihm geschrieben“, berichtet er an Körner, „ging ich nach Weimar, aber ganz in der Stille und ohne jemand anders zu sehen als Lengefelds. Er erfuhr's aber, ließ mich holen und sagte mir, daß er gern etwas für mich thun möchte,

um mir seine Achtung zu zeigen. Aber mit gesenkter Stimme und einem verlegenen Gesichte sagte er, daß zweihundert Thaler alles sei, was er könne. Ich sagte ihm, daß dies alles sei, was ich von ihm haben wolle. Er befragte mich dann um meine Heirat und beträgt sich, seitdem er darum weiß, überaus artig gegen Lottchen.“

Da er durch seine Vorlesungen und vor allem durch seine schriftstellerischen Arbeiten auf andere bestimmte Einnahmen rechnen konnte und „mit achtundhundert Thalern“, wie er am Weihnachtsheiligabend 1789 schreibt, in Jena „recht artig“ leben zu können meinte, so waren die äußerlichen Hindernisse aus dem Wege geräumt, und es stand der Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches nichts mehr entgegen. Diese beglückende Aussicht versetzte ihn in eine heitere und gehobene Stimmung, vor der die Erinnerung an die schweren und schmerzlichen Kämpfe seines Lebensganges und die mancherlei unmutigen Gedanken bei der Übernahme der Professur zurücktraten. Am 1. Februar 1790 schreibt er: „Meinem künftigen Schicksal sehe ich mit heiterm Mute entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziel stehe, erstaune ich selbst, wie alles doch über meine Erwartungen gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genuss meines Geistes leben, ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren, ein inneres Dichterleben gibt mir sie zurück. Zum Poeten mache mich das Schicksal, ich könnte mich, auch wenn ich noch so sehr wollte, von dieser Bestimmung nie weit verlieren.“

Wenige Wochen darauf, am 22. Februar 1790, wurde alsdann der Ehebund geschlossen, der, von der reinsten und edelsten Liebe verklärt, in innigster Seelengemeinschaft und ungetrübtem Glück bis an seinen Tod gedauert hat. „Was für ein schönes Leben führe ich jetzt“, schreibt er am 1. März 1790 an Görner. „Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine innertwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage dahin. Ich habe meiner Geschäfte gewartet wie zuvor und mit mehr Zufriedenheit mit mir selbst.“ Derselbe Ton innigen Glückes klingt auch später immer unverändert aus seinen Worten. „Mir macht es“, schreibt er am 24. Oktober 1791, „wenn ich auch Geschäfte habe, schon Freude, mir nur zu denken, daß sie um mich ist; und ihr liebes Leben

und Weben um mich herum, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe, gibt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Übel ohne diesen Umstand fast unmöglich wäre. Wären wir beide nur gesund, wir brauchten nichts weiter, um zu leben wie die Götter."

Schillers wissenschaftliche Beschäftigung war auch jetzt noch vornehmlich der Geschichte gewidmet. Von seinen beiden wichtigsten historischen Werken war das erste, die „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande“, bereits 1788 veröffentlicht worden und hatte vornehmlich seine Berufung nach Jena bewirkt; das zweite, mit dem er seine Laufbahn auf diesem Gebiete schloß, die „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“, erschien 1791—93. Dazwischen liegen kleinere historische Arbeiten, namentlich die „Allgemeine Sammlung historischer Mémoires“, die unter seiner Leitung übersetzt und herausgegeben wurden, und zu denen er die geschichtlichen Überblicke schrieb, zum Teil umfangreiche und höchst wertvolle Darstellungen, so namentlich die „Geschichte der französischen Unruhen, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen“. Sein Verdienst auf diesem Gebiete ist nicht gering. Waren auch seine Werke an gründlichen Quellenstudien von eigentlichen Fachgelehrten leicht zu übertreffen, so waren sie es desto schwerer an Lebendigkeit und geschmackvoller Darstellung.immer wählt er solche Ereignisse, in denen sich das Streben der Menschheit nach höherer Entwicklung, nach Freiheit und Menschlichkeit kundgibt, und so stellt er in seinen geschichtlichen wie in seinen poetischen Werken den Kampf des Edlen und Schönen mit dem Schlechten und Gemeinen, der Freiheit mit dem Despotismus dar und zeigt in diesem Kampfe die höchste Höhe des Menschen, der sich entschließt, „das Teuerste an das Edelste zu setzen“.

3. Krankheit und Genesung.

Schiller hätte jetzt eine ruhige und schöne Zeit genießen können, in leidlicher äußerer Lage, in der glücklichsten Häuslichkeit, im Bewußtsein hoher, stets steigender Anerkennung seines Wertes von allen Seiten. Aber die tiefe Erschütterung, die seine Gesundheit in jenem traurigen Mannheimer Winter erlitten hatte, und die nur scheinbar überwunden worden war, kam jetzt mit erneuter Macht zum Durchbruch, gewiß mit infolge der übermäßigen Anstrengung, die er sich für seine damaligen schriftstellerischen Arbeiten in Rücksicht auf sein Amt und den neugegründeten Haushalt zunutze. Denn er brachte oft vierzehn Stunden täglich

schreibend und lesend am Arbeitsstische zu. Das hielt seine geschwächte Natur nicht aus. Schon im Winter 1790 auf 1791 ergriff ihn eine schwere Krankheit, ein krampfartiges Brustleiden, von dem er sich nie wieder ganz erholt hat. Der erste Anfall, ein heftiges Katarrhieber, erfolgte im Januar 1791, und die Krankheit kehrte mehrfach sich steigernd wieder. Die liebevolle Pflege seiner Frau und die allseitige Teilnahme von Freunden und Zuhörern rührte ihn sehr und trug zu seiner Erholung bei. Die Vorlesungen mußte er natürlich aufgeben, und der Herzog entband ihn auch für den Sommer von jeder akademischen Verpflichtung. In der Hoffnung, sich völlig herzustellen, ging er im März nach Rudolstadt, erlitt aber hier am 17. Mai einen neuen, so heftigen Anfall, daß er ihn nicht zu überleben glaubte und jeden Augenblick der schrecklichen Mühe des Atemholens zu unterliegen fürchtete. Sein Geist blieb heiter, und alles Leiden, das er fühlte, verursachte der Anblick seiner guten Lotte und der Gedanke daran, daß sie den Schlag nicht überstehen würde. Einigermaßen wieder gehefft, entschloß er sich, Anfang Juli 1791 auf ärztliches Anraten mit seiner Frau nach Karlsbad zu gehen, wo er bis zum August verweilte. Der Aufenthalt wirkte in der That günstig auf ihn, die Ruhe und die Natur thaten ihm wohl. Auch Gedanken an dichterische Entwürfe drängten sich ihm hier wieder auf: er versäumte nicht, nach dem benachbarten Eger zu fahren und sich den Schauplatz von Wallensteins Tod sowie das Bild des Helden anzusehen, dessen mächtige Gestalt ihn schon damals lebhaft fesselte.

Trotzdem war er nur unvollständig hergestellt, als er zurückkehrte. Von Erfurt, wo er sich mehrere Wochen aufhielt und mit dem Kodaktor von Dalberg in freundschaftlichem Umgang stand, schreibt er am 6. September an Körner: „Mit der Besserung geht es leidlich, aber langsam, und noch immer bleiben die Krampfanfälle nicht ganz aus; auch der kurze Atem hält noch immer an. Doch kann ich jetzt zwei, drei Stunden des Tages etwas lesen, ohne mich anzugreifen.“ Aber die Bedrängnis seiner äußerer Lage kam ihm jetzt schwer zum Bewußtsein. Er spricht in demselben Briefe schmerzlich von der Ungewißheit seines künftigen Schicksals: es sei ihm durchaus unmöglich, sich wie bisher auf seine schriftstellerischen Einkünfte zu verlassen; denn so beträchtlich diese auch seien, solange er gesund sei, so fehlten sie doch ganz in der Krankheit. Dies Krankheitsjahr habe ihm 1400 Thaler gekostet.

Seine Lage war in der That überaus sorgenvoll, eine etwaige Unterstützung seines Herzogs konnte nur gering sein. Aber gerade in

dieser schwersten Bedrängniß zeigte sich ihm plötzlich und unerwartet wiederum eine rettende Hand. Die Kunde von Schillers Krankheit war in alle Welt gedrungen, und im Juni 1791 hatte sich das Gerücht verbreitet, er sei gestorben. Diese Todesnachricht war auch zu dem dänischen Dichter Jens Baggesen gekommen, der Schiller 1790 in Jena kennen gelernt hatte und zu seinen begeistersten Verehrern zählte. Er bildete mit einigen gleichgesinnten Freunden, zu denen namentlich der Herzog Friedrich Christian von Holstein-Augustenburg¹ und der Minister Graf Ernst von Schimmelpfennig gehörten, eine kleine Schillergemeinde, in der seine Werke vorgelesen und begeistert aufgenommen wurden. Im Anfang Juni 1791 hatten sie gelegentlich einer Lustfahrt nach dem kleinen Orte Hellebeck bei Kopenhagen eine Feier zu Ehren des Dichters veranstalten wollen. Gerade als sie sich fröhlich zur Abfahrt rüsteten, hatte die Kunde seines Todes sie getroffen. Sie waren ganz trostlos und niedergeschmettert, fuhren aber gleichwohl hinaus, um den Schmerz gemeinsam zu tragen, und hielten dort traurigen Herzens eine wehmütige Totenfeier, sich stärkend und tröstend an den begeisternden Dichtungen des Totgeglaubten. Man kann sich denken, daß die Nachricht von diesen Vorgängen dem Genesenden eine frohe und erhebende Stunde bereitete. Als nun Baggesen von Professor Reinhold in Jena erfuhr, daß Schiller lebe, daß er sich aber wohl schwerlich ganz erholen werde, da er genötigt sei, sich körperlich und geistig aufzurüben, um seinen Unterhalt zu verdienen, vereinigten sich der Herzog und der Minister, dem Dichter ihre Hilfe anzubieten. Ihr Brief vom 27. November 1791 beginnt: „Zwei Freunde, durch Weltbürgerinn miteinander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann. Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie.“ Nachdem sie dann mit zarter Schonung auf seine Krankheit und seine äußere Lage hingewiesen, fahren sie fort: „Wir bieten Ihnen auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von 1000 Thalern an. Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen! Wir wissen diese zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu sein. — Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder, vor sich, nicht eitle Große, die durch diesen Gebrauch ihrer Reichtümer nur einer etwas edleren Art von Hochmut frönen.“ Schon die Freude sowohl über das Geschenk als

¹ Urgroßvater der deutschen Kaiserin Augusta Viktoria.

über den hochherzigen Sinn der Geber mußte Schillers Genesung fördern. Er nahm das Anerbieten, wie es gemacht war, ohne kleinliche Bedenken an. „In einer Zeit“, schreibt er an den Herzog, „wo die Überreste einer angreifenden Krankheit meine Seele umwölkt und mich mit einer finstern, traurigen Zukunft schreckten, reichen Sie mir, wie zwei schützende Genien, die Hand aus den Wolken. — Erröten mußte ich, wenn ich bei einem solchen Anerbieten an etwas anders denken könnte, als an die schöne Humanität, aus der es entspringt, und an die moralische Absicht, zu der es dienen soll. Rein und edel, wie Sie geben, glaube ich empfangen zu können.“ Nach Dresden schreibt er wenige Tage darauf: „Ich muß Dir unverzüglich schreiben, ich muß Dir meine Freude mitteilen, lieber Körner! Das, wonach ich mich schon, solange ich lebe, auß feurigste gesehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los.“ Er teilt ihm das Anerbieten mit, dessen Zartheit und Feinheit ihn noch mehr gerührt habe als das Geschenk selbst, und schließt: „Wie mir jetzt zu Mute ist, kannst Du denken. Ich habe die nahe Aussicht, unabhängig von Nahrungsorgen ganz den Entwürfen meines Geistes zu leben. Ich habe endlich einmal Muße zu lernen und zu sammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten.“

Das Nächste, was Schiller in der neuen unabhängigen Lage that, war auf völlige Stärkung seiner Gesundheit gerichtet; er gestattete sich manche sonst entbehrte Lebensbequemlichkeit, schaffte sich ein Reitpferd an und fuhr täglich spazieren. Auch tilgte er seine alten Schulden. Die Muße, die ihm durch die Befreiung von seinen äußerer Sorgen zu teil wurde, verwandte er zunächst mit grossem Eifer auf die Kantsche Philosophie, in deren eben begonnenem Studium ihn die Krankheit damals unterbrochen hatte. Leider wurde er im Januar und Februar 1792 abermals von dem Übel befallen, das also keineswegs ganz überwunden war; doch konnte er im April und Mai den lange sehnlich gehgten Wunsch erfüllen, mit seiner Frau den treuen Körner in Dresden zu besuchen und nach so langer Zeit ein herzliches Wiedersehen zu feiern. Mit dem Freunde zusammen vertiefte er sich auch hier wieder in Kant, und diesem Studium blieben seine nächsten Jahre gewidmet. Die ästhetischen Abhandlungen, die in diese Zeit fallen, beruhen auf Kantschen Grundlagen, namentlich auf der „Kritik der Urteilskraft“, deren anregende Gedanken der Dichter für sein ästhetisches System durch-

arbeitete und selbständig erweiterte und ergänzte. Hieraus gingen 1793 und 1794 die „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“ hervor, die ursprünglich an den Prinzen von Augustenburg gerichtet waren und später (1795) für die „Horen“ in ihre jetzige Gestalt umgearbeitet wurden. Von den übrigen Abhandlungen sind die beiden umfangreichsten und in ihrer Wirkung bedeutendsten die über „Urrmut und Würde“ 1793 und über „Naive und sentimentalische Dichtung“ 1795.

Im September 1792 hatte Schillers Mutter mit der jüngsten Tochter Nanette einen mehrwöchigen Besuch bei dem Sohne in Jena gemacht, und dies hatte auch seine Sehnsucht nach der schwäbischen Heimat erweckt. So führte er denn im Sommer 1793 diesen Plan aus und kam am 8. August „nach einer zwar beschwerlichen, aber von allen üblichen Zufällen freien Reise“ mit seiner Frau in der Reichsstadt Heilbronn an, wo er sich zunächst aufhalten wollte, um nicht gleich das Gebiet des Herzogs Karl Eugen zu betreten. Dieser legte ihm aber nichts in den Weg, erlaubte auch dem Vater, ihn in Heilbronn zu besuchen. Übrigens war des Herzogs Gesundheit sehr erschüttert, es ging mit ihm zu Ende, und er starb noch während Schillers Aufenthalt in Schwaben am 24. Oktober 1793. Schiller wohnte der Totenfeier in der Schloßkapelle zu Ludwigsburg bei und sprach mit seinen Freunden, die er zum Teil hier wieder traf, ohne Groll von dem Hingeschiedenen.

Schiller hatte die Seinigen wohlaufl gefunden, hoch erfreut über das Wiedersehen. Der Vater war in seinem siebzigsten Jahre das Bild eines gesunden Alters und sah aus wie ein rüstiger Sechziger. Schon im September verließ Schiller Heilbronn und nahm seinen Wohnsitz, den Eltern sehr viel näher, in Ludwigsburg. Hier wurde ihm am 14. September 1793 zu seiner großen Freude sein ältester Sohn, Karl, geboren. Schillers damalige Erscheinung schildert sein Jugendfreund von Hoven folgendermaßen: „Er war ein ganz anderer Mann geworden; sein jugendliches Feuer war gemildert, er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen. An die Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit in seinem Anzuge war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blasses, kränkliches Aussehen vollendeten das Interesse seines Anblicks bei mir und allen, die ihn vorher näher gekannt hatten. Leider war der Genuss seines Umgangs sehr oft durch seine Kränklichkeit, heftige Brustkrämpfe, gestört; aber in den Tagen des Besserbefindens, in welcher Fülle ergoß sich der Reichtum seines Geistes, wie liebevoll zeigte sich sein weiches, teilnehmendes Herz, wie sichtbar drückte sich

in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus, wie anständig war seine sonst etwas ausgelassene Zövialität, wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz, er war ein vollendet Mann geworden.“

Im März 1794 siedelte Schiller nach Stuttgart über, wo er sich vielfach mit dem Plane zu seinem „Walleinstein“ beschäftigte; so lebendig war ihm dieser schon, daß er an Körner schreibt: „Und ist nur erst der Plan fertig, so ist mir nicht bange, daß er in drei Wochen ausgeführt sein wird!“ Das war er noch nicht einmal in drei Jahren! Hier in Stuttgart war es auch, wo der berühmte Bildhauer Dannencker, von der Karlsschule her mit Schiller nah befreundet, die Büste des Dichters modellierte, die später auf der Bibliothek zu Weimar aufgestellt wurde. Im Mai endlich reiste er nach neunmonatlichem Aufenthalt in der Heimat zurück und war am 15. nach einer neuntägigen, glücklich überstandenen Reise wieder in Jena.

Bierter Abschnitt: Meisterjahre 1794—1805.

1. Goethes Freundschaft.

In Schwaben war Schiller mit dem unternehmenden Buchhändler Cotta, der damals in Ludwigsburg wohnte, zusammengetroffen und hatte mit ihm die Herausgabe einer neuen Zeitschrift verabredet, da die „Thalia“ seine Erwartungen keineswegs erfüllt hatte. Das neue Blatt sollte „Die Horen“ heißen, und Schiller übernahm es, die bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands für dies litterarische Unternehmen zu gewinnen. Sobald er also nach Jena zurückgekehrt war, griff er diesen Plan an und wandte sich an eine große Anzahl der namhaftesten Schriftsteller. Vor allem schien ihm das Gelingen von der Teilnahme des gefeiertsten und unbestritten ersten Dichters der Nation abzuhängen, von Goethe. An ihn also richtete er ebenfalls am 13. Juni eine Einladung, und als Goethe in freundlichen Worten zusagte, „mit Freuden und von ganzem Herzen von der Gesellschaft zu sein“, so war damit eine nähere Beziehung zwischen ihnen angebahnt.

Die beiden Dichter hatten sich seit dem 7. September 1788 stets nur flüchtig gesehen und sich offenbar gegenseitig keineswegs angezogen. Sie fühlten, wie es Schiller gleich von Anfang an aussprach, daß ihre Grundanschauungen völlig verschieden seien. Goethe hatte sich zwar

über manche der neueren Erzeugnisse Schillers, z. B. über die „Götter Griechenlands“, anerkennend geäußert, scheint auch die Rezension des „Egmont“ nicht unangenehm empfunden zu haben, sondern hatte „mit sehr viel Achtung und Zufriedenheit“ davon gesprochen. Aber er konnte unmöglich schon damals in Schiller einen Dichter sehen, der an seine eigene Kunsthöhe heranreichte. Schiller seinerseits, obwohl von jeder Spur einer Überhebung frei, war doch viel zu selbstbewußt, als daß er irgend einen erheblichen Schritt der Annäherung hätte thun können. Vielmehr zeigt sich in diesen Jahren mehrfach eine starke Verstimmung und Bitterkeit in seinen brieflichen Äußerungen über den großen Nebenbuhler. „Öfters um Goethe zu sein“, schreibt er am 2. Februar 1789 an Körner, „würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde keinen Moment der Ergiezung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben. Dies scheint mir eine konsequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkuliert ist. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke.“ — Er selbst fühlte das Ungerechte solcher Worte und schreibt daher wenige Wochen später an den Freund: „Ich muß lachen, wenn ich nachdenke, was ich Dir von und über Goethe geschrieben haben mag. Du wirst mich wohl recht in meiner Schwäche gesehen und im Herzen über mich gelacht haben; aber mag es immer! Ich will mich gerne von Dir kennen lassen, wie ich bin.“ Und hier sieht man auch, wie sich diese Verbitterung menschlich erklärt, denn er fügt hinzu, Goethe erinnere ihn so oft an sein eigenes herbes Lebenslos: „Wie leicht ward sein Genie vom Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!“ Bwar wurde in den folgenden Jahren sein Sinn gegen den unvergleichlichen Mann, dessen Größe er nie verkannt hatte, auch menschlich milder und gerechter, wozu namentlich seine innerlich befriedigte Stimmung, wohl auch der Einfluß der Lengefeldschen Familie, Körners und anderer Freunde beitrug. Aber eine Annäherung erfolgte trotzdem nicht; und gewiß wäre die beiderseits so erklärlche kühle Zurückhaltung bei minder großartigen Naturen der herrschende Grundton des Verhältnisses geblieben. Aber

weil sie beide nicht bloß geniale Dichter, sondern auch wahrhaft große und edle Menschen waren, mußte ein Zeitpunkt kommen, wo diese Schranke schwand, wo sie sahen, daß ihnen trotz des Gegensatzes ihrer Geistesrichtung, trotz ihres himmelweit verschiedenen Bildungsganges doch das Wichtigste gemeinsam sei: der Ernst und die Liebe, mit der sie ihre Kunst trieben, und das tiefe Streben nach Wahrheit.

Goethe berichtet in seinen „Tag- und Jahresheften“ über das Jahr 1794. Er spricht von den mancherlei Bestrebungen, in denen er thätig war, und fährt fort: „In diesem Oranze des Widerstreits übertraf alle meine Wünsche und Hoffnungen das auf einmal sich entwickelnde Verhältnis zu Schiller, das ich zu den höchsten zählen kann, die mir das Glück in späteren Jahren bereitete.“ Er hebt ihre fröhliche gegenseitige Abstoßung hervor, die auch durch Versuche beiderseits nahestehender Personen nicht zu heben gewesen sei. Schillers Abhandlung über Anmut und Würde habe ihm gerade noch in letzter Zeit „die umgeheure Kluft zwischen ihren Denkweisen“ recht vergegenwärtigt.¹ Da habe es sich eines Tages gefügt, daß er Schiller abends in der naturforschenden Gesellschaft von Batsch traf. „Wir gingen zufällig beide zugleich heraus“, heißt es weiter, „ein Gespräch knüpfte sich an, er schien an dem Vorgetragenen teilzunehmen, bemerkte aber sehr verständig und einsichtig und mir sehr willkommen, wie eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuten könne. Ich erwiderte darauf, daß sie den Einweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend, darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu sein, verbarg aber seinen Zweifel nicht; er konnte nicht eingestehen, daß ein solches, wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe. Wir gelangten zu seinem Hause; das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine

¹ Eine bestimmte Stelle dieser Abhandlung läßt sich nicht namhaft machen. Es war wohl überhaupt Schillers scharfe Entgegensezung von „Natur“ und „Geist“, die ihn beleidigte und abstieß.

Idee!" Ich stützte, verdrießlich einigermaßen; denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus „Ammut und Würde“ fiel mir wieder ein; der alte Gross wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: „Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.“ — Goethe berichtet dann, daß das Gespräch ohne Einigung geendet habe, da sich jeder für „unüberwindlich“ hielt, und schließt: „Der erste Schritt war jedoch gethan. Schillers Anziehungskraft war groß; er hielt alle fest, die sich ihm näherten; ich nahm teil an seinen Absichten und versprach, zu den „Horen“ manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben; seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das ihrige bei zu dauerndem Verständnis; alle beiderseitigen Freunde waren froh, und so besiegelten wir durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat. Für mich insbesondere war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander leimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging.“ Zu Eckermann äußerte Goethe im Jahre 1829: „Bei meiner Bekanntschaft mit Schillern waltete durchaus etwas Dämonisches ob. Wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden; aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italienische Reise hinter mir hatte und Schiller der philosophischen Spekulation müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für beide von größtem Erfolg.“

Der Tag dieses Gesprächs steht nicht fest. Doch wird es zwischen dem 24. Juni, wo Goethe die Zusage für die „Horen“ machte, und dem 25. Juli gewesen sein. An diesem Tage schreibt Goethe: „Seien Sie versichert, daß ich mich auf eine öftere Auswechselung der Ideen mit Ihnen recht lebhaft freue.“ — An Körner schreibt Schiller am 1. September, er habe „vor sechs Wochen“ mit Goethe „über Kunst und Kunstdtheorie ein langes und breites“ gesprochen, und dasselbe Gespräch meint wohl Karoline von Wolzogen, wenn sie berichtet, Goethe habe Schiller auf die Einladung zu den „Horen“ besucht, und hierbei sei die Annäherung entstanden. Daß dies Gespräch, worin sich eine unerwartete „Übereinstimmung“ ihrer „Hauptideen“ zeigte, dasselbe sei wie das über die Metamorphose der Pflanze, in welchem Goethe ausdrücklich den ungelösten Widerspruch hervorhebt, ist nicht wahrscheinlich. Vielmehr ist anzunehmen, daß, nachdem jenes erste

zu fällige Zusammentreffen zum ersten Male ihre Seelen gegeneinander geöffnet hatte, alsdann infolgedessen das zweite über Kunst und Kunstdtheorie stattfand.¹ Zedenfalls aber war durch dies erste Gespräch gleichsam das Eis gebrochen, und es folgte rasch eine innigere Annäherung, vor allem durch jenen kühnen Brief Schillers vom 23. August 1794, worin er durch eine überaus feinsinnige Charakteristik des Goethe'schen Genies den Beweis lieferte, daß er mit der größten Aufmerksamkeit und dem tiefsten Verständnis dem Geistesgange des großen Mannes auch aus der Ferne gefolgt war. „Zu meinem Geburtstage“, antwortet Goethe voll Herzlichkeit, „der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können als Ihr Brief, in dem Sie mit freundlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen und mich durch Ihre Teilnahme zu einem eifrigeren und lebhafteren Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern.“

In der That folgte für beide Dichter aus diesem Bunde unberechenbarer Vorteil. Das haben beide oft und dankbar an zahlreichen Stellen ihres Briefwechsels anerkannt, der das beredteste Zeugnis für ihr neidloses Zusammentreben und ihre Freundschaft ist, „eine große Gabe“, wie Goethe an Zelter schrieb, als er 1824 die Herausgabe vorbereitete, „eine große Gabe, die den Deutschen, ich darf wohl sagen den Menschen geboten wird.“ Keinem noch so leisen Ton der Verstimmung oder eines augenblicklichen Mißverständnisses begegnet der Leser in den tausend Briefen der Sammlung, die ein unschätzbarer Besitz unseres Volkes ist. Zusammengeführt hatte sie nicht Neigung des Herzens, nicht schwärmerische, überquellende Freundschaft wie in der Jugendzeit, sondern die fast widerwillig abgerungene Einsicht eines jeden in den Wert des anderen. Über nachdem der Baum, der sie trennte, einmal gelöst war, zogen sie sich mit unwiderstehlicher Kraft an, und je näher sie sich kennen lernten, je tiefer jeder in Geist und Herz des anderen blickte, desto inniger fühlten sie sich verbunden, und bald klingt uns der volle Ton edelster männlicher Freundschaft aus ihren Worten entgegen. Eines der schönsten Zeugnisse dafür ist Schillers Brief an die Gräfin Schimmelmann vom 23. November 1800. In den dortigen Kreisen wurde Goethe mit Abneigung betrachtet, Schiller hebt seine Größe hervor und schreibt dann: „Aber diese hohen Vorzüge seines Geistes sind es nicht, die mich an ihn binden. Wenn er nicht als Mensch den größten

¹ Setzt man das erste auf den 14. Juli, den Jahrestag der Gründung der naturforschenden Gesellschaft, das zweite etwa 8—10 Tage später, so stimmen alle Angaben.

Wert von allen hätte, die ich persönlich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur aus der Ferne bewundern. Ich darf wohl sagen, daß ich in den sechs Jahren, die ich mit ihm zusammenlebte, auch nicht einen Augenblick an seinem Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute; darum haben sich Schwäher und Heuchler und Sophisten in seiner Nähe immer übel befunden. Diese hassen ihn, weil sie ihn fürchten; und weil er das Falsche und Seichte im Leben und in der Wissenschaft herzlich verachtet und den falschen Schein verabscheut, so muß er es in der jetzigen bürgerlichen und litterarischen Welt notwendig mit vielen verderben. — Kennten Sie ihn so, wie ich ihn zu kennen und zu studieren Gelegenheit gehabt, Sie würden wenige Menschen Ihrer Achtung und Liebe würdiger finden.“

Beide Freunde wandten sich nun mit erneutem Eifer der Dichtkunst zu. Hatte sich Schiller seit einer Reihe von Jahren ganz der Wissenschaft gewidmet, so wurde er jetzt, als er die Fülle Goethescher Weltanschauung kennen lernte, von der Spekulation wieder zur Poesie geführt, und zwar gehören die Dichtungen der beiden nächsten Jahre, im Anschluß an die voraufgegangenen wissenschaftlichen Bestrebungen, fast ausschließlich der philosophischen Dichtung oder Gedankenlyrik an, ein Feld, auf dem er ein unerreichter Meister geblieben ist. „Das Ideal und das Leben“, „Der Genius“, „Der Spaziergang“ sind die bedeutendsten aus der überaus großen Fülle dieser Gedichte. Sie wurden in den „Horen“ veröffentlicht, in denen auch die „Briefe über ästhetische Erziehung“ erschienen; manche auch im „Musenalmanach“, einem poetischen Jahrbuch, von dem Schiller fünf Bände (für die Jahre 1796—1800) herausgab.

Während dieser so fruchtbaren Zeit der Ideendichtung stand Schiller in lebhaftem und höchst anregendem Gedankenaustausch mit Wilhelm von Humboldt. Sie hatten sich einige Jahre vorher kennen gelernt und sich gegenseitig ungemein angezogen. Humboldt wohnte eine Zeitlang in Jena, dann mehrere Jahre in Tegel und Berlin. Bei keinem anderen seiner Freunde fand Schiller ein solches Eingehen auf die ihn bewegenden philosophischen Ideen. Darum legt er gerade in dieser Zeit auf sein Urteil den größten Wert, ihm schickt er die gedankenschweren Gedichte der Jahre 1795 und 1796 zuerst zu, bei ihm ist er des Verständnisses am sichersten. „Wenn Sie diesen

Brief erhalten, liebster Freund", heißt es bei Übersendung des Gedichtes „Das Ideal und das Leben“, „so entfernen Sie alles, was profan ist, und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht.“ Humboldts Antwort zeigt, wie er dies Vertrauen zu würdigen wußte und durch liebevollstes, wahrhaft longeniales Verständnis lohnte. Der Briefwechsel gibt von diesem Verkehr ein höchst anziehendes Bild und ist außerdem durch eine Abhandlung Humboldts „Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung“ eingeleitet, welche den Dichter treu und liebevoll schildert und noch heute zu dem Allertrefflichsten gehört, was über ihn geschrieben worden ist. Wie es sich Humboldt, seinen eigenen Ausdruck zufolge, „zum eigentlichen Geschäft“ gemacht hatte, Schillers geistige Eigenart zu studieren, zeigt ein vorzüglich schöner Brief an Fr. H. Jacobi vom 15. August 1796.¹ „Ich bin überzeugt“, sagt er da, „daß das Studium eines so seltenen und in seiner Art so einzigen Genies einen erweiterten Begriff des menschlichen Geistes überhaupt gibt.“ Er führt dann aus, daß Schiller durch die Vereinigung einer genialen dichterischen und philosophischen Anlage „der Schöpfer einer Poësie“ geworden sei, „von der bis jetzt noch kein Beispiel vorhanden war“ sc.

Aber die Aufnahme der „Horen“ entsprach den Erwartungen keineswegs. Die unverhoffte Vereinigung Goethes und Schillers war manchen litterarischen Kreisen ein Dorn im Auge, weil sie sich selbst dadurch um so mehr in den Schatten gestellt sahen. Sie richteten daher ihre Angriffe besonders eben gegen die „Horen“, das gemeinsame Organ beider. Es ist nicht zu leugnen, daß die Zeitschrift dem beabsichtigten Zweck nicht durchweg entsprach. Goethe hatte zu seinem Bedauern den „Wilhelm Meister“ bereits an den Buchhändler Unger gegeben, und manches, was er statt dessen lieferte, z. B. die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“, stand an Wert und Bedeutung entschieden zurück; Schillers „Briefe über ästhetische Erziehung“ stellten Anforderungen an den Leser, die die wenigsten zu leisten gesonnen waren, da man beim Lesen einer periodischen Zeitschrift nicht angestrengt philosophisch nachdenken, sondern poetisch genießen will. Aber mit Recht mußte es ihn kränken, daß seine vorzüglichen poetischen Gaben, die oben berührten unsterblichen Gedankendichtungen, mit Stumpfjinn und Übel-

¹ Briefe W. von Humboldts an Fr. H. Jacobi, herausgegeben von A. Leitmann, Halle 1893.

wollen aufgenommen wurden, während die Gunst des Publikums sich, fortwährend den Erzeugnissen der größten Mittelmäßigkeit zuwandte. Goethe schreibt am 28. Oktober 1795: „Sollten Sie Sich nicht überall umsehen und sammeln, was gegen die ‚Horen‘ im allgemeinen und besonders gesagt ist, und hielten am Schluß des Jahres darüber ein Gericht? Wenn man dergleichen Dinge in Bündlein bindet, brennen sie besser.“ Schillers Unmut spricht sich z. B. in einem Briefe an Körner vom 2. November 1795 aus: „Die Horen werden jetzt von allen Orten her sehr angegriffen, besonders meine Briefe, aber von lauter trivialen und eselhaften Gegnern, daß es keine Freude ist, auch nur ein Wort zu erwidern, in den ‚Halleischen Annalen‘, in Dyls ‚Bibliothek‘ und nun auch von Nicolai in Berlin, im zehnten Teil seiner ‚Reisen‘. Dem letzten und plattesten Gesellen schenke ich es aber doch nicht.“

Goethe war es, dem ein Gedanke kam, wodurch dieser Ingrimm Schillers in frische Thatkraft verwandelt wurde. Als er die „Zenien“ des Martial las, hatte er um Weihnachten 1795 den Einfall, auf die deutschen Zeitschriften Epigramme zu machen, die man ihnen als „Gastgeschenke“ etwa in Schillers „Musenalmanach“ des nächsten Jahres darbieten solle; ein Dutzend Probedisticha schickte er gleich mit. Schiller erwiderte am 29. Dezember 1795: „Der Gedanke mit den Zenien ist prächtig und muß ausgeführt werden.“ Er verarbeitete den Plan mit dem gewohnten Schwung und Eifer, bald war nicht mehr bloß von Zeitschriften, sondern von einzelnen Werken und Personen die Rede, die Zahl der Epigramme wuchs auf viele Hundert. Am 18. Januar schreibt er an Körner: „Für das nächste Jahr sollst Du Dein blaues Wunder erleben. Goethe und ich arbeiten schon seit einigen Wochen an einem gemeinsamen Opus für den ‚Almanach‘, welches eine wahre poetische Teufelei sein wird, die noch kein Beispiel hat.“ So gingen die Monate hin, es entwickelte sich aus den „Zenien“ ein vollständiges literarisches Gericht über alles, was in Deutschland von irgend welcher wirklichen oder eingebildeten Bedeutung war, und im September erschien der „Musenalmanach auf das Jahr 1797“ und brachte diese „Füchse mit brennenden Schwänzen“, die die beiden Helden „ins Land der Phälipter“ jagten.

Es erhob sich ein ungeheurer Sturm, die Angegriffenen setzten sich zur Wehr, heftige Schmähungen gegen den „Almanach“ erschienen in Menge; Nicolai nannte ihn den „Furienalmanach“. Aber wenn etwas den lecken Streich der beiden großen Dichter rechtfertigte, so war

es die Beschaffenheit der fast durchweg plumpen und geistlosen Antworten. Beide waren bald fest entschlossen, auf keine dieser Gegenyenien, „Gegengeschenke an die Sudelföhe in Weimar und Jena“ und dergleichen in Vers und Prosa irgend ein Wort zu erwidern. Die einzige ihrer würdige Antwort empfiehlt Goethe dem Freunde bereits am 15. November 1796: „Nach dem tollen Wagstück mit den „Xenien“ müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke bekleidigen und unsere proteische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln.“

Diese Mahnung fand bei Schiller den vollsten Anklang, und so treten wir nun, nachdem das Xeniengewitter die Luft gereinigt hatte, in den heiteren Äther der edelsten Kunstschöpfungen beider Dichter ein. Sie schufen in dem jetzt beginnenden Jahre 1797 die größte Anzahl ihrer nie genug zu bewundernden Balladen, und zugleich wandte sich jeder von ihnen zur Vollendung eines der größten Kunstwerke unserer ganzen Litteratur: Goethe zu „Hermann und Dorothea“, Schiller zum „Wallenstein“.

2. Der Dramatiker.

An keinem seiner Werke hat Schiller mit solcher Anstrengung und Ausdauer gearbeitet wie am „Wallenstein“. Seit fast sechs Jahren¹ ließ ihn dies mächtige Bild nicht los; immer wieder zurückgedrängt durch andere Arbeiten, stieg es immer wieder in ihm auf. Im November 1796 nahm er sich den Stoff aufs neue ernstlich vor, aber er fand, je mehr er seine Ideen über die Form des Stücks berichtigte, desto ungeheurer erscheine ihm die Masse, die zu beherrschen sei, „und wahrlich, ohne einen gewissen Lünen Glauben an mich selbst würde ich schwerlich fortfahren können“. Auch Goethe hielt die Ausführung des Dramas für ein überaus schwieriges Werk: „Das Ungemeinste, was Sie mir melden können“, schreibt er, „ist Ihre Beharrlichkeit am „Wallenstein“ und Ihr Glaube an die Möglichkeit einer Vollendung.“ Ja noch am 2. Dezember 1797, nachdem schon so viel und erfolgreich an dem Stücke gearbeitet war, schreibt er: „Es wird für uns sowohl praktisch als theoretisch von der größten Bedeutung sein, was es noch für einen Ausgang mit Ihrem „Wallenstein“ nimmt.“ Der Stoff schwoll dem Dichter immer mehr an, so daß er sich endlich „nach vielen Konferenzen

¹ Wenn anders die allgemeine Annahme richtig ist, daß sich der Brief an Körner vom 12. Januar 1791 auf „Wallenstein“ bezieht.

mit Goethe“ entschloß, zwei fünfaktige Stücke daraus zu machen, denen er noch das „Lager“ als Vorspiel vorausschickte. Noch volle zwei Jahre arbeitete er so an den gewaltigen Werke, im Herbst 1798 nahte es sich der Vollendung. Goethe wünschte dringend, die Wiedereröffnung des umgebauten Weimarer Theaters durch Schillers neues Stück feiern zu können, und so ging denn „Wallensteins Lager“, eingeleitet durch den „Prolog“, am 12. Oktober 1798 über die Bühne. „Die große Masse“, schreibt Schiller an Körner, „staunte das neue dramatische Monstrum an, einzelne wurden wunderbar ergriffen.“ Nun ging auch die Vollendung der beiden Hauptstücke rasch von statten: Die „Piccolomini“ wurden am 30. Januar 1799, „Wallensteins Tod“ am 20. April aufgeführt. Hatten die „Piccolomini“ keinen wirklich befriedigenden Eindruck machen können, weil die Handlung zu keinem festen Abschluß gelangte, so war die Wirkung des dritten Stücks vollständig durchschlagend. Schiller schreibt an Körner am 8. Mai: „Der ‚Wallenstein‘ hat auf dem Theater in Weimar eine außerordentliche Wirkung gemacht und auch die Unempfindlichsten mit sich fortgerissen. Es war darüber nur eine Stimme, und in den nächsten acht Tagen ward von nichts anderem gesprochen.“ Auch als das vollständige Werk im folgenden Jahre erschien, war die Aufnahme über Erwarten glänzend. Die erste Auflage, die 3500 Exemplare stark war, wurde Ende Juni 1800 ausgegeben und war schon Anfang September vergriffen, so daß noch in demselben Jahre eine zweite und bis zum Tode des Dichters fast jedes Jahr eine weitere gedruckt wurde.

Nicht bloß für das Theater in Weimar, sondern für die deutsche Bühne überhaupt waren die Wallensteinstage von der größten Bedeutung. Schiller selbst war sich bewußt, daß es in der That eine „neue Ära“ war, die mit seinem Stücke „der Kunst Thaliens“, und zwar nicht bloß „auf dieser Bühne“ eröffnet wurde. Es war ihm gelungen, den Zuhörer „aus des Bürgerlebens engem Kreis auf einen höhern Schauplatz zu versetzen“ und ihn für „der Menschheit große Gegenstände“ zu erwärmen und zu erheben. Von großem Gewicht war es auch in künstlerischer Hinsicht, daß es hier zum ersten Male gelückte, den so lange verbotenen Vers wieder einzuführen. Hatte doch vor Jahren Schiller selbst seinen „Don Karlos“, um ihn den Schauspielern mündgerecht zu machen, in Prosa umsetzen müssen. Jetzt erst war die poetische Form mit Erfolg zur Geltung gekommen, wobei besonders Goethe mit unermüdlicher Geduld die Schauspieler unterwies und leitete. So kam

alles zusammen, daß sich in der That der größte Teil des Publikums von einem neuen und höheren Geist umweht fühlte, wenn es auch freilich an tadelnden und mäkelnden Stimmen nicht fehlte.

Schiller war jetzt fest entschlossen, sich die nächsten Jahre völlig der dramatischen Poesie zu widmen. Hatte er in früheren Jahren wohl auch zuweilen nutzlose Stunden gehabt, wo er an seinem Beruf zum Dramatiker zweifelte, so konnte nach der Vollendung eines so erstaunlichen Werkes davon keine Rede mehr sein. Goethe bemerkte am 21. September 1798 sehr treffend: „Ein Monument einer so außerordentlichen Geistesfähigkeit, als Ihr *Wallenstein* ist, muß jeden in thätige Stimmung versetzen, wer derselben nur einigermaßen fähig ist.“ Dies gilt gewiß nicht zum wenigsten vom Dichter selbst, der sich durch dies Werk das dramatische Gebiet gleichsam von neuem erobert hatte und seine Kraft mächtig gewachsen fühlte. So entfaltete er denn in den wenigen Jahren, die ihm das Schicksal noch vergönnte, eine ungewöhnlich reiche Fruchtbarkeit und schuf in rascher Reihenfolge seine Meisterwerke.

Sein äußeres Leben war in den letzten Jahren im allgemeinen glücklich verlaufen. Die Klagen über seine Gesundheit freilich hören eigentlich nie auf. Wie oft begegnet man, z. B. während der Zeit, in der er am „*Wallenstein*“ arbeitete, solch einem Seufzer, wie daß er „gewöhnlich einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder sechs Tagen des Drucks und des Leidens büßen“ müsse.¹ Eine „wohl-ausgeschlafene Nacht“ wird als eine besondere Kunst des Glückes gerühmt, und klagend ruft er aus: „Hätte ich drei gesunde Monate, so sollte er [der *Wallenstein*] fertig sein.“² Allerdings wurde seine unvergleichliche Willenskraft dieser körperlichen Schwäche oft genug Herr, wie er denn selbst am 11. Dezember 1798 an Goethe schreibt: „Ich kann jetzt gewöhnlich über die andere Nacht nicht schlafen und muß viel Kraft anwenden, mich in der nötigen Klarheit der Stimmung zu erhalten. Könnte ich nicht durch meinen Willen etwas mehr, als andere in ähnlichen Fällen können, so würde ich jetzt ganz und gar pausieren müssen.“ Aber daß diese Gewalt, die er sich anthat, genau so wie die Krankheit selbst an seinem Leben zehrte, ist wohl unzweifelhaft. — Am 11. Juni 1796 war ihm ein zweiter Sohn, Ernst, geboren worden. Im Frühjahr 1797 erwarb er in Jena für 1200 Thaler ein

¹ Brief an Goethe vom 8. Dezember 1797.

² Brief an Körner vom 15. Dezember 1797.

Gartengrundstück mit einem Sommerhaus, das er im Mai bezog, und in dem er dann auch die beiden nächsten Sommer zubrachte, weil die freie Luft und die hübsche Lage seiner Gesundheit und seiner Stimmung zuträglich waren. Hier sind viele Balladen, der größte Teil des „Wallenstein“ und auch der Anfang der „Maria Stuart“ gedichtet worden.

Über die enge Verührung, in die Schiller durch die Proben und das Einüben der Rollen zum „Wallenstein“ mit dem Theater hatte treten müssen, legte ihm den Wunsch nahe, seinen Wohnsitz für immer in Weimar zu nehmen. Er war zu Anfang 1799 volle fünf Wochen mit den Seinigen dort gewesen und berichtet am 10. Februar an Körner, daß ihm dieser Aufenthalt auch in Rücksicht auf seine Gesundheit neue Hoffnungen erweckt habe. „Ich bin genötigt gewesen, alle Tage in Gesellschaft zu sein, und ich habe es wirklich durchgesetzt, mir etwas zuzumuten. Selbst an den Hof und auf die Redoute bin ich gegangen, ohne daß meine Krämpfe mich daran gehindert; und so habe ich in diesen fünf Wochen als ein ordentlicher Mensch gelebt und mehr mitgemacht, als in den letzten fünf Jahren zusammengenommen.“ Amtliche Verpflichtungen in Jena banden ihn nicht, denn er war von allen akademischen Pflichten befreit. Er fühlte das Bedürfnis, wenigstens den Winter über in Weimar zu leben, um sich eine reichere Anregung durch theatralische Anschauungen zu verschaffen, wodurch, wie er hoffte, seine dramatischen Arbeiten sehr gefördert, seine Phantasie befeuert werden würde. Die äußeren Schwierigkeiten, die das erheblich teurere Leben in Weimar mit sich brachte, wurden ihm durch das Entgegenkommen des Herzogs erleichtert, der ihm seine Pension um 200 Thaler erhöhte, so daß er nun jährlich 400 Thaler bezog. Das war im September 1799. Leider aber hatte er, ehe er übersiedeln konnte, noch eine schwere häusliche Sorge durchzumachen, da seine Frau nach der Geburt einer Tochter (Karoline) am 11. Oktober schwer erkrankte; er fürchtete ernstlich um ihr Leben. Er wachte eine Nacht um die andere an ihrem Bette, da sie in den heftigen Phantasien und Beängstigungen ihres Nervenfiebers niemand als ihn und ihre Mutter um sich dulden möchte. Endlich besserte sich ihr Zustand gegen Ende November so weit, daß der Umzug Anfang Dezember stattfinden konnte und auch allerseits glücklich überstanden wurde. Der Herzog nahm an Schillers persönlichem Ergehen aufrichtigen Anteil, wenn auch sein französisch gebildeter Geschmack an seinen Dichtungen mancherlei auszusehen hatte.

Beide Dichter, nun in Weimar vereinigt, ließen es sich in den nächsten Jahren aufs eifrigste angelegen sein, das Theater durch Erneuerung der besten dramatischen Schöpfungen Deutschlands und des Auslandes zu bereichern und zu beleben. Hieraus entstanden die mancherlei Bearbeitungen fremder Stücke, die in dies und die folgenden Jahre fallen: Shakespeares „Macbeth“, Gozzis „Turandot“, die beiden französischen Lustspiele „Der Neffe als Onkel“ und „Der Parasit“, Racines „Phädra“. Aber am wichtigsten war dem Dichter doch die Vollendung seiner eigenen Arbeiten. In Jena hatte er angefangen, sich mit „Maria Stuart“ zu beschäftigen, ein Stoff, an den er schon vor vielen Jahren einmal gedacht hatte. Jetzt hatte er lange zwischen ihm und den Maltesern geschwankt. Doch gab endlich den Ausschlag, daß er in dem letzteren Stück wiederum vorwiegend kriegerische Szenen darzustellen gehabt hätte; er sehnte sich, wie er an Goethe schreibt, nach einem rein menschlichen, bloß leidenschaftlichen Stoffe; „den Soldaten, Helden und Herrscher habe ich für jetzt herzlich satt“. „Maria Stuart“ war in der Mitte des Jahres 1800 vollendet und wurde bereits am 14. Juni aufgeführt. Sie übte eine außergewöhnlich ergreifende Wirkung aus. Der Schauspieler Becker schreibt darüber: „Das Stück hat so gefallen, daß ich mich einer solchen Sensation nicht erinnern kann. Das einstimmige Urteil war, es sei das schönste Schauspiel, das Deutschlands Bühne je dargestellt habe.“

Wenige Tage nach der Aufführung der „Maria“ war Schiller bereits mit einen neuen Gegenstande beschäftigt, mit der „Jungfrau von Orleans“. Im April 1801 war das Stück vollendet. Der Herzog hatte wegen der Erinnerung an Voltaires „Pucelle“ gegen die Wahl dieses Stoffes große Bedenken gehabt; er fürchtete, es werde dabei die Klippe der Lächerlichkeit schwer zu vermeiden sein, „besonders bei Personen, die das Voltairesche Poem fast auswendig wüßten“. Als er das Stück gelesen hatte, mußte er freilich gestehen, daß es eine unerwartete Wirkung auf ihn gemacht habe. Trotzdem sprach er den Wunsch aus, daß die Darstellung auf der Weimarer Bühne unterbleiben möge. Schiller gab hierin ohne Empfindlichkeit nach, schickte aber sein Drama ungesäumt an die Theater zu Berlin, Leipzig und Hamburg. Überall wurde es mit der größten Begeisterung aufgenommen. In Weimar kam es dann nachträglich am 23. April 1803 zur Aufführung, auch hier mit dem glänzendsten Erfolge. Schiller selbst sah sein Stück zum ersten Male in Leipzig, und dieser Abend gestaltete sich zu einer unver-

gleichlichen Kundgebung echtester Volksbegeisterung für ihn, so daß ihm hier (wie vormals in Mannheim) in der Ergriffenheit einer großen Menschenmenge die Macht seines Talentes zum Bewußtsein kam. Er hatte im Sommer 1801 den lange gehegten Plan ausgeführt, Körner in Dresden einmal wiederzusehen, und verlebte mit seiner Familie einige sehr heitere Wochen auf dem wohlbekannten Weinberge in Loschwitz, erquict von der schönen Natur, froh bewegt von Freundschaft und Liebe, umweht von den alten Erinnerungen. Als er nun im September die Heimreise antrat, begleiteten ihn Körners bis Leipzig, und hier war es, wo er am 18. September einer Vorstellung der „Jungfrau von Orleans“ beiwohnte. Als der Vorhang nach dem ersten Aufzuge gefallen war, erscholl aus dem gedrängt vollen Hause der allgemeine stürmische Ruf: „Es lebe Friedrich Schiller!“ Trompeten fielen mit lautem Tusch ein und begleiteten den sich wiederholenden Glückwunsch. Als die Vorstellung beendigt war, stürzte und drängte alles eiligst dem Ausgänge zu, um den Dichter in der Nähe zu sehen und begrüßen zu können. Als die hohe Gestalt erschien, trat die Menge ehrfurchtsvoll auseinander und ließ in tiefer Stille und entblößten Hauptes den Gefeierten hindurchgehen. Alle Augen waren auf ihn gerichtet, Väter und Mütter hoben ihre Kinder empor und flüsterten: „Der ist es! Das ist er!“

Länger als sonst dauerte es, bis sich Schiller wieder für einen bestimmten dramatischen Gegenstand entschied. Mancherlei Pläne beschäftigten ihn, besonders dachte er an ein Schauspiel „Warbeck“, das zur Zeit Heinrichs VI. von England spielen sollte. Aber er konnte keinen wirklich bestimmenden Antrieb der dichterischen Phantasie finden. Dazwischen hielt ihn eine Zeitlang die Übersetzung von Gozzis „Turandot“ fest. Endlich gewann ein Stoff das Übergewicht, von dem er bereits am 13. Mai 1801 an Körner geschrieben hatte, er sei schon ganz damit im reinen und könne gleich an die Ausführung gehen; aber er errege ihm noch nicht den Grad von Neigung, den er zu einer poetischen Arbeit brauche. Es war die „Braut von Messina“. Im Sommer 1802 entschied er sich dafür, und am 9. September schreibt er an Körner, dem er während seines Dresdener Aufenthalts Genaues von dem Plane erzählt hatte, daß er jetzt nach langem Hin- und Herschwanken diesen Stoff ergriffen habe, vornehmlich weil er hoffen könne, am rashesten damit vorwärts zu kommen. Mit mancherlei Unterbrechungen arbeitete er an dieser Schöpfung, seit

„Rabale und Liebe“ dem einzigen frei erfundenen Stoffe, den er behandelte, und am Silvesterabend des Jahres konnte er das fast vollendete Stück seiner Frau vorlesen, die dabei, wie sie an Fritz von Stein schreibt, von einem „Staunen über die Kraft seines Geistes“ ergriffen wurde. Der Abschluß des Ganzen verzögerte sich noch bis Ende Januar 1803, und am 19. März fand die erste Aufführung statt. Der Eindruck war ungewöhnlich stark, und Schiller selbst war bei der Probe so davon ergriffen, daß er während der Szene, wo Don Manuels verhüllter Leichnam vor die angstbebende Mutter getragen wird, zu Goethe gewendet, gesagt haben soll: „Das ist doch nun wirklich eine Tragödie.“ Trotzdem konnte das Stück an nachhaltigem Eindruck auf das deutsche Publikum nicht mit den drei vorhergehenden verglichen werden. Die antike Form war etwas Fremdes. Weder der Chor noch die Schicksalsidee konnten auf unserm Theater Wurzel fassen. Unter Schillers genialen Händen wurden auch diese fremden Formen so mit allgemein menschlichem, ergreifendem Inhalt gefüllt, daß das Stück trotzdem, zumal bei der unvergleichlichen Bracht seiner Sprache und der mächtigen tragischen Gewalt vieler Szenen, die Zuhörer hinriß und hinreißt, sie blind macht für das Unwahre der Voraussetzungen und das Künstliche des Aufbaues. Aber diese große Wirkung ist nicht durch jene antiken Bestandteile erreicht, sondern trotz derselben.

Von ganz anderer Art war der nächste Stoff, den Schiller vornahm, der letzte, den er vollenden sollte: „Wilhelm Tell“. Goethe hatte, als er 1797 durch die Schweiz reiste, den Gedanken gesetzt, ein Epos „Tell“ zu schreiben, das jedoch nicht zur Ausführung kam. Schiller kannte aus Goethes damaligen Mitteilungen wohl die äußersten Umrisse der Sage, aber es war ihm nie in den Sinn gekommen, ein Drama daraus zu machen. In der That kam er ganz unabhängig von jenem Goetheschen Plane zu seiner Behandlung des Stoffes. Denn im Jahre 1801 wurde völlig unerwartet von Berlin und Hamburg aus bei ihm angefragt, wie es mit seinem „Wilhelm Tell“ stünde. Diese Nachfragen wiederholten sich, das Publikum war, man weiß nicht wodurch, zu der Meinung gekommen, Schiller schreibe einen „Tell“. Darauf hin nahm er sich, wie er am 9. September 1802 an Körner schreibt, Tschudis schweizerische Chronik vor (es war etwa im Februar 1802): „Und nun ging mir ein Licht auf; denn dieser Schriftsteller hat einen so treuherzigen, herodotischen, ja fast homerischen Geist, daß er einen poetisch zu stimmen im stande ist.“ Allerdings drängte sich zunächst

noch die „Braut von Messina“ dazwischen, aber nach der Vollendung dieses Dramas wendete er sich nun wirklich zum „Tell“. Am 12. September 1803 berichtet er an Körner: „Wenn mir die Götter günstig sind, das auszuführen, was ich im Kopfe habe, so soll es ein mächtiges Ding werden und die Bühnen von Deutschland erschüttern.“ Am 18. Februar 1804 war das Drama fertig, und am 17. März wurde es in Weimar aufgeführt. „Der Tell“, schreibt Schiller selbst, „hat auf dem Theater einen größeren Effekt als meine andern Stücke, und die Vorstellung hat mir viel Freude gemacht. Ich fühle, daß ich nach und nach des Theatralischen mächtig werde.“ Ifsland in Berlin, der sehr drängte, hatte schon vor Vollendung des Ganzen stückweise Zusendungen erhalten, um die Aufführung schleunigst vorbereiten zu können. Auf die erste dieser Sendungen antwortet er am 4. Februar 1804: „Ich habe gelesen, verschlungen, mein Knie gebogen; und mein Herz, meine Thränen, mein jagendes Blut hat Ihrem Geiste, Ihrem Herzen mit Entzücken gehuldigt. O bald, bald mehr! Blätter, Bettel, was Sie geben können. Ich reiche Hand und Herz Ihrem Genius entgegen. Welch ein Werk! Welche Fülle, Kraft, Blüte und Allgewalt! Gott erhalte Sie! Amen.“

Mit diesen fünf gewaltigen Schöpfungen, vom „Wallenstein“ bis zum „Tell“, hatte sich Schiller die Form des ernsten Dramas geschaffen, die seiner Natur entsprach. Es ist zwar keine Frage, daß auch schon die Jugenddramen und ebenso das Übergangsstück „Don Karlos“ die Eigentümlichkeiten seiner dramatischen Kunst zeigen, und nichts ist unrichtiger, als von einem vollständigen Bruch in seiner poetischen Entwicklung zu sprechen. Aber die hohe Reife des nunmehr vollendeten, fest in sich ruhenden Dichtergeistes gibt den Stücken vom „Wallenstein“ an jenes Gepräge der Meisterschaft, das sie uns als die eigentliche Blüte seines Schaffens erscheinen läßt. Schillers Dichtungsweise ist eine so eigenartige, so ganz aus seiner Anlage geboren, daß man sie mit der keines andern dramatischen Meisters vergleichen kann und bei allem, was der Dichter Shakespeare und Sophokles, was er Lessing und Goethe verdankt, doch das Schillersche Drama als eine Gattung für sich anerkennen muß. Der besondere Zug, den seine dichterische Anlage durch den starken Zusatz des Philosophischen und des Rednerischen erhält, tritt auch hier bestimmt hervor. Es vereinigt sich in ihm ein mächtiges Talent realistischer Menschendarstellung von wahrhafter,

unmittelbarer dichterischer Gewalt mit einem unvertilgbaren Zuge zu jenen großen Ideen, die seine ganze Seele füllten, und die er mit hinreißendem Schwunge zu verkündigen verstand. Gerade in der Verbindung dieser beiden Seiten, der realistischen und idealistischen, liegt der tiefste und fesselndste Reiz seiner Werke. Es sind immer „der Menschheit große Gegenstände“, die er uns vorführt: sittliche Würde und staatsbürgerliche Freiheit, Vaterlandsliebe, innige Hingabe eines reinen Gemüts und die weltüberwindende Kraft der Liebe. So weiß er das Herz seiner Zuhörer stets zu erheben, indem er es aufs tiefste erschüttert. Denn alles dies tritt uns in bewegten, lebensvollen Menschengehalten und im Rahmen einer spannenden und ergreifenden Handlung entgegen. Gerade jene „sonderbare Mischung von Anschauen und Abstraktion“¹ befähigte ihn vornehmlich zur sicheren Zusammenfassung und künstlerischen Gliederung einer großen dramatischen Handlung, und wir finden bei ihm von den „Räubern“ bis zum „Demetrius“ überall das, was er an diesem letzten Stoffe als einen besonderen dramatischen Vorzug hervorgehoben hat: „daß eine große Handlung sich nach einem bestimmten, faszinierenden, erstaunenswürdigen Ziel rasch und mächtig hinbewegt“.

Schillers Darstellung ist glänzend und oft von hinreißender Pracht, und doch liegt das eigentlich Wirkungsvolle niemals bloß in dem wunderbaren Klang der Worte, sondern in der Größe und Gewalt des Inhalts, in dem Reichtum an dramatischem Leben, dessen Ausdruck die mächtige Sprache ist. Schiller steht in bewußtem Gegensatz einerseits zu der gespreizten Unnatur der früher die Bühne beherrschenden französischen Tragödie, andererseits zu der bloß natürlichen, ins Seichte fallenden Darstellung eines Lessing, Kotzebue und anderer Zeitgenossen. Mit berechtigtem Stolze konnte er in seinem Gedicht „An Goethe“ diese Höhe der Kunst als eine Errungenschaft des „deutschen Genius“ bezeichnen, der sich „erklärt“ habe, „selbst in der Künste Heiligtum zu steigen“. Treffend schildert er den Gegensatz zu der früheren Beschränktheit und Unnatur:

„Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt:
Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt.“

¹ Goethe an Schiller, im Oktober 1795.

Verbannet ist der Sitten falsche Strenge,
Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held.
Die Leidenschaft erhebt die freien Töne,
Und in der Wahrheit findet man das Schöne.“

Aber gleichwohl will er „der Natur nachlässig rohe Töne“ aus dem Gebiet der Kunst verwiesen wissen:

„Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.“

Er wußte sehr genau, daß nur die Vereinigung des Realismus und des Idealismus die Kunst ausmacht, daß „der Künstler kein einziges Element aus der Wirklichkeit brauchen kann, wie er es findet, daß sein Werk in allen seinen Teilen ideell sein muß, wenn es als Ganzes Realität haben und mit der Natur übereinstimmen soll“.¹

Daß Schiller in der Reihe der Dramatiker aller Zeiten eine sehr hohe Stelle einnimmt, kann heute nicht mehr bezweifelt werden, nachdem sich die neun großen Stücke, die ihm zu vollenden vergönnt war, nunmehr ein Jahrhundert lang und darüber beim Lesen wie auf der Bühne insgesamt ohne eine einzige Ausnahme als immer neu und kräftig wirkend erwiesen haben. Und welche Fülle allgemein menschlicher Erhebung ist von ihnen auf unser Volk übergegangen! Jene hohen Ideen, die Schiller nicht müde wird in immer neuen, immer überzeugenden Bildern verkörpert vor uns hinzustellen, haben im Herzen unzähliger Deutschen Wurzel geschlagen. Der sittliche Idealismus, der da weiß, daß „das Leben nicht der Güter höchstes ist“, und daß jeder Mensch „in seiner Brust seines Schicksals Sterne trägt“, ebenso wie der politische, der „Gedankenfreiheit“ fordert, haben aus Schillers Werken ihre Nahrung gesogen. Er hat mit dem unwiderstehlichen Zauber seiner Dichtungen den Gemütern die Schwungkraft der Begeisterung verliehen, so daß sie in großer Entscheidung die Wahrheit empfanden: „Sezet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein.“ Wie wunderbar hat er vor allem die glorreiche Erhebung des deutschen Vaterlandsgefühls gleichsam vorausgeahnt, wenn er so eindringlich mahnt: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an“, und seine Helden sprechen läßt: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern.“ Wie mancher deutsche Mann hat in schwerer Zeit mit ihm ausgerufen: „Nein, eine Grenze hat Thiranennmacht!“ und es tief

¹ Aus der Abhandlung „Über den Gebrauch des Chors in der Tragödie“.

empfunden, daß die „Nation nichtswürdig ist, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre“. Goethe hat erklärt, ihm sei durch Schiller ein neuer Frühling seines Lebens erblüht; es ist nicht zu viel gesagt, daß unser Dichter diese verjüngende Kraft seines Wesens, die in der Fähigkeit liegt, begeistert zu sein und Begeisterung zu wecken, auch in seiner Wirkung auf das ganze deutsche Volk bewahrt hat.

3. Letzte Krankheit und Tod.

Wie unerschöpflich Schillers dichterische Kraft noch war, zeigt seine Versicherung an Körner in demselben Briefe, in dem er den großen Erfolg des „Tell“ rühmt: „Ich gehe jetzt wieder frisch auf eine ganz neue Arbeit los und bin in guter Stimmung dafür.“ Sehr zahlreich sind die Pläne von Dramen, die sich in seinem Nachlaß gefunden haben. Er ahnte nicht, daß ihm in wenig mehr als Jahresfrist der Tod seine letzte große Arbeit unvollendet aus der Hand nehmen werde. Während der letzten Jahre, in denen er die großartigen Dramen schuf, auf die seine ganze dichterische Entwicklung hindrängte, hatte sich die Krankheit, deren bange Mahnung ihn eigentlich nie verließ, immer weiter entwickelt, wenn auch Monate kamen, in denen er sich freier fühlte und voll Hoffnung in die Zukunft blickte. In einem seiner ersten Briefe an Goethe (vom 31. August 1794) spricht er von seinem körperlichen Zustande. Er war sich schon damals klar bewußt, daß seine Krankheit sein Leben vorzeitig untergraben werde, so daß ihm „schwerlich Zeit bleiben werde, eine große und allgemeine Geistesrevolution in sich zu vollenden“. — „Aber“, fährt er fort, „ich werde thun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerte aus dem Brande geflüchtet.“ Die unsterblichen Werke dieser zehn Jahre sind also das „Erhaltungswerte“, das er mit der ganzen Energie seines starken Geistes gerettet hat. Niemals vielleicht ist der erhabene Kampf eines großen idealen Willens gegen die äußerer Hemmnisse der Natur heldenhafter geführt worden, niemals die Mahnung, „die Angst des Irdischen“ zu überwinden, bewunderungswürdiger und männlicher befolgt worden. Es ist ein ergreifender Gegensatz, die aufs höchste gesteigerte dichterische Schöpferkraft, die sich siegreich in immer neuen lebensvollen Gestalten der Welt offenbarte, und die immer tiefer erschütterte Kraft seines Körpers. An diese Zeit dachte Goethe, als er im Epilog zur „Glocke“ von dem entschlafenen Freunde sagte:

„Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenſchritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Nach Zeit und Land der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blide las;
Doch wie er atemlos in unſter Mitte
In Leiben bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig schönen Jahren,
Denn er war unſer! leidend miterfahren.“

Im übrigen gestaltete ſich Schillers äuſſeres Leben in diesen letzten Jahren immer freundlicher. Freilich hatte er auch ſchmerzliche Verluste durchzumachen gehabt. Schon im Mai 1796 war ſeine jüngſte Schwestern, Nanette, an deren ſchönem Aufblühen er noch in der Heimat eine ſo herzliche Freude gehabt hatte, von einem bösartigen Fieber hingerafft worden, und im September doppelfen Jahres erlag der Vater einem unheilbaren Leiden, kindlich verehrt und betrauert von dem Sohne. „Wahrlich, es iſt nichts Geringes“, ſchrieb er an die Mutter, „auf einem ſo langen und mühevollen Laufe ſo treu auszuhalten und ſo wie er noch im 73. Jahre mit einem ſo kindlichen reinen Sinn von der Welt zu ſcheiden.“ Auch den Tod der Mutter erlebte er; ſie starb 1802, nachdem ſie den vollen Ruhmesglanz ihres Sohnes geſehen hatte, und dankte ihm noch in ihrem letzten Briefe für ſeine „große Liebe und Sorgfalt“, mit der er ſie unterſtützt hatte: „Ach, fo gibt es keinen Sohn auf der Welt mehr!“ — Aber in ſeiner eigenen Familie, die ſich am 25. Juli 1804 durch eine zweite Tochter (Emilie) vermehrte, ſowie im engeren und weiteren Kreife ſeiner Freunde war ihm viel Erfreudenes beschieden, und er empfand mit Vertrauen die höchste Anerkennung und Verehrung seiner Zeitgenoſſen.

Sein Verhältnis zu Goethe wurde durch den fast täglichen persönlichen Verkehr je länger desto fester und inniger. Auch heitere Geſelligkeit in etwas weiterem Kreife ward gern gepflegt. Im Jahre 1801 hatte Goethe eine regelmäßige Abendgesellschaft, das ſogenannte „Mittwochskränzchen“ gegründet, welches alle 14 Tage in ſeinem Hause zusammenkam; unter den Gästen waren Schiller mit ſeiner Frau, Wolzogen, Meher, Einfiedel u. a. Es ging dabei, wie Schiller berichtet, recht vergnügt zu; der Herzog ſelbst und die fürſtlichen Kinder waren auch geladen, aber man ließ ſich nicht ſtören, „es wurde fleißig gesungen und pokuliert“, und eine Anzahl geſelliger Lieder Goethes und Schillers verdanken dieſen Abenden ihren Ursprung. — Es wäre zu verwundern,

wenn der herrliche neidlose Bund der beiden Großen nicht hier und da kleinen Geistern zum Verdrüß gewesen wäre. Ein solcher war August von Kozebue, der als russischer Kollegienrat in Weimar lebte. Goethe hatte den zudringlichen Gesellen zurückweisend behandelt und ihm besonders, als er auch in das „Mittwochskränzchen“ eindringen wollte, die Thür vor der Nase zugezogen. Um sich zu rächen, hatte sich Kozebue den Plan ausgedacht, durch einseitige Verherrlichung Schillers den Bund zu sprengen: am 5. März 1802 sollte auf dem Stadthause eine Apotheose des Dichters stattfinden, das „Lied von der Glocke“ sollte dramatisch aufgeführt und Schillers Büste von Frauenhänden mit Lorbeer geschmückt werden. Aber der Plan scheiterte: Heinrich Meyer gab Schillers Büste aus der Bibliothek nicht her, und der Bürgermeister verweigerte den Stadthaussschlüssel. So war, wie Schiller scherzend an Goethe schreibt, der 5. März ihm besser vorübergegangen als für Cäsar der 15., und die beiden Freunde blieben vereinigt.

Eine Störung anderer Art wurde in der behaglichen Ruhe des gesellschaftlichen Lebens der beiden Dichter durch den Besuch der Frau von Staél im Dezember 1803 verursacht, der sich bis in den März 1804 hinzog, also gerade zu einer Zeit, wo Schiller eifrig mit den letzten Arbeiten zum „Tell“ beschäftigt war. Dennoch hielt er sich der beweglichen Französin gegenüber, die im Gespräch alles erklären, einsehen, ausmessen, nichts Dunkles und Unzugängliches statuieren wollte, tapfer genug, dispuitierte mit ihr in französischer Sprache, was ihm herzlich schwer wurde, über Kantsche Philosophie und Ästhetik und bekannte nachher, daß sie „ein Phänomen in ihrem Geschlecht“ sei, daß ihr „an Geist und Veredsamkeit wenige Männer“ gleichkämen. „Das einzig Lästige“, setzt er hinzu, „ist die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge, man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können.“

In denselben Jahre (1804) schien noch einmal die Möglichkeit an Schiller heranzutreten, seinem äußeren Leben eine ganz neue Bahn zu geben. Iffland hatte ihn eingeladen, nach Berlin zu kommen, um dort der Aufführung einiger seiner Stücke beizuwohnen. Schiller entschloß sich rasch und traf mit seiner Frau und seinen beiden Knaben am 1. Mai 1804 in Berlin ein. Man begegnete ihm hier von allen Seiten mit ehrender Anerkennung, „Wallenstein“, die „Jungfrau“, die „Braut von Messina“ wurden gegeben, er wurde nach einer Aufführung der „Jungfrau“ der Königin Luise vorgestellt, und es ergingen

Anträge an ihn wegen einer dauernden Übersiedelung nach Berlin. Das bewegte Leben der Großstadt hatte ihm entschieden zugesagt. Doch waren der Bedenken viele: es sei sehr kostspielig in Berlin zu leben, schreibt er an Körner, „ohne Equipage ist es für mich ganz und gar nicht möglich, weil jeder Besuch oder Ausgang eine kleine Reise ist. Unter 600 Friedrichsdor [3400 Thaler] könnte ich gar nicht mit Bequemlichkeit leben.“ Es sei ihm zweifelhaft, ob man dort so hoch gehen wolle. Vor allem aber fühlte er, wie fest er innerlich an Weimar gebunden sei. „Wenn ich nicht auf meine Familie reflektieren müßte, würde es mir in Weimar immer am besten gefallen. Aber meine Besoldung ist klein, und ich sehe ziemlich alles zu, was ich jährlich erwerbe, so daß wenig zurückgelegt wird. Um meinen Kindern einiges Vermögen zu erwerben, muß ich dahin streben, daß der Ertrag meiner Schriftstellerei zum Kapital kann geschlagen werden. — Auf der andern Seite zerreiße ich höchst ungern alte Verhältnisse. Hier in Weimar bin ich absolut frei und im eigentlichsten Sinne zu Hause. Gegen den Herzog habe ich Verbindlichkeiten, und ob ich gleich mit ganz guter Art mich loszumachen hoffen kann, so würde mir's doch wehe thun, zu gehen. Wenn er mir also einen nur etwas bedeutenden Ersatz anbietet, so habe ich doch Lust zu bleiben.“ Dies that der Herzog, wie Schiller schon am 3. Juli meldet: „Er hat sich sehr generös gegen mich betragen und mir meine Besoldung auf 800 Thaler erhöht, auch versprochen, bei ehestter Gelegenheit das Tausend voll zu machen.“ Hiernach war Schiller seit entschlossen, in keinem Falle Weimar zu verlassen, glaubte aber, es werde sich vielleicht noch ein Abkommen treffen lassen, daß er nur gewisse Zeiten des Jahres in Berlin zubringe. Indes blieben die Verhandlungen darüber alsdann liegen.

Im November 1804 wurde in Weimar die Ankunft des Erbprinzen mit seiner jungen Gemahlin, der russischen Großfürstin Maria Paulowna, erwartet, und die ganze Stadt war deswegen zehn Tage lang von Festaufzügen, Bällen, Illuminationen und dergleichen voll. Erst wenige Tage vor dem Eintreffen der Herrschaften fiel es Goethe aufs Herz, daß er allein sich auf nichts vorgesehen habe, während die ganze Welt von den beiden Freunden etwas erwartete. In seiner Not, und da er seine eigene Erfindungskraft vergebens anstrengte, wandte er sich an Schiller, und dieser half denn auch glücklich mit der seinigen aus. Er arbeitete in vier Tagen ein Vorspiel aus, „Die Huldigung der Künste“, welches frischweg eingelernt und am 12. No-

vember gegeben wurde. „Es reüssierte“, sagt er, „über alle meine Hoffnung, und ich hätte vielleicht monatelang mich anstrengen können, ohne es dem ganzen Publikum so zu Dank zu machen, als es mir durch diese flüchtige Arbeit gelungen ist.“ Die Prinzessin konnte die Thränen ihrer Rührung und Freude bei den tiefempfundenen und gedankenreichen, in hinreißend schöner Sprache vorgetragenen Szenen des kleinen Stücks nicht bergen.

„Die Huldigung der Künste“ war Schillers letztes vollendetes Werk. Im Sommer schon hatte er einen neuen schweren Anfall seiner Krankheit zu bestehen gehabt, von dem er sich jetzt eben „kümmерlich“ erholt hatte, und nach den Festlichkeiten befahl ihn wieder ein heftiger Katarrh, den er nicht überwinden konnte. Im Januar 1805 fühlte er sich zu selbständiger dichterischer Arbeit noch unfähig, so daß er sich nicht an das neue dramatische Werk, das ihn seit einigen Monaten fesselte, den „Demetrius“, wagen konnte; er nahm deshalb, „um nicht ganz müßig zu gehen“, eine Übersetzung vor, nämlich die der „Phädra“ von Racine, die er in wenigen Wochen fertig machte, so daß sie am 30. Januar, dem Geburtstage der Herzogin, gegeben werden konnte. Am 22. Februar schreibt er auf einen kurzen Brief Goethes, der ebenfalls krank gewesen war: „Es ist mir erfreulich, wieder ein paar Zeilen von Ihrer Hand zu sehen, und es belebt meinen Glauben, daß die alten Zeiten zurückkommen können, woran ich manchmal ganz verzage. Die zwei harten Stöße, die ich nun in einem Zeitraum von sieben Monaten auszustehen gehabt, haben mich bis auf die Wurzeln erschüttert, und ich werde Mühe haben, mich zu erholen.“ Nur wenig hoffnungsvoller klingt es am 25. April in dem letzten Briefe, den er an seinen treuen Körner schrieb: Die bessere Jahreszeit, sagt er, bringe Mut und Stimmung wieder. „Aber ich werde Mühe haben, die harten Stöße seit neun Monaten zu verwinden, und ich fürchte, daß doch etwas davon zurückbleibt; die Natur hilft sich zwischen vierzig und fünfzig nicht mehr so als im dreißigsten Jahre. Indessen will ich mich ganz zufrieden geben, wenn mir nur Leben und leidliche Gesundheit bis zum fünfzigsten Jahre aushält.“

Es war anders über ihn verhängt. Am 29. April ging er noch ins Theater; eben wollte er sich dahin aufmachen, als Goethe, der nach erneuter Krankheit seinen ersten Ausgang wagte, zu ihm ins Zimmer trat. Er konnte den Freund weder begleiten, noch mochte er ihn zurück-

halten, und so schieden sie an Schillers Hausthür, ohne zu ahnen, daß es ein Abschied für ewig war. Zu seiner Schwägerin Caroline, die mit ihm ging, sagte Schiller, sein Zustand sei ganz seltsam; in der linken Seite, wo er seit Jahren immer Schmerzen gehabt, fühle er nun gar nichts mehr. Heinrich Voß, ein Sohn von Johann Heinrich Voß, der damals viel bei ihm verkehrte und von seiner Liebenswürdigkeit und der milden Hoheit seines Wesens unter all seinem Leiden ganz bezaubert war, holte ihn den Abend, nach dem Theater, wie gewöhnlich aus der Loge ab, fand ihn aber in heftigem Fieber. Die nächsten Tage war er sehr matt. Sein gewöhnlicher Arzt, Dr. Starke, war von Weimar abwesend, doch wurde er von dessen Vertreter ganz in gleicher Weise behandelt. Am 6. Mai fing er wieder an stark zu fiebern und abgebrochen zu sprechen. Am 8. abends verlangte er, in die Sonne zu sehen, und schaute, als man den Vorhang öffnete, mit heiterm Blicke hinaus. Als seine Schwägerin an sein Bett trat und fragte, wie es ihm gehe, antwortete er: „Immer besser, immer heiterer!“ Am 9. trat Besinnungslosigkeit ein, einmal erkannte er noch seine Frau und küßte sie. Nachmittags gegen 6 Uhr erlag seine hohe Natur der Gewalt der Krankheit. Nach einem heftigen Anfall schien er ruhig zu schlafen. Die Frauen gingen ins Nebenzimmer, und Lotte sagte, sie hoffe, seine herrliche Natur werde nun siegen. In dem Augenblick rief der Diener. Das Ende war da. Vergeblich suchte Lotte seine kalte Hand zu erwärmen. Plötzlich fuhr es wie ein elektrischer Schlag über sein Gesicht, sein Haupt sank zurück, und die vollkommenste Ruhe verklärte sein Antlitz. Seine Züge waren die eines sanft Schlafenden. Es war Donnerstag, der 9. Mai 1805.

Den Monolog der Marfa im zweiten Akte des „Demetrius“ fand man auf Schillers Schreibtisch. Es waren seine letzten Zeilen. Man merkt es dem Flug der Gedanken und dem Schwunge der Worte nicht an, daß ein von der Hand des Todes schon Berührter sie geschrieben hat.

Das Begräbnis fand am 11. Mai spät abends statt. „Es war eine schöne Mainacht“, erzählt Caroline, „nie habe ich einen so anhaltenden und vollkönenden Gesang der Nachtigallen gehört als in ihr.“ Zwölf junge Männer höheren Standes nahmen den gewöhnlichen Trägern (Handwerkern) die Bürde ab und trugen den Dichter zur letzten Ruhe. Nur wenige Freunde begleiteten ihn. Noch auf dem Kirchhofe schloß sich sein Schwager Wilhelm von Wolzogen dem nächtlichen Zuge an; er war zu Pferde von Naumburg auf die Trauernachricht

herbeigeeilt. Der Leichnam wurde in dem sogenannten Landschaftskassengewölbe beigesetzt. Zwanzig Jahre später öffnete man dasselbe und fand die große Anzahl von Särgen, unter denen der Schillers gestanden hatte, bereits stark zerfallen und vermodert; doch gelang es, seine Gebeine zu sammeln. Der Schädel wurde zuerst auf Wunsch des Großherzogs in dem Fußgestell von Schillers Büste auf der Bibliothek aufbewahrt, dann aber, mit den übrigen Gebeinen vereinigt, an würdiger Stätte in der Fürstengruft zu Weimar beigesetzt. Dort ruht Karl August nun neben den beiden Dichtern.

Goethe, der durch eigene schwere Krankheit in jenen Tagen des Todes an jeder Betätigung gehindert war, schrieb wenige Tage danach an Zelter: „Ich glaubte mich selbst zu verlieren und verliere einen Freund und mit ihm die Hälfte meines Daseins.“

Was Schiller dem deutschen Volke war und ist, zeigt die bis heute stets wachsende Wirkung seines Geistes. In edler Volkstümlichkeit kann von den Helden des Wortes nur Luther mit ihm um den Preis streiten. Goethe, mit dessen allumfassendem Geist er selbst sich „nicht messen“ wollte, wirkt nicht in so weite Kreise hinaus, wenigstens nicht unmittelbar. Schiller ist dem Herzen des deutschen Volkes teuer durch seine Dichtungen wie durch seine Persönlichkeit. Er gehört zu den höchsten Lehrern und Bildnern der Menschheit, der Hoheit der Gesinnung und Adel sittlicher Lebensanschauung durch Wort und Leben verkündigt und gepredigt hat wie kaum ein anderer; als Mensch verehrungswürdig, ein Held im Leben und Leiden, in Kampf, Sieg und Tod, als Dichter von ursprünglicher, schöpferischer Kraft, den größten ebenbürtig, wenigen nachstehend, eigenartig, gedankenreich, beredt und sprachgewaltig. Mit Recht schrieb Waggele in jenem Briefe an Reinhold von dem Totgeglaubten: „Er war Deutschlands Shakespeare, oder vielmehr, er war Deutschlands Schiller.“



Schillers lyrische Gedichte und Balladen.

In einem kurzen, mitten in der Bahn abgebrochenen Leben hat Schiller die große Fülle seiner Werke geschaffen. Daß unter ihnen die dramatischen in erster Reihe stehen, ist in seinem ganzen Lebensgange deutlich hervorgetreten; aber noch auf einem zweiten Gebiete hat er seine dichterische Eigenart zum vollen Ausdruck gebracht: als Lyriker und Balladendichter.

Einem Dichter, der durch und durch Dramatiker war, mußte von allen lyrischen Gattungen diejenige am fernsten liegen, die der Ausdruck des bloß innerlichen Gefühlslebens ist. Ein „Lied“ im gewöhnlichen Sinne, den leichten, unvermittelten Ausklang einer Seelenstimmung, wie wir ihn bei Goethe in verschwenderischer Fülle und unerschöpflicher Mannigfaltigkeit finden, haben wir bei Schiller so gut wie nie. Da uns aber gerade solche Gedichte am unwiderstehlichsten ergreifen und gleichsam mit elementarer Macht die Wirkung der Poesie fühlen lassen, so kann man sich denken, daß Schiller, wenn ihm dies einmal zum Bewußtsein kam, die Empfindung haben mußte, daß er dagegen überhaupt gar nicht auftreten könne. So erklärt sich das starke Wort, das er einst nach Lesung des Goetheschen Mignon-Liedes: „So laßt mich scheinen, bis ich werde“, an Körner schrieb; das Gefühl, einer ihm völlig unzugänglichen Art dichterischen Schaffens gegenüberzustehen, preßte dem sonst so selbstbewußtsten Manne das Wort aus: „Gegen Goethe bin und bleibe ich doch ein poetischer Lump!“ Aufs schärfste bezeichnet dieser Seufzer das, was wir bei Schiller nicht finden.

Es fehlt allerdings auch bei ihm keineswegs an Gedichten, die der Ausdruck eines Gefühls sind; aber auch dann ist die Zuthat des Gedankens bei Schiller ungleich größer als bei anderen Dichtern, namentlich strömen ihm die Ideen aus den beiden Zweigen der Wissenschaft, in die er selbst mit schöpferischer Hand eingegriffen hat, gleichsam unwiderstehlich zu, aus der Philosophie und der Geschichte. Außerdem aber nimmt er oftmals zwar den Ausgangspunkt von einer Empfindung, der Verlauf aber zeigt, daß der Einheitspunkt doch ein Gedanke ist: und dies ist das Entscheidende für die Zuteilung zur

Gefühlslyrik oder Gedankenlyrik. Wie leicht und behaglich klingt es z. B., wenn er in der „Gunst des Augenblicks“ (Nr. 194) anhebt:

„Und so finden wir uns wieder
In dem heitern, bunten Reihn,
Und es soll der Kranz der Lieder
Frisch und grün geslochten sein.“

Aber das fröhliche Gefühl des Augenblicks geht ihm alsbald in eine ernste Betrachtung über den Wert und die Weise menschlicher Glücksempfindung über:

„Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schoß, das Glück!“

Und dieser Gedanke, daß das Schöne und Beglückende rasch komme und rasch schwinde, hält ihn fest, er verfolgt ihn durch Kunst und Natur, und in ihm liegt die Einheit des Gedichtes. Auch in den „Vier Weltaltern“ (Nr. 196) knüpft Schiller zuerst an die fröhliche Stimmung der Geselligkeit an:

„Wohl perlert im Glase der purpurne Wein,
Wohl glänzen die Augen der Gäste.“

Aber auch hier verwandelt sich wieder die heitere Empfindung in eine sinnige Betrachtung. In dem ersten Gedicht spricht der Philosoph zu uns, der die Welt um sich und in sich mit denkendem Blicke betrachtet, in dem zweiten der Geschichtskenner, den der Bildungsgang des Menschengeschlechts zu ernstem Nachdenken stimmt. Viel seltener bleibt die Empfindung das Herrschende. Im „Geheimnis“ (157) z. B. legt die Gefahr, vor der dem Liebenden bangt, dem Dichter denselben Gedanken nahe wie in der „Gunst des Augenblicks“:

„Leicht erworben, aus dem Schoße
Der Götter, fällt das Glück herab.“

Aber nicht er bildet den Einheitspunkt des Gedichts, sondern das lebhafte Gefühl der Liebenden:

„O schlinge dich, du sanfte Quelle,
Ein starker Strom um uns herum,
Und drohend mit empörter Welle
Verteidige dies Heiligtum!“

Und doch ist auch dies nicht Gefühlslyrik im gewöhnlichen Sinne. Wir hören hier allerdings nicht den Philosophen oder Historiker, wohl aber den Dramatiker, der sich eine Situation erschafft und uns in erwartungsvolle Stimmung versetzt, indem er Gefühl und Phantasie

in uns für das Schicksal der beiden Liebenden erregt, die sich so energisch vor der Zudringlichkeit der Welt abschließen.

Nur ganz vereinzelt finden sich Klänge reiner Gefühlschrit. Als ein einfaches „Lied“ wäre wohl kaum ein anderes zu nennen als das kleine Gedicht „An den Frühling“ (Nr. 15), das aus der frühesten Zeit seines Dichtens stammt und allerdings völlig unbeschwert von jeder philosophischen, geschichtlichen oder dramatischen Zuthat, dafür aber auch von einer bei Schiller höchst ungewöhnlichen Unbedeutenheit ist:

„Willkommen, schöner Jüngling,
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenkörbchen,
Willkommen auf der Flur!“ *sc.*

Um solche Verse zu dichten, brauchte jemand nicht gerade Friedrich Schiller zu sein. Man fühlt, wie wenig dieser Ton zu seinem Wesen stimmt. Dagegen kann man aus seiner reiferen Zeit ein paar vorzüglich schöne Naturschilderungen hierher ziehen, z. B. „Der Abend“ (Nr. 56) oder „Das Berglied“ (Nr. 206). Doch drängt sich wenigstens bei dem letzteren gleich wieder das betrachtende Element ein, wie denn schon Goethe hervorhob, daß man diesem „artigen Stieg auf den Gott-hard“ auch „noch sonst allerhand Deutungen“ geben könnte.

In anderen Fällen halten sich Gefühl und Reflexion etwa die Wage, so in den stürmischen Oden seiner Jugend („An Laura“ *sc.*), im „Lied an die Freude“ und namentlich in einer Anzahl von Gedichten, welche alle dem Gefühl einer Trauer Ausdruck geben und insofern Elegien heißen können. In der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ heißt es, daß die Trauer der Elegie entweder den Verlust eines natürlichen Gegenstandes, also etwa eines geliebten Menschen, betreffe, oder das Ideal, sofern es als unerreichbar empfunden werde. Es ist bezeichnend für die folgerichtige Entwicklung Schillers, wie die wichtigsten dieser Gedichte hiernach zeitlich aufeinander folgen. Zwei stammen aus der frühesten Zeit seines poetischen Schaffens, 1780 und 1781: „Eine Leichenphantasie“ (Nr. 4) und die „Elegie auf den Tod eines Jünglings“ (Nr. 5). In beiden ist der Gegenstand der Tod eines geliebten Freundes, und beide sprechen den Schmerz stark und rückhaltlos aus. In allen anderen klagt der Dichter um ein verloren gegangenes oder unerreichbares Ideal. In einem (den „Göttern Griechenlands“, Nr. 33) ist es eine versunkene ideale Welt der Vorzeit,

der sein sehnfűchtiger Schmerzenslaut gilt, in den anderen sind es Ideale seines Lebens, die er mehr und mehr vor der Wirklichkeit schwinden sieht. Und hier ist wieder, je reifer der Dichter wird, ein natürlicher Fortschritt wahrzunehmen, indem sich der Schmerz anfänglich herbe, fast trostlos ausspricht und sich allmählich zu stiller Wehmuth ablärt. Die Jahreszahlen, die uns diese Entwicklung vergegentwältigen, sind 1784 und 1795. Dem ersten Jahre gehört das gedankenschwere Gedicht „Resignation“ (Nr. 28) an: „Auch ich war in Arkadien geboren!“ Der Verlust seines Ideals von Lebensglück und die sich selbst überwindende, tiefschmerzliche Entzagung werden in erschütternder Weise ausgesprochen. Wesentlich anders ist die Stimmung in dem aus dem Jahre 1795 stammenden Gedichte „Die Ideale“ (Nr. 53). Auch hier ist der Dichter schmerzlich bewegt und spricht seine Trauer ergreifend aus; aber mit männlicher Entschlossenheit hält er die Güter fest, die ihm trotzdem unversierbar bleiben: Freundschaft und Liebe sowie rastlose, hingebende Thätigkeit („Beschäftigung, die nie ermattet“), und aus ihnen quillt ihm Erhebung und geläuterte Kraft zu innerem Frieden. — Endlich zeigen ein paar kleinere Gedichte aus den Jahren 1801 und 1803 die Stimmung des Dichters nunmehr dahin verklärt, daß er nicht mehr um den Verlust einer idealen Welt trauert, sondern in ihr ein Ziel sieht, nach dem er sehnfűchtig strebt, wenn er auch weiß, daß wir es auf Erden nie ganz erreichen oder uns nur in den gehobensten Stunden dazu emporschwingen können. Es sind die Gedichte „Sehnfűcht“ (Nr. 189) und „Der Pilgrim“ (Nr. 200); hier haben wir einen Geist vor uns, der zu innerer Ruhe, zu heiterem Seelenfrieden durchgedrungen ist, den die Endlichkeit und Unzulänglichkeit allesirdischen wohl noch mit Wehmuth erfüllt, aber nicht mehr mit heftigem Schmerze peinigt.

So bringt Schiller selbst da, wo eine Empfindung heiterer oder ernster Art augenscheinlich den Anlaß zum Dichten bildet, doch eine Fülle von Gedanken zum Ausdruck, die sich ihm ungezwungen und gleichsam unwillkürlich aufdrängt, und die seinen Schöpfungen jenen besonderen Stempel aufdrückt, dessen Gepräge man aus Hunderten herauserkennen würde. Es ist begreiflich, daß diese Eigenschaften in noch erhöhtem Maße auf dem Felde der eigentlichen Gedankenlyrik hervortreten, die man in der That als Schillers unbestrittenes, uneingeschränktes Herrschaftsgebiet bezeichnen kann, auf dem ihm kein anderer Dichter, alter und neuer Zeit, zu vergleichen ist.

Erstaunlich ist schon äußerlich die Mannigfaltigkeit seines Schaffens. Bald sind es umfangreiche Gedichte von tiefem, wissenschaftlichem Gehalte, die eine ganze Welt von Ideen vor uns aufthun; bald solche von wenigen Strophen, die einem einzelnen wertvollen Gedanken gewidmet sind; wieder andere, die ihren Inhalt in Bilder der verschiedensten Art kleiden, in Sage und Allegorie; endlich eine fast unerschöpfliche Fülle in gedrängter, kurzer und kürzester Form, bis zu jenen zweizeiligen Epigrammen, in denen er nach Goethes Urteil ein so unerreichter Meister war. Noch weit erstaunlicher aber ist die Art der Behandlung. Wir wissen ja, daß Schiller Philosoph und Geschichtsforscher ist; es wird uns also nicht wundernehmen, daß er uns viel zu geben hat aus dem Vorne seiner Ideen über Welt und Leben, über Gott und Religion, über Menschenentwicklung und Menschenglück, über Kunst und Staat. Aber ein wie gewaltiger Dichter er ist, das zeigt sich darin, daß er alle diese Dinge poetisch bewältigen kann, daß es nicht philosophische und geschichtswissenschaftliche Abhandlungen in poetischer Form, in Vers und Reim und schönklingenden Worten sind, sondern daß es insgesamt, mit kaum nennenswerten Ausnahmen, wahre und wahrhaftige Gedichte von ergreifender, zum Teil überwältigender Wirkung geworden sind.

Die Hauptmasse dieser Gedichte gehört zwar den beiden Jahren 1795 und 1796 an, der Zeit, als nach der langen und gründlichen Versenkung in die Wissenschaft endlich der dichterische Schaffenstrieb, beschwingt durch den mächtigen Hauch von Goethes Freundschaft, seine Flügel wieder regte und Schiller natürlicherweise zunächst von denselben Ideen auch poetisch ergriffen wurde, die ihn so lange wissenschaftlich beschäftigt hatten. Aber die Richtung selbst, die ihn zur Ideendichtung führte, ist ihm von Anfang an wesentlich eigen. In seiner ersten Periode bewegt sich seine Phantasie besonders gern in Bildern der Unendlichkeit. Bald macht er den überlühnen Versuch, das schlechthin Unvorstellbare, die räumliche Unendlichkeit der Welt anschaulich zu machen („Die Größe der Welt“, Nr. 16); bald versinkt er sich, nicht minder kühn, in die zeitliche Unendlichkeit: in der „Phantasie an Laura“ (Nr. 6) sieht er die Erfüllung seiner Liebe in der unendlichen Zukunft, im „Geheimniß der Reminiscenz“ (Nr. 18) träumt er sich in die unendliche Vergangenheit zurück, wo er mit der Geliebten zu einem Wesen verschmolzen gewesen sei. — Neben diesen ungezügelten Phantasien ist es der spekulative Gedanke einer Einheit der materiellen und geistigen Welt, der ihn beschäftigt: „Geisterreich und

Körperweltgewühle wälzt eines Rades Schwung zum Ziele", und diese Trieb- und Anziehungskraft heißtt ihm Liebe. So in der „Freundschaft“ (Nr. 21) wie schon in der „Phantasie an Laura“ (Nr. 6).

Auf ein ganz anderes und weitaus fruchtbareres Gebiet begibt sich Schiller in den folgenden Jahren. Die Betrachtung der Schönheit und ihrer Bedeutung für unser inneres Leben wie für die Entwicklung der Menschheit wird von nun an der Mittelpunkt seines Denkens. Das konnte erst geschehen, als er aus dem Sturm der drangvollen Jahre nach seiner Flucht aus Stuttgart in Freudes Arm Zuflucht gefunden hatte und dann in Weimar mit bedeutenden Männern und edlen Frauen in Verkehr getreten war, so daß von ihm selbst galt, was er von dem durch die Kunst gesänftigten Menschen sagt: „Der Schönheit goldner Gürtel webet sich mild in seine Lebensbahn.“ Einen umfassenden Ausdruck gab er seinen Gedanken in dem für immer bewunderungswürdigen kulturphilosophischen Gedicht „Die Künstler“. Ist auch die Auffassung des menschlichen Kulturweges, die er hier poetisch vorträgt, im einzelnen geschichtlich vielfach anzusehen, so ordnet sie doch in echt künstlerischer Weise Ursprung, Gang und Ziel aller geistigen Entwicklung einem großartigen, einheitlichen Gesichtspunkt unter und ist überdies, wie Schiller selbst sich ausdrückt, „für ein Gedicht wahr genug“.

Die nächsten Jahre bringen eine eingehende Vertiefung in die Philosophie, namentlich in Kant, dessen Lehren Schiller in eigenartiger Auffassung weiterbildete. Besonders bezeichnend für des Dichters Gedankenwelt ist wiederum die Stellung, die er der Schönheit im inneren Leben des Menschen zuweist. Er faßt sie mit Kant als den Gegenstand eines „uninteressierten Wohlgefallens“, ein Gedanke, den er schon in den „Künstlern“ ausgesprochen hatte. Von dem Gegensatz der sinnlichen und geistigen Natur im Menschen, der dort stark hervortrat, geht er auch jetzt aus; hatte doch schon der zwanzigjährige Student „über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ geschrieben. Es ist derselbe Gegensatz, den Goethes Faust empfindet, wenn er sagt, daß „zwei Seelen in seiner Brust wohnen“, von denen ihn die eine „mit klammernden Organen“ an die Welt fesselt, während ihn die andere in die freien Gefilde des Geistes heben wolle, der Gegensatz zwischen „Sinnenglück und Seelenfrieden“. Beide Triebe nötigen unser Gemüt, der sinnliche durch Naturnotwendigkeit, der geistige durch Gesetze der Vernunft; bei ihrem Widerstreit werden wir

aus unserer Unfreiheit schmerzlich bewußt und haben nur die „bange Wahl“ zwischen beiden, die uns in jedem Falle unbefriedigt läßt. Nur dann werden wir uns frei fühlen, wenn der sinnliche Trieb mit dem Geseze der Vernunft übereinstimmt; und die befreiende Kraft, dies zu bewirken, weist Schiller der Schönheit zu. Denn das begierdelose Wohlgefallen, das diese in uns erweckt, hat mit der sinnlichen Lust, die uns unfrei macht, nichts gemein. Darum sind wir frei, wenn wir uns in die schönen Gebilde der Kunst versenken, oder wenn wir unser Gemüt der idealen Seelenstimmung öffnen, die uns von den Gegenständen unseres Empfindens und Begehrens unabhängig macht. In solchen Augenblicken ist die „Angst des Irdischen“ von uns genommen: die sinnliche Welt reizt nicht mehr unsere Begierde, sondern wir erfreuen uns nur an ihrem „schönen Schein“, und selbst die furchtbare Majestät des Sittengesetzes hört auf, uns zu ängstigen, solange es uns gelingt, die Befolgung seines Gebotes als das unserer Natur Gemäße zu fühlen, dem wir freie Neigung entgegenbringen. Dann ist das Gute für uns Gegenstand eines reinen Wohlgefallens, d. h. es hat sich in ein Schönes verwandelt, der Zwang des Gesetzes ist in uns zur Freiheit geworden. Ein Mensch, dem dies leicht und natürlich ist, heißtt ihm eine schöne Natur, und er wird nicht müde, seine Überzeugung auszusprechen, daß nicht die durch strenges Pflichtgefühl dem Triebe mühsam abgerungene Tugend das Höchste sei, sondern das von selbst durch glückliche Naturanlage sittlich gestimmte Herz, das das Gute ohne Schwanken und Kampf aus freier Neigung thut, weil ihm die entgegengesetzte Handlung oder Versäumnis niedrig und häßlich dünkt. Dieser schöne sittliche Takt, oder auf höchster Stufe sittliche „Genialität“ ist selbst dem gereiftesten Nachdenken der Klugen und Philosophen überlegen. So im „Genius“ (Nr. 62). Der Dichter findet diese ungebrochene Selbstgewißheit einer „schönen Individualität“ besonders in einer edlen weiblichen Natur; das ist ihm „des Sieges ruhige Klarheit“, worin der männlichste Mann dem weiblichsten Weibe weichen müsse (Nr. 98). Nahe verwandt ist der Gedanke, daß überhaupt diejenigen Güter die höchsten und beglückendsten sind, die wir niemals durch Kampf und Mühe, durch keinen noch so energischen Willen erringen können, sondern die uns frei und ohne unser Zuthun, „von den gnädigen Göttern“, zufallen: gewinnende Unnütz in Erscheinung und Rede, wissenschaftliche, künstlerische, sittliche Genialität, Macht der Persönlichkeit. Auserwählte Naturen, denen diese Güter besichert wurden, sind glücklich und beglücken die Welt, wir anderen sollen

nie nicht mit Reid anblicken, sondern besiegelt an ihrem Glücke teilnehmen. („Das Glück“, Nr. 173.)

Dies sind die Gedanken, die in Schillers Lebensanschauungen fortan die herrschenden sind, sie bilden sozusagen die immer gegenwärtige Atmosphäre seines dichterischen und philosophischen Denkens; es sind Anschauungen eines gereiften, in sich abgeklärten Gemüts, zu denen er sich erst nach vielen Kämpfen und Lebenserfahrungen, schmerzlichen wie wohlthuenden, durchgerungen hat, und er spricht sie mit philosophischem Ernst und dichterischer Weihe aus. Hierin liegt die Rechtfertigung dieser Ideendichtung. Goethe, der in seinem künstlerischen Schaffen immer vom Einzelnen, Angeschauten ausgeht und nie vom Begriff, musste in dieser Art des Dichtens natürlicherweise etwas ihm Fremdes finden, und er spricht es einmal gelegentlich Schiller selbst gegenüber aus, „die Aussprüche der Vernunft mit dichterischem Munde vorzutragen“, wie jener gethan, sei „wohl zu erlauben, aber nicht zu loben“. Gewiß ist, daß wirkliche Poesie daraus nur unter den Händen eines Meisters werden kann, der die eigentümlich geniale Doppelnatur Schillers besitzt; denn niemals will er uns über seine Ideen belehren; das ist der Fehler aller sogenannten didaktischen Poesie, die eben deshalb aus dem Rahmen wahrer Dichtung herausfällt und (um einen Ausdruck Goethes bei anderer Gelegenheit zu brauchen) an einer „infurablen Trockenheit“ leidet. Das thun nun Schillers Erzeugnisse augenscheinlich gar nicht, und der Grund ist, daß er, wie es bei aller wahren Poesie der Fall ist, nur deshalb dichtet, weil er von seinem Gegenstande voll ist, und weil ein tiefes Herzensbedürfnis ihn zwingt, seine Begeisterung zu äußern. Nur ist das ihn Ergreifende in diesem Falle nicht eine Empfindung oder eine Leidenschaft oder ein Vorgang, sondern die Höhe einer Idee, die in ihm lebendig wird. Er schaut sie, wie ein anderer Gestalten schaut, und darum fließt ihm der Mund von der inneren Begeisterung entzückten Schauens über.

Der Inhalt von Schillers Gedankenlyrik ist hiermit freilich keineswegs erschöpft. Eine reiche Fülle von Gedichten, teils ebenfalls aus den Jahren 1795 und 1796, wo der Duell dieser Dichtung besonders voll strömte, teils aus den späteren Jahren, zeugen von der Vielseitigkeit und Tiefe seines Geistes. Viele von ihnen prägen einen einzelnen Gedanken, der philosophisch bedeutend oder praktisch wertvoll ist, in näherer oder fernerer Beziehung zu den oben entwickelten Ideen, in eine kürzere, bezeichnende Form; so gleich das erste Gedicht nach dem

langen Verstummen: „Poesie des Lebens“ (Nr. 38), so „Die Worte des Glaubens“ (Nr. 161), „Die Worte des Wahns“ (Nr. 182), „Licht und Wärme“ (Nr. 162), „Breite und Tiefe“ (Nr. 163), „Hoffnung“ (Nr. 172), auch die wehmütige „Nänie“ (Nr. 179). Andere kleiden ihren Inhalt in die Form einer Allegorie; so wird die beglückende Wirkung der Poesie im „Mädchen aus der Fremde“ (Nr. 81) dargestellt, das Erdenlos des Dichters in den heiteren Erzählungen „Pegasus im Joche“ (Nr. 48) und „Die Teilung der Erde“ (Nr. 71). Verschiedene Gedichte aus den Jahren 1802 und 1803 verdanken Goethes sogenanntem Mittwochskränzchen ihr Dasein und sind also als gesellige Lieder gedacht; hierher gehören, außer den beiden oben berührten („Die Kunst des Augenblicks“ und „Die vier Weltalter“), noch das „Dem Erbprinzen von Weimar“ gewidmete Lied (Nr. 193), „An die Freunde“ (Nr. 195) und die beiden „Punschlieder“ (Nr. 201 und 202). Der Zweck bringt es hier mit sich, daß der Dichter eine leichtere Form wählt, die Lieder sangbarer hält; aber die ihm eigentümliche Gedankenfülle, der Schillersche Stempel, ist trotzdem unverkennbar.

Zu dem Vorzüglichsten endlich, was Schiller auf dem Gebiete der Gedankenpoesie geschaffen hat, gehört jene wunderbar reichhaltige Sammlung einzelner Sprüche, jene Distichen, Xenien, Epigramme, Votivtafeln, die sich über eine Fülle wichtigster Gegenstände in knapper Form aussprechen: praktische Lebensweisheit, feine Menschenkenntnis, tiefe Blicke in wissenschaftliche und sittliche Fragen, in Kunst und Kritik, Staat, Gesellschaft und Religion — ein wahrer Schatz von Wahrheits- und Weisheitssprüchen, fast jeder ein goldenes Wort, eine Sammlung, der wenige Litteraturen etwas Ähnliches an die Seite zu stellen haben. Man kann das nicht treffender bezeichnen als durch das prächtige Wort Goethes, mit dem er dem Freunde für die überhandten „Tabulae votivae“ dankt: „Ihre Distichen“, sagt er, „sind außerordentlich schön, und sie werden gewiß einen trefflichen Effekt machen. Wenn es möglich ist, daß die Deutschen begreifen, daß man ein guter, tüchtiger Kerl sein kann, ohne gerade ein Philister und ein Matz zu sein, so müssen Ihre schönen Sprüche das gute Werk vollbringen, in denen die großen Verhältnisse der menschlichen Natur mit so viel Adel, Freiheit und Kühnheit dargestellt sind.“

Haben uns die bisher besprochenen Gebiete der Gedankenlyrik durchweg den Philosophen gezeigt, so tritt daneben doch auch der Histo-

riker nicht zurück, der die Weltgeschichte mit denkendem Blicke betrachtet. So führt uns eine Anzahl von Gedichten die Stufen des Kulturfortschrittes vor. Das erste ist „Der Spaziergang“ (Nr. 70), der in einer Reihe von Bildern die Entwicklung des Menschengeschlechts von den Anfängen des Staates bis zu seinem blutigen Umsturz durch innere Verderbnis schildert. „Wohin man sich wendet“, urteilte Wilhelm von Humboldt darüber, „wird man durch den Geist überrascht, der in diesem Stütze herrscht. — Den ganzen großen Inhalt der Weltgeschichte, die Summe und den Gang alles menschlichen Beginnens, seine Erfolge, seine Gesetze und sein letztes Ziel, alles umschließt es in wenigen, leicht zu übersehenden und doch so wahren und erschöpfenden Bildern.“ Ein weniger weites Ziel steht sich das zweite, „Das Eleusische Fest“ (Nr. 176), welches, ganz auf dem Boden der griechischen Sage, in der Einführung des Ackerbaues durch die Göttin Ceres die Grundlage aller bürgerlichen Gesittung feiert. Das dritte endlich ist die Krone dieser kulturgeschichtlichen Gedichte und zugleich eins der vorzüglichsten Geisteserzeugnisse unseres Dichters und eine der bewunderungswertesten Schöpfungen unserer poetischen Litteratur überhaupt, „Das Lied von der Glocke“ (Nr. 180). In jedes der reichbelebten Bilder, die es uns aus dem Leben des Einzelnen und der Gesamtheit bietet, läßt der Dichter den frommen Ton der Glocke hineinklingen und hält durch diesen Rahmen in höchst kunstvoller und doch natürlicher, leicht übersichtlicher Disposition das ganze umfangreiche Werk einheitlich zusammen. Was uns an diesem Meisterwerk noch besonders erfreut, ist der einfache und schlichte Ton des Ganzen. In sehr vielen seiner bedeutendsten Gedichte entlehnt Schiller die Einkleidung dem griechischen Altertum; hier dagegen finden wir uns auf echt deutschen Boden versetzt: wir sehen einen deutschen Knaben und Jüngling vor uns, wir sehen den reichbegüterten Besitzer, der seine Äcker und Scheinen übersehaut, die brave deutsche Hausfrau, die auf ihre selbstgewebte Leinwand im Schrank stolz ist, wir blicken in die Kinderstube, wo die Mutter unter ihren Kleinen waltet, wir sehen den gotischen Dom und die kleine Stadt, deren Thor sich knarrend schließt, und fühlen uns überall traut und heimatisch angesprochen. Mit Recht ist daher die „Glocke“ ein besonderer Liebling unseres Volkes geworden. — Als letztes wären noch „Die vier Weltalter“ (Nr. 196) anzuschließen, die in leichterem Tone das Gebiet umschreiben; sie stehen zu den drei großen kulturgeschichtlichen Gedichten in denselben Verhältnis wie die übrigen

ursprünglich für gesellige Zwecke bestimmten Lieder zu den großen Ideendichtungen.

Auf allen bisher besprochenen Gebieten nahm der Dichter seinen Stoff im wesentlichen aus seiner eigenen Gedankenwerkstatt. Erinnert man sich aber wieder daran, daß seine Hauptbedeutung im Drama liegt, so würde es offenbar eine sehr auffallende Lücke sein, wenn er nicht auch Gedichte geschaffen hätte, die uns wie das Drama ein Stück der objektiven Welt, menschliches Handeln und menschliches Schicksal, künstlerisch vorführen. So fügen sich Schillers erzählende Gedichte, die Balladen und Romanzen, als eine natürliche und notwendige Ergänzung ein. Anfänge zu einer solchen objektiven Dichtung finden sich allerdings schon in seiner frühesten Periode. Man könnte hierher die beiden dialogisch gestalteten Lieder aus den „Räubern“ rechnen, „Heltors Abschied“ (Nr. 1) und „Brutus und Cäsar“ (Nr. 3), wenngleich ihre Handlung verschwindend klein ist und der Hauptinhalt in dem lyrischen Ausströmen des Gefühls besteht. Dagegen sind zwei unter den Gedichten der „Anthologie“, die in Form eines Monologs ein lebendiges Bild objektiver Zustände geben, das erste vornehmlich der Vergangenheit zugewandt: „Die Kindesmörderin“ (Nr. 10), das andere mit lebendigster dramatischer Kraft uns mitten in die Gegenwart des geschilderten Vorgangs versetzend: „Die Schlacht“ (Nr. 11), ohne Zweifel das künstlerisch Vollendetste aus dieser frühen Zeit des Dichters. Auch gehört das frisch und volkstümlich gesungene Lied vom „Grafen Eberhard“ (Nr. 26) hierher.

Aber den eigentlichen Weg zur objektiven Dichtung fand Schiller erst, nachdem er sich durch Wissenschaft und Lebenserfahrung mit sich selbst verständigt hatte und mit Goethe, dem unerreichten Meister objektiver Darstellung, in fruchtbaren Gedankenauftausch getreten war. So entstanden die Balladen, zehn an der Zahl, denen sich einige kleinere Gedichte objektiven Inhalts, wie die „Nadowessische Totenklage“ (Nr. 167) und „Der Alpenjäger“ (Nr. 208), anreihen. Nahe stehen diesem Kreise ferner drei ausgezeichnete Schöpfungen, die als Hintergrund bedeutende epische Vorgänge haben, deren Inhalt aber doch so wesentlich die Innenwelt der vorgeführten Personen schildert, daß sie eine Mittelstellung zwischen der Gedankenlyrik und der objektiven Dichtung einnehmen. Es sind „Die Klage der Ceres“ (Nr. 87), „Kassandra“ (Nr. 197) und „Das Siegesfest“ (Nr. 204).

Es ist kein Zufall, daß wie die Dramen so auch die Mehrzahl dieser erzählenden Gedichte Schillers weitauß in die breitesten Schichten des deutschen Volkes eingedrungen sind, den Dichter bei jung und alt bekannt und ihn jedem Herzen wert und vertraut gemacht haben. Ein bekanntes Wort Platens sagt, daß „unsere Seele stets am Stoff klebe“, daß „Handlung der Welt allmächtiger Puls“ sei. Gedichte wie „Die Künstler“, „Das Ideal und das Leben“, selbst „Der Spaziergang“ werden immer nur eine kleine Gemeinde andächtiger Verehrer unter dem geistigen Adel der Nation finden; aber „Die Bürgschaft“, „Der Handschuh“, „Der Gang nach dem Eisenhammer“, „Die Kraniche des Ibykus“ sind für jeden zugänglich und voll bekannter Gestalten, jede Anspielung auf ihren Inhalt und selbst auf ihren Wortlaut wird verstanden und gern gehört, und es macht dabei kaum einen Unterschied, wenn der Stoff aus dem Altertum gewählt ist: Polykrates ist nicht unider volkstümlich als der Graf von Habsburg. Nur das „Lied von der Glocke“ stellt sich hierin diesen Dichtungen gleich, und mit Recht kann man sagen, daß es außer einigen evangelischen Kirchenliedern von Luther und Paul Gerhard kein wertvolles litterarisches Erzeugnis gibt, das so wie diese Schillerschen Gedichte zu einem gemeinsamen geistigen Besitztum des ganzen deutschen Volkes geworden wäre.

Diese Volkstümlichkeit ist aber von der höchsten und edelsten Art. Denn die Gedichte sind fast insgesamt so beschaffen, daß auch der geifeste Geschmack des Hochgebildeten reinen Genuß an ihnen findet. Schiller hat es durchaus verschmäht (um sein eigenes Wort zu brauchen), „vielen zu gefallen“, er hat vielmehr in diesen Dichtungen durch die Kraft seines Genies die Kluft zwischen der Menge und den wenigen Erlesenen überbrückt, so daß sein Kunstwerk „allen gefällt“. Selbst der Umstand, daß diese Gedichte von den meisten schon in den Knabenzahren auf der Schule gelesen und auswendig gelernt werden, kann ihnen ihren poetischen Zauber nicht abstreifen. Ihre Vorzüge hängen wieder aufs engste mit Schillers dramatischer Dichternatur zusammen. Überall tritt das Ziel klar und faßlich hervor, überall ist die Handlung wahrhaft dramatisch zusammengefaßt und dadurch in kleinem Rahmen ein scharfes Bild gegeben. Wie einfach und treffend ist dies z. B. im „Ring des Polykrates“, im „Kampf mit dem Drachen“, im „Grafen von Habsburg“ geschehen! Wie weiß Schiller im „Taucher“, in den „Kranichen“, in der „Bürgschaft“, im „Gang nach dem Eisenhammer“ die Spannung des Lesers immer aufs neue zu erregen und

festzuhalten, so daß er das Ende als eine befreende oder erschütternde Lösung empfindet! Auch die sprachliche Darstellung, das Maß von Schmuck und Einfachheit, von Weichheit und Kraft, zeigt den gereiften Meister.

Wer so Menschengeschick und Völkerentwicklung mit denkendem Blicke betrachtet, den kann auch die Gegenwart unmöglich unberührt lassen, besonders wenn sich so gewaltige Ereignisse, so ungeheure Wandlungen der staatlichen Formen in ihr vollziehen. Dies ergriff Schiller vor allem um den Beginn des neuen Jahrhunderts:

„Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.“

Noch tiefer werden wir in seine damalige Stimmung eingeführt durch die Bruchstücke eines großen Gedichtes, welches für eine Feier der Jahrhunderts wende in Weimar beabsichtigt war. Die Feier zerschlug sich, und leider blieb darüber auch das Gedicht liegen. Nur einige mächtige Trümmer haben sich in Schillers Nachlaß erhalten, eben genug, um uns den Verlust des Ganzen tief beklagen zu lassen; denn sie zeigen uns aufs neue den Dichter, der wie kein anderer seinen Blick an den großen Welt- und Völkergeschichten geweitet hatte, und dessen Mund in so einzigem Grade des hohen, gewaltigen Ausdrucks für weltgeschichtliche Größe mächtig war. Er sah die deutsche Nation zur Ohnmacht verdammt, ohne Stimme im Rate der weltregierenden Völker, er sah

„Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz“,

die Franzosen und die Engländer; aber wo war der Deutsche? Unter solchen Eindrücken wirft Schiller die Frage auf, und das ist der Inhalt jener Bruchstücke: Darf der Deutsche in dem Augenblicke, wo er ruhlos aus einem thränenvollen Kriege hervorgeht, „wo der Franke, wo der Britte mit dem stolzen Siegerschritte herrschend sein Geschick bestimmt“, darf er da sein Haupt erheben und mit Selbstgefühl in der Völker Reihe auftreten? Und auf diese Frage antwortet er bestimmt und fest: „Ja, er darf's!“ Es lohnt wohl, zuzusehen, wie er diese stolze Antwort begründet, eine Begründung, die eben das Gedicht, wenn es vollendet worden wäre, gegeben hätte.

Es sind drei große Bruchstücke, vielfach bloß erst der Gedankenstoss, den sich der Dichter sammelt, an anderen Stellen bereits halb oder ganz zum Gedicht gerundet, zuweilen schon im vollen Schwunge dichterischer Form, in der Pracht der Sprache und des Reimes dahin-

strömend, auch in dieser Hinsicht höchst anziehend und wertvoll für die Beurteilung von Schillers poetischem Schaffen. Das erste Bruchstück sagt: „Laßt euch nicht blenden; mag auch der Franke und der Britte jetzt die Welt beherrschen, der Deutsche wird sie doch einst beide überholen; seine Aufgabe ist, an dem Bau der Menschenbildung zu arbeiten, das Ideal der Menschen zu vollenden, nicht im Augenblick zu glänzen, sondern den großen Prozeß der Zeit zu gewinnen.“ — Im zweiten Bruchstück zeigt der Dichter, daß eine solche Entwicklung eine Notwendigkeit sei: wer den Geist bilde, müsse siegen, da das Ziel unmöglich rohe Gewalt, sondern Sitte und Vernunft sein müsse. „Das langsamste Volk wird alle die schnellen flüchtigen einholen.“ Daß der Deutsche diesen unzerstörbaren Kern habe, dafür führt er vornehmlich zwei große Zeugen an: die deutsche Sprache und die deutsche Geschichte. „Unsere Sprache wird die Welt beherrschen! Die Sprache ist der Spiegel einer Nation; wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes und treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen.“ Und unsere Geschichte lehrt, daß der Deutsche nach der Freiheit des Geistes strebt; vor allem hebt Schiller da die Lutherische Reformation hervor, und da strömt es ihm voll und begeistert vom Munde:

„Schwere Ketten brüchten alle
Völker auf dem Erdenballe,
Als der Deutsche sie zerbrach,
Fehde bot dem Batilane,
Krieg ankündigte dem Wahne,
Der die ganze Welt bestach.“

Im dritten Bruchstück wirft er nach alledem die Frage auf, ob der Deutsche sich fühlen, sich seines Namens rühmen dürfe, und beantwortet sie mit: „Ja, er darf's!“ Er geht unglücklich aus dem Kampfe der Gegenwart, aber das, was seinen Wert ausmacht, ist nicht verloren:

„Stürzte auch in Kriegessflammen
Deutschlands Kaiserreich zusammen,
Deutsche Größe bleibt bestehn!“

Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation, die von ihrem politischen Schicksal unabhängig sind.

So weit jene Bruchstücke. Man muß den Mann und Dichter bewundern, der in solcher Zeit solche Gedanken hegte und sie mit so hirreißender Gewalt aussprechen konnte. Welche Zuversicht felsenfester Vaterlandsliebe zeigt der Geist, der in so jammerwürdiger Zeit den

Glauben an sein Volk nicht verliert und es mit Prophetenmunde ausspricht, daß das langsamste Volk alle die schnellen flüchtigen überholen und den großen Prozeß der Zeit gewinnen werde. — Sein Schlußgedanke freilich beruht ja auf einem Irrtum. So schön es klingt, so ist es doch nicht richtig, daß die Größe einer Nation bestehen könne ohne die entsprechende Form ihres Staatswesens. Das ist heute für uns leicht einzusehen, nachdem wir uns längst auch die äußere Stellung zurückeroberthaben, erst die Unabhängigkeit in den Befreiungskriegen und nun in Kaiser Wilhelms großen Tagen auch die Einheit und Machtstellung im Rate der Völker. Aber es ist ergreifend und erhebend zu sehen, wie sich ein starker Geist, der in einer Zeit lebte, wo es ein deutsches Vaterland nicht gab, und der es doch empfand, daß nur im Vaterlande die Wurzeln unserer Kraft liegen, Welt- und Menschengeschick mit fühner Hand und tieffinnigem Blick zurechtlegt, um nur sagen zu können: ja, ich darf trotz alledem stolz sein, daß ich ein Deutscher bin, und möchte mit keinem Franzosen und keinem Engländer trotz ihres Glanzes tauschen. So sind diese Bruchstücke ein neuer Beleg für den herrlichen Idealismus, der in Schillers Dichten wie in seinem Leben so überwältigend hervortritt, der ihn dem Herzen des deutschen Volkes so unverlierbar teuer macht und wohl nie einen überzeugteren und bedrohteren Verkünder als ihn gefunden hat.

Zusammenfassend müssen wir sagen, daß es wenige Bücher geben dürfte, die einen solchen Schatz von Ideen, eine solche Fülle gestaltungsreicher Schöpfungen in sich bergen, wie dieser Band „Schillers Gedichte“. Gewiß sind auch Mängel und Unvollkommenheiten darin, nicht überall ist es dem Dichter gelungen, „jeden Zeugen menschlicher Bedürftigkeit“ auszustoßen. Aber je tiefer man eindringt, desto mehr fühlt man, daß ein Geist ersten Ranges vor uns steht, von ursprünglicher, energischer, auf den Grund gehender Denkkraft, von weltumspannender Weite des Blickes, von tiefstem Genütt und reinstem Wollen; und das alles gepaart mit einer Kühnheit der dichterischen Phantasie, mit einer schöpferischen Gestaltungskraft und hinreißenden Sprachgewalt, die auch vor dem schwersten und sprödesten Stoff nicht zurückzschreckt und ihn in den allermeisten Fällen bewältigt und zur künstlerischen Rundung zwingt.

Gedichte.

Einleitung des Herausgebers.

Schillers Gedichte sind in der vorliegenden Sammlung so genau wie möglich nach der Zeit ihrer Entstehung geordnet. Die gewöhnliche Reihenfolge, die hiervon nicht unbeträchtlich abweicht, röhrt von Körner her, der sie 1812 bei Herausgabe der Werke seines verstorbenen Freundes einföhrt. Er war es auch, der das poetische Schaffen Schillers in drei Perioden einteilte, deren Grenzen durch die Übersiedelung des Dichters nach Dresden (1785) und durch seine nähere Bekanntschaft mit Goethe (1794) bezeichnet werden. Diese ohne Zweifel richtige Einteilung hätte schon an sich eine genaue chronologische Reihenfolge nahe legen können. Indes hat Körner darauf verzichtet und vielmehr innerhalb der einzelnen Perioden die Gedichte nach anderen, sachlichen und ästhetischen, Gesichtspunkten verteilt.

Man kann ihm die Anerkennung einer wohl durchdachten Anordnung nicht versagen; aber willkürlich bleibt sie doch, und da sie eben nicht vom Dichter selbst herröhrt, hat sie auch kein Recht auf Unantastbarkeit. Daher ist versucht worden, auf Schillers eigene Bestimmung zurückzugreifen. Er hat zwei Ausgaben seiner gesammelten Gedichte besorgt; die erste erschien in zwei Bänden 1800 und 1803, die zweite 1804 und 1805, beide in der gleichen Anordnung, nur das zweite Bändchen durch einige inzwischen neu hinzugekommene Gedichte vermehrt. Indes auf diese Reihenfolge, die auf die Entstehungszeit gar keine Rücksicht nimmt, zurückzugehen (wie Borberger gethan), erweist sich ebenfalls als höchst mißlich. Erstens ist nicht zu verkennen, daß auch sie zum Teil willkürlich und von mancherlei rein äußerlichen Gesichtspunkten bestimmt war; denn die Versuche, eine streng durchdachte Anordnung darin nachzuweisen, sind nur wenig überzeugend.¹ Zweitens hat Körner mehrere von Schiller übergangene Gedichte aufgenommen, die dann also in der Sammlung keine Stelle finden könnten, während sie doch gewiß kein Leser und Freund Schillers gern entbehren

¹ Vgl. über die ganze Frage G. Rettner, „Die Anordnung der Schiller'schen Gedichte“ („Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte“, Bd. III, S. 128 ff.).

möchte. Endlich scheint diese Anordnung auch den Dichter selbst nicht befriedigt zu haben. Denn er bereitete in den letzten Jahren seines Lebens eine neue Prachtausgabe seiner Gedichte vor, in der er eine Einteilung in vier Bücher durchgeführt hatte, die man etwa als Lieder, Balladen, philosophische Gedichte und Epigramme bezeichnen könnte. Aber auch diese Reihenfolge läßt sich nicht annehmen, weil die beabsichtigte Ausgabe nicht zum Abschluß kam, auch wohl nicht alle Gedichte enthalten sollte.

Daher bleibt nichts übrig als eine chronologische Anordnung, wie sie schon die Ausgabe von Goedele zeigt. Sie bietet neben der Sicherheit des Prinzips den großen wissenschaftlichen Vorteil, daß uns nunmehr ein geschichtliches Bild von Schillers Schaffen daraus entgegentritt. Völlig über jeden Zweifel erhaben ist freilich auch hier nicht alles, da wir, obgleich Schillers Leben und Dichten überaus reich bezeugt ist, doch nicht für jedes einzelne Gedicht das Datum angeben können. Indessen ist der Fall sehr selten, daß ernstlich über einen längeren Zeitraum geschwankt werden könnte. Eine Entscheidung mußte der Herausgeber treffen in Bezug auf die Gedichte, die Schiller selbst in größeren Gruppen gleichzeitig herausgegeben hat: so die Gedichte der „Anthologie“ für 1782 und aus späterer Zeit die Gedichte der „Horen“ von 1795—1797 sowie der „Musenalmanache“ von 1796 bis 1800. Hier sind nur diejenigen, die sicher vor dem Veröffentlichungsjahr entstanden sind, in ihr Jahr eingestellt worden; sonst sind sie in der Reihenfolge belassen, wie der Dichter selbst sie an der betreffenden Stelle geordnet hat.

Aufnahme haben in der vorliegenden Ausgabe alle von Körner abgedruckten Gedichte gefunden, dem auch darin gefolgt wurde, daß zwei von Schiller selbst aufgenommene wegblieten: „Kastraten und Männer“ (1803 „Männerwürde“ genannt) und „Die Hochzeit der Thetis“. Das erstere, welches auch in der Überarbeitung noch allzu stark aus dem Tone der übrigen Sammlung fällt, gehört mit einer Anzahl ähnlicher Erzeugnisse der frühesten Zeit in die „Nachlese“; das andere ist in der Übersetzung der Euripideischen „Iphigenie in Aulis“ enthalten und hat keinen Anspruch auf zweimaligen Abdruck. Ebenso sind die Übersetzungen aus dem Virgil, die beiden umfangreichen Gedichte „Die Zerstörung von Troja“ und „Dido“ hier ausgeschieden und nebst der Vorrede, die sich mitten unter den Gedichten fremdartig ausnehmen würde, mit den dramatischen Übersetzungen zusammengestellt worden. Dagegen ist eine Anzahl Gedichte (die Nummern 3, 23, 30, 31, 85, 110—113, 115—125, 134, 136, 138 bis

140, 143, 149, 160, 177, 184, 187, 205) eingefügt worden, die weder in Schillers eigener Sammlung noch bei Körner stehen; denn es sollte hier alles aufgenommen werden, was für den weiteren Leserkreis geeignet erscheint, dagegen alles ausgeschlossen bleiben, was nur noch eine historische Bedeutung beanspruchen kann. Von Gedichten aus Dramen sind nur diejenigen hier besonders abgedruckt worden, welche den Charakter eines selbständigen Liedes tragen.

Die so geordnete Sammlung zeigt die lyrischen Gedichte Schillers im Zusammenhang mit dem ganzen Entwicklungsgange seines Geistes. Anfangs sind es nur einzelne Dichtungen, zum Teil mit seinem dramatischen Erstlingswerk, den „Räubern“, in Verbindung stehend oder durch äußere Ereignisse veranlaßt („Leichenphantasie“ *et c.*). Dann spürt man, wie der junge dichterische Genius zum Bewußtsein kommt und sich in einer reichen Fülle der verschiedenartigsten Schöpfungen zur Äußerung getrieben fühlt: es ist die Sammlung der „Anthologie“, Erzeugnisse, die fast durchweg dem Jahre 1781 angehören, also dem 22. Lebensjahre des Dichters. Bis hierhin gehen bei Körner die Gedichte der „ersten Periode“.

Wir treten dann in die Zeit des heimatlosen Umherirrens, der schwersten Sorge in Schillers Leben. Die äußere Geschichte spiegelt sich fast gar nicht in seinen lyrischen Dichtungen ab; auch dies ist eine Eigentümlichkeit seines dichterischen Wesens. Dagegen spricht die innere Bedrängnis, in die sein Herz versetzt wurde, aus zwei tief leidenschaftlichen Ergüssen: „Kampf“ und „Resignation“. Dann aber tritt in unmittelbaren Gegensatz zu diesen düster gefärbten, jede Lebenshoffnung abweisenden Klagen der helle Jubelton des „Liedes an die Freude“: Körner und die Seinen hatten den Verzweifelnden aufgenommen. Nun mähigt sich der ungestüme dichterische Schritt, Gedankenfülle regt sich, ernste Betrachtung in den „Göttern Griechenlands“, den „Künstlern“. Nicht mehr himmelstürmend, in reinerer Schönheit, aber „mit gesenktem Fluge“ schwebt jetzt seine Dichtung dahin. Dazwischen erinnert uns das Stammbuchblatt an Lotte freundlich daran, daß auch sein Leben sich sanfter gestaltet, daß edle Weiblichkeit auf ihn wirkt und in ihm die Sehnsucht nach häuslichem Glück erweckt. Es ist eine Übergangszeit, die Zeit der Entwicklung zur männlichen Reife. Dies sind die wenigen Gedichte, die Körner der „zweiten Periode“ zuließ.

Nun folgt eine lange Pause. Während voller sechs Jahre finden wir (außer einem unbedeutenden und noch dazu in der Datierung

unstümeren Stammbuchblatt) nicht eine einzige poetische Zeile von Schiller, gewiß ein beispielloser Fall in dem Leben eines sonst so fruchtbaren Dichters. Zweierlei wird uns durch diese Stille vergewißt: erstens die ernste Versenkung in die Wissenschaft; der neue Geschichtsprofessor und der eifrige Schüler Kants hat keine Zeit und auch augenblicklich nicht Sinn noch Trieb zur Dichtung, wenn ihn auch das Bewußtsein nicht verläßt, daß doch eigentlich „der Dichter der einzige wahre Mensch und selbst der beste Philosoph gegen ihn nur eine Art von Karikatur“ sei. Zweitens aber gemahnt uns sein Schweigen an die schwere Krankheit, die von nun an sein steter Begleiter im Leben sein sollte.

Dann beginnt, unmittelbar nach dem Bunde mit Goethe, ein neuer Lebensabschnitt; mit Recht rechnet Körner von hier ab die dritte Periode, die eigentlich klassische. Hier gehören die beiden ersten Jahre, 1795 und 1796, fast ausschließlich der Gedankendichtung an, zum Zeichen, daß Schiller eben erst aus dem Gebiete der Philosophie wieder in das der Poesie übergesiedelt und noch voll von den Ideen war, die er in seinen Abhandlungen entwickelt hatte. Von den Hauptgedichten dieser Richtung fallen ins Jahr 1795: „Das Ideal und das Leben“, „Der Spaziergang“, „Der Genius“, ferner „Die Ideale“, „Die Macht des Gesanges“, „Die Würde der Frauen“, „Das verschleierte Bild zu Sais“, auch „Pegasus“ und „Die Teilung der Erde“. Das Jahr 1796 ist das Epigrammenjahr. Schon im voraufgehenden war die Distichenform in kleineren und größeren Gedichten überwiegend zur Anwendung gekommen. Ja zuweilen mußte sich selbst ein erzählender Stoff (wie in „Deutsche Treue“) diesem Maße anbequemen, während wir aus der ganzen früheren Zeit nicht einen einzigen Hexameter von Schiller besitzen. Doch war immerhin 1795 noch eine größere Zahl von Gedichten in modernen Formen. Dagegen sind 1796 unter den so zahlreichen Erzeugnissen nur zwei Gedichte in gereimten Strophen: „Das Mädchen aus der Fremde“ und „Die Klage der Ceres“. Der Anfang des Jahres hatte in den beiden verbündeten Dichtern den Gedanken der „Zenien“ gezeitigt, und diesem kühnen litterarischen Feldzuge diente so ziemlich alles, was Schiller (außer seinen Arbeiten zum „Wallenstein“) jetzt dichterisch hervorbrachte.

Das folgende Jahr, 1797, ist das Balladenjahr, so von Schiller selbst genannt. Es zeigt sich jetzt der volle Einfluß Goethes, indem Schiller nun erst den Weg zu einer objektiven Darstellung gewinnt. Den Übergang bildet eine kleine Gruppe von Gedichten (1796), die zur sogenannten Situationslyrik gehören: „Die Begegnung“, „Das Ge-

heimnis", „Die Erwartung", „An Emma". Dann folgt die Mehrzahl der Balladen und daneben noch einige Nachläufer der Gedankendichtung: „Die Worte des Glaubens", „Licht und Wärme", „Breite und Tiefe", „Hoffnung".

Die Balladendichtung reicht mit zwei Gedichten ins folgende Jahr (1798) hinüber, mit dem „Kampf mit dem Drachen" und der „Bürgschaft", während sie später nur noch ganz vereinzelt auftritt; und dies selbe Jahr bringt außerdem „Das Eleusische Fest" und „Das Glück", welches nebst der 1799 entstandenen „Mänie" das letzte betrachtende Gedicht in Distichenform ist. Seitdem hat Schiller dieses Maß außer in einigen Stammbuchblättern (Gedicht 187 und 209) niemals wieder gebraucht. Die zuletzt besprochenen vier Jahre sind weitauß die fruchtbarste Zeit Schillers auf dem Gebiete der Lyrik und Balladendichtung. Sie umfassen fast die volle Hälfte von dem Inhalt des vorliegenden Bandes seiner Gedichte.

Vom Jahre 1799 an tritt die lyrische Produktion Schillers bedeutend zurück, da der Dichter in rascher Folge seine dramatischen Hauptwerke schuf. Das „Lied von der Glocke", das seit mehreren Jahren geplant war, wurde vollendet und zwei kleine Gedichte verfaßt: „Die Worte des Wahns" und der zweite „Spruch des Konfucius", beide in Anknüpfung und gleichsam zur vervollständigung früherer Dichtungen; Schiller räumt also in diesem Jahre sozusagen nur mit alten Restbeständen auf. Im Jahre 1800 finden wir von bedeutenderen Gedichten nur die Strophen „An Goethe" bei Gelegenheit des „Mahomet", also auf eine äußere Veranlassung, und außerdem die drei Gedichte, die mit dem Wechsel des Jahrhunderts und der beabsichtigten Feier desselben zusammenhängen. Ins Jahr 1801 fällt noch ein Nachklang der Ideendichtung, „Sehnsucht", und eine Ballade, „Hero und Leander". Außerdem gab ihm seine „Jungfrau" zu den Stanzen „Das Mädchen von Orleans" und Gozzis „Turandot" zu den „Parabeln und Rätseln" Anlaß. Das Jahr 1802 wurde durch Goethes Mittwochskränzchen die Ursache zu etwas regerem lyrischen Schaffen: Schiller dichtete in diesem und den folgenden Jahren dazu im ganzen sieben Lieder; außerdem entstand 1802 „Kassandra", der Balladendichtung verwandt, und „Thella, eine Geisterstimme", 1803 „Der Pilgrim", der letzte Nachklang der Ideendichtung, endlich im Anschluß an den „Tell" die Ballade „Der Graf von Habsburg", 1804 das „Berglied", die Widmung „Wilhelm Tell" und der „Alpenjäger".

Schiller hat viele seiner Gedichte nach dem ersten Abdruck noch einmal bearbeitet und ihnen zum Teil eine wesentlich andere Ge-

stalt gegeben, besonders naturgemäß denen der früheren Perioden. Als er 1793 eine Ausgabe seiner Gedichte beabsichtigte, nahm er diejenigen seiner Jugenddichtungen, die er der Erhaltung für wert hielt, vor und gestaltete sie seinem gereifteren Geschmacke entsprechend um, vor allem kürzend. Dies sind vornehmlich: „Hektors Abschied“, „Phantasie an Laura“, „Rousseau“, „Die Blumen“, „Die Entzückung“, „Das Geheimnis der Reminiszenz“. Aus der zweiten Periode wurde namentlich die „Freigeisterei der Leidenschaft“, jetzt „Der Kampf“ genannt, überaus stark gekürzt, und die „Götter Griechenlands“ erfuhrn eine sehr tiefgreifende Umarbeitung. Von den Gedichten der dritten Periode sind es fast nur einige des ersten Jahres 1795, die beim zweiten Abdruck mehr oder minder erheblich geändert oder gekürzt wurden, so „Der Tanz“, „Die Ideale“, „Die Würde der Frauen“, „Das Ideal und das Leben“, „Der Genius“, „Die Antike an den nordischen Wanderer“, „Der Spaziergang“, „Die Teilung der Erde“. Dagegen schwindet mit 1796 diese Erscheinung so gut wie völlig; der Dichter ist nunmehr so gereift, daß seine Werke fast oder ganz so bleiben, wie sie zuerst zur Veröffentlichung kamen. Größere nachträgliche Streichungen oder Änderungen finden sich nur noch in einem einzigen Falle, in dem Gedichte „Das Glück“ (1798), vielleicht ein Zeichen, daß dies Erzeugnis, welches seinem Inhalt nach so eng mit dem 1795 entstandenen „Genius“ zusammengehört und seinem Versmaß nach (wie oben berührt) ebenfalls auf eine frühere Zeit zurückweist, auch wirklich jener älteren Zeit seinen Ursprung verdankt und etwa aus äußeren Gründen vor völligem Abschluß liegen blieb.

In der vorliegenden Ausgabe sind alle diese Gedichte nur in der Form abgedruckt, die Schiller ihnen zuletzt gegeben hat, d. h. so, wie er sie auf die Nachwelt bringen wollte. Freilich entsteht eine kleine Unzuträglichkeit dadurch, daß sie trotzdem unter dem Jahre ihrer Entstehung, nicht ihrer Umarbeitung eingereiht werden müssen, so daß z. B. „Hektors Abschied“ oder „Die Blumen“ einen erheblich reiferen und glatteren Eindruck machen als die umgebenden unbearbeiteten Gedichte der ersten Periode. Indes betrifft dies nur wenige Stücke, und wenn sie nicht doppelt abgedruckt werden sollten, was der Einrichtung der Sammlung widersprach, so war ein anderes Verfahren nicht möglich.

1. Hektors Abschied.

1780.

Andromache.

Will sich Hektor ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbar'n Händen
Dem Patroklos schrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen kleinen Lehren
5 Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn der finst're Orkus dich verschlingt?

Hektor.

Teures Weib, gebiete deinen Thränen!
Nach der Feldschlacht ist mein feurig Sehnen,
Diese Arme schützen Bergamus.
10 Kämpfend für den heil'gen Herd der Götter
Fall' ich, und des Vaterlandes Retter
Steig' ich nieder zu dem styg'schen Fluß.

Andromache.

Nimmer lausch' ich deiner Waffen Schalle,¹
Müßig liegt dein Eisen in der Halle,
15 Priams großer Heldenstamm verdirbt.
Du wirst hingehn, wo kein Tag mehr scheinet,
Der Cochtus² durch die Wüsten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe² stirbt.

Hektor.

All mein Sehnen will ich, all mein Denken
20 In des Lethe stillen Strom versenken,

¹ D. h. dann, wenn du hinabgestiegen bist.

² Coctus bedeutet „Wehklagen“, Lethe „Vergessenheit“; beides Flüsse der Unterwelt.

Aber meine Liebe nicht.

Horch! der Wilde tobt schon an den Mauern,
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern!
Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht.



2. Amalia.

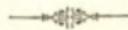
1780.

Schön wie Engel voll Walhallas Wonne,
Schön vor allen Jünglingen war er,
Himmlisch mild sein Blick, wie Maiensonnen,
Rückgestrahlt vom blauen Spiegelmeer.

Seine Küsse — paradiesisch Fühlen!
Wie zwei Flammen sich ergreifen, wie
Harfentöne ineinander spielen
Zu der himmelvollen Harmonie —

Stürzten, flogen, schmolzen Geist und Geist zusammen,
Lippen, Wangen brannten, zitterten,
Seele rann in Seele — Erd' und Himmel schwammen
Wie zerronnen um die Liebenden!

Er ist hin — vergebens, ach! vergebens
Stöhnet ihm der bange Seufzer nach!
Er ist hin, und alle Lust des Lebens
Wimmert hin in ein verlorne Ach!



3. Brutus und Cäsar.

1780.

Brutus.

Sei willkommen, friedliches Gefilde,
Nimm den letzten aller Römer auf!
Von Philippi, wo die Mordschlacht brüllte,¹
Schleicht mein gramgebeugter Lauf.

¹ Philippi in Macebonien, wo Brutus und Cäsar 42 v. Chr. von Antonius und Oktavian besiegt wurden.

5 Cassius, wo bist du? — Rom verloren!
Hingewürgt mein brüderliches Heer!
Meine Zuflucht zu des Todes Thoren!
Keine Welt für Brutus mehr!

Cäsar.

10 Wer, mit Schritten eines Niebesiegten,
Wandert dort vom Felsenhang?
Ha! wenn meine Augen mir nicht lügen,
Das ist eines Römers Gang. —
Libersohn, von wannen deine Reise?
15 Dauert noch die Siebenhügelstadt?
Oft geweinet hab ich um die Waise,
Daß sie nimmer einen Cäsar hat.

Brutus.

Ha! du mit der dreiundzwanzigfachen Wunde!
Wer rief, Toter, dich ans Licht?
Schaudre rückwärts zu des Orkus Schlunde,
Stolzer Weiner!¹ — Triumphiere nicht!
20 Auf Philippis eisernem Altare
Raucht der Freiheit letztes Opferblut;
Rom verröchelt über Brutus' Bahre,
Brutus geht zu Minos.² — Kreuch in deine Flut!

Cäsar.

25 O, ein Todesstoß von Brutus' Schwerte!
Auch du, Brutus, du?
Sohn, es war dein Vater! Sohn, die Erde
Wär' gefallen dir als Erbe zu!
30 Geh, du bist der größte Römer worden,
Da in Vaters Brust dein Eisen drang;
Geh und heul' es bis zu jenen Pforten:
„Brutus ist der größte Römer worden,
Da in Vaters Brust sein Eisen drang.“
35 Geh, du weißt's nun, was an Lethes Strande
Mich noch bannte.³ —
Schwarzer Schiffer, stoß' vom Lande!

¹ Weil sein Weinen ein Zeichen seines stolzen Selbstgeföhls war.

² Einer der Totenrichter in der Unterwelt.

³ Ihm dies zu sagen, hat er hier so lange verweilt.

Brutus.

Vater, halt! — Im ganzen Sonnenreiche
Hab' ich einen nur gekaunt,
Der dem großen Cäsar gleiche:
Diesen einen hast du Sohn genannt. 40
Nur ein Cäsar mochte Rom verderben,
Nur nicht Brutus¹ mochte Cäsar stehn.
Brutus will Tyrannengut nicht erben;²
Wo ein Brutus lebt, muß Cäsar sterben;
Geh' du linkswärts, laß mich rechtswärts gehn. 45

4. Eine Leichenphantasie.³

1780.

Mit erstorb'nem Scheinen
Steht der Mond auf totenstillen Hainen,
Seufzend streicht der Nachtgeist durch die Luft. —
Nebelwolken schauern,
Sterne trauern 5
Bleich herab, wie Lampen in der Gruft.
Gleich Gespenstern, stumm und hohl und hager,
Zieht in schwarzem Totenpompe dort
Ein Gewimmel nach dem Leichenlager
Unterm Schauerflor der Grabnacht fort. 10

Zitternd an der Krücke,
Wer mit düsterm, rückgesunk'nem Blicke,
Ausgegossen in ein heulend Ach,
Schwer geneckt vom eisernen Geschick,
Schwankt dem stummgetrag'nen Sarge nach? 15
Floß es „Vater“ von des Jünglings Lippe?
Nasse Schauer schauern furchterlich
Durch sein gramgeschmolzenes Gerippe,
Seine Silberhaare bäumen sich. —

¹ Dativ.² Zurückweisung von Cäsars Wort (B. 27): „Die Erbe ic.“³ Auf den Tod des Böglings der Militäraademie Christoph August von Hoven (geb. 1761, gest. am 13. Juni 1780), des Bruders von Schillers Freund Friedrich von Hoven.

20 Aufgerissen seine Feuerwunde!

Durch die Seele Höllenschmerz!

„Vater“ floß es von des Jünglings Munde,

„Sohn“ gelispelt hat das Vaterherz.

Eiskalt, eiskalt liegt er hier im Tuche!

25 Und dein Traum, so golden einst, so süß!¹

Süß und golden, Vater, dir zum Fluche!

Eiskalt, eiskalt liegt er hier im Tuche,

Deine Wonne und dein Paradies!

Mild, wie umweht von Elysiumslüsten,

30 Wie, aus Auroras Umarmung geschlüpft,

Himmlisch umgürtet mit rosigten Düften,

Florens Sohn über das Blumenfeld hüpfst,

Flog er einher auf den lachenden Wiesen,

Nachgespiegelt von silberner Flut,

35 Wollustflammen entsprühten den Küssen,

Jagten die Mädchen in liebende Glut.

Mutig sprang er im Gewühle der Menschen,

Wie auf Gebirgen ein jugendlich Reh;

Himmelum flog er in schweißenden Wünschen,

40 Hoch wie der Adler in wolfigter Höh’;

Stolz wie die Rosse sich sträuben und schäumen,

Werfen im Sturme die Mähne umher,

Königlich wider den Bügel sich bäumen,

Trat er vor Sklaven und Fürsten daher.

45 Heiter wie Frühlingstag schwand ihm das Leben,

Hloß ihm vorüber in Hesperus’ Glanz,

Klagen entränkt’ er im Golde der Reben,

Schmerzen verhüpft’ er im wirbelnden Tanz.

Welten schliefen im herrlichen Jungen!

50 Ha, wenn er einsten zum Manne gereift!

Freue dich, Vater, im herrlichen Jungen

Wenn einst die schlafenden Keime gereift!²

Nein doch, Vater! — Horch! die Kirchhofthüre brauset.

Und die eh’rnen Engel klirren auf —

55 Wie’s hinein ins Grabgewölbe grauset! —

Nein doch, laß den Thränen ihren Lauf!

¹ Und dein Traum war doch einst so golden und süß!

² Kühne Umstellung für: wenn einst im herrlichen Jungen die Keime gereift.

Geh, du Holder, geh im Pfad der Sonne
 Freudig weiter der Vollendung zu,
 Lösche nun den edeln Durst nach Wonne,
 Gramentbund'ner, in Walhallas Ruh'!

60

Wiedersehen — himmlischer Gedanke! —
 Wiedersehen dort an Edens Thor!
 Horch! der Sarg versinkt mit dumpfem Geschwanke,
 Wimmernd schnurrt das Totenseil empor!
 Da wir trunken umeinander rollten,
 Lippen schwiegen und das Auge sprach —
 Haltet! haltet! — da wir boshaft grossten¹ —
 Aber Thränen stürzten wärmer nach. — —

65

Mit erstorb'nem Scheinen
 Steht der Mond auf totenstille Hainen,
 Seufzend streicht der Nachtgeist durch die Lust. 70
 Nebelwolken schauern,
 Sterne trauern
 Bleich herab wie Lampen in der Gruft.
 Dumpfig schollert's überm Sarg zum Hügel² —
 O, um Erdballs Schätze, nur noch einen Blick!
 Starr und ewig schließt des Grabes Riegel,
 Dumpfer — dumpfer schollert's überm Sarg zum Hügel,
 Nimmer gibt das Grab zurück.

75

75

5. Elegie auf den Tod eines Jünglings.³

1781.

Banges Stöhnen, wie vorm nahen Sturme,
 Hallet her vom öden Trauerhaus,
 Totentöne fallen von des Münsters Turme!
 Einen Jüngling trägt man hier heraus,

¹ Der vergebliche Wunsch, den Toten zurückhalten zu können, ist am lebhaftesten bei der Erinnerung an vorübergehende Zwistigkeiten mit ihm. — „Boshaft“ in abgeschwächtem Sinne, etwa: wir waren böse aufeinander.

² Mit dumpfem Klange häufen sich die Schollen über dem Sarge zu einem Grabhügel an.

³ Des Jünglings der Militärschule Johann Christian Wederlin (geb. 1759), der 1775—78 Schillers medizinischer Genosse auf der Akademie

5 Einen Jüngling, noch nicht reif zum Sarge,
 In des Lebens Mai gepflückt,
 Pochend mit der Jugend Nervenmarke,
 Mit der Flamme, die im Auge zückt,
 Einen Sohn, die Wonne seiner Mutter
 10 (O das lehrt ihr jammernd Ach),
 Meinen Busenfreund, ach! meinen Bruder —
 Auf, was Mensch heißt, folge nach!

Prahlt ihr, Fichten, die ihr hoch veraltet,
 Stürmen stehet und den Donner neckt?
 15 Und ihr Berge, die ihr Himmel haltet,
 Und ihr Himmel, die ihr Sonnen hegt?
 Prahlt der Greis noch, der auf stolzen Werken
 Wie auf Wogen zur Vollendung steigt?
 Prahlt der Held noch, der auf aufgewälzten Thatenbergen
 20 In des Nachruhms Sonnentempel fleugt?
 Wenn der Wurm schon naget in den Blüten,
 Wer ist Thor, zu wähnen, daß er nie verdirbt?
 Wer dort oben hofft noch und hienieden
 Auszudauern — wenn der Jüngling stirbt?
 25 Lieblich hüpfsten, voll der Jugendfreude,
 Seine Tage hin im Rosenkleide,
 Und die Welt, die Welt war ihm so süß —
 Und so freundlich, so bezaubernd winkte
 Ihm die Zukunft, und so golden blinkte
 30 Ihm des Lebens Paradies;
 Noch, als schon das Mutterauge thränte,
 Unter ihm das Totenreich schon gähnte,
 Über ihm der Parzen Faden riß,
 Erd' und Himmel seinem Blick entzankten,
 35 Floh er ängstlich vor dem Grabgedanken —
 Ach, die Welt ist Sterbenden so süß!

Stumm und taub ist's in dem engen Hause,
 Lief der Schlummer der Begrabenen;
 Bruder! ach, in ewig tiefer Pause
 40 Feiern alle deine Hoffnungen;

Oft erwärmt die Sonne deinen Hügel,
 Ihre Glut empfindest du nicht mehr;
 Seine Blumen wiegt des Westwinds Flügel,
 Sein Gelispel hörest du nicht mehr;
 Liebe wird dein Auge nie vergolden,
 Nie umhalsen deine Braut wirfst du,
 Nie, wenn unsre Thränen stromweis' rollten —
 Ewig, ewig sinkt dein Auge zu.

Aber wohl dir! — köstlich ist dein Schlummer,
 Ruhig schläfst sich's in dem engen Haus;
 Mit der Freude stirbt hier auch der Kummer,
 Röcheln auch der Menschen Qualen aus.
 Über dir mag die Verleumdung geifern,
 Die Verführung ihre Gifte spei'n,
 Über dich der Pharisäer eifern,
 Fromme Mordsucht dich der Hölle weih'n,
 Gauner durch Apostelmasken schielen
 Und die Bastardtochter der Gerechtigkeit,
 Wie mit Würfeln, so mit Menschen spielen,
 Und so fort, bis hin zur Ewigkeit.

Über dir mag auch Fortuna gaukeln,
 Blind herum nach ihren Buhlen spähn,
 Menschen bald auf schwanken Thronen schaukeln,
 Bald herum in wüsten Pfützen drehn;
 Wohl dir, wohl in deiner schmalen Zelle!
 Diesem komischtragischen Gewühl,
 Dieser ungestümen Glückeswelle,
 Diesem possenhaften Lottospiel,
 Diesem faulen fleißigen Gewimmel,
 Dieser arbeitsvollen Ruh',
 Bruder! — diesem teufelvollen Himmel
 Schloß dein Auge sich auf ewig zu.

Fahr' dann wohl, du Trauter unsrer Seele,
 Eingewiegt von unsren Segnungen!
 Schlumm're ruhig in der Grabeshöhle,
 Schlumm're ruhig bis auf Wiedersehn!
 Bis auf diesen leichenvollen Hügeln
 Die allmächtige Posaune klingt,

Und nach außgeriss'nen Todesriegeln
 80 Gottes Sturmwind diese Leichen in Bewegung schwingt —
 Bis, befruchtet von Jehovahs Hauche,
 Gräber kreissen — auf sein mächtig Dräun
 In zerschmelzender Planeten Rauch
 Ihren Raub die Grüste wiederkäun. —

85 Nicht in Welten, wie die Weisen träumen,
 Auch nicht in des Pöbels Paradies,
 Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen —
 Aber wir ereilen dich gewiß.
 Daß es wahr sei, was den Pilger freute?
 90 Daß noch jenseits ein Gedanke sei?
 Daß die Tugend übers Grab geleite?
 Daß es mehr denn eitle Phantasie?
 Schon enthüllt sind dir die Rätsel alle!
 Wahrheit schlürft dein hochentzückter Geist,
 95 Wahrheit, die in tausendsfachem Strahle
 Von des großen Vaters Kelche fleußt.¹

Zieht dann hin, ihr schwarzen, stummen Träger!
 Tischt auch den dem großen Würger² auf!
 Höret auf, geheulergoss'ne Kläger!
 100 Türmet auf ihm Staub auf Staub zu Hauf!
 Wo der Mensch, der Gottes Ratschluß prüste?
 Wo das Aug', den Abgrund durchzuschaun?
 Heilig, heilig, heilig bist du, Gott der Grüste!
 Wir verehren dich mit Grau'n!
 105 Erde mag zurück in Erde stäuben,
 Fliegt der Geist doch aus dem morschen Haus!
 Seine Asche mag der Sturmwind treiben,
 Seine Liebe dauert ewig aus.



¹ Wie aus einem Kelche, der uns mit Erquidung tränkt, fließt die Wahrheit in tausendsfachem Strahle, d. h. für alle, von Gott aus.

² Dem Tod.

6. Phantasie an Laura.¹

1781.

Meine Laura! Nenne mir den Wirbel²,
 Der an Körper Körper mächtig reißt,
 Nenne, meine Laura, mir den Zauber,
 Der zum Geist gewaltig zwingt den Geist!

Sieh! er lehrt die schwelbenden Planeten,
 Ew'gen Ringgangs um die Sonne fliehn
 Und, gleich Kindern um die Mutter hüpfend,
 Bunte Birkel um die Fürstin ziehn.

Durstig trinkt den goldenen Strahlenregen
 Jedes rollende Gestirn,
 Trinkt aus ihrem Feuerkelch Erquickung,
 Wie die Glieder Leben vom Gehirn.

Sonnenstäubchen paart mit Sonnenstäubchen
 Sich in trauter Harmonie,
 Sphären ineinander lenkt die Liebe,
 Weltsysteme dauren nur durch sie.

Tilge sie vom Uhrwerk der Naturen —
 Trümmernd auseinander springt das All,
 In das Chaos donnern eure Welten,
 Weint, Newtone³, ihren Riesenfall!

Tilg' die Göttin aus der Geister Orden,
 Sie erstarren in der Körper Tod;
 Ohne Liebe kehrt kein Frühling wieder,
 Ohne Liebe preist kein Wesen Gott!

Und was ist's, das, wenn mich Laura küsst,
 Purpurflammen auf die Wangen geußt?
 Meinem Herzen raschern Schwung gebietet,
 Tieb'risch wild mein Blut von hinnen reißt?

¹ Über Lauras Persönlichkeit vgl. die allgemeine Einleitung. Der Gedanke des Gedichts ist, daß, wie die Körperwelt durch die Anziehungskraft, so die Geisterwelt durch die Liebe zusammengehalten und beherrscht werde; ja, in füherer Zusammenfassung wird für beide Kräfte der eine Name „Liebe“ gebraucht (B. 15). Vgl. Gedicht 21, 4 f.

² Die kreisen („wirbeln“) machende Kraft, Triebkraft.

³ Isaak Newton (1643—1727), der Begründer der neuen mathematischen Physik und der physischen Astronomie, als Vertreter der Naturwissenschaft.

30

Aus den Schranken schwellen alle Sennen,
 Seine Ufer überwallt das Blut,
 Körper will in Körper überstürzen,
 Lodern Seelen in vereinter Glut.

35

Gleich allmächtig, wie dort in der toten
 Schöpfung ew'gem Gedextrieb¹,
 Herrscht im arachneischen Gewebe²
 Der empfindenden Natur die Lieb³.

40

³ Siehe, Laura, Fröhlichkeit umarmet
 Wilder Schmerzen Überschwung,
 An der Hoffnung Liebesbrust erwarmet
 Starrende Verzweifelung.

45

Schwesterliche Wollust mildert
 Düstrer Schmermut Schauernacht,
 Und, entbunden von den goldenen Kindern,
 Strahlt das Auge Sonnenpracht.

50

⁴ Waltet nicht auch durch des Übels Reiche
 Fürchterliche Sympathie?
 Mit der Hölle buhlen unsre Laster,
 Mit dem Himmel großen sie.

55

Um die Sünde flechten Schlangenwirbel
 Scham und Neu', das Eumenidenpaar,
 Um der Größe Adlerflügel windet
 Sich verrät'risch die Gefahr.

55

Mit dem Stolze pflegt der Sturz zu tändeln,
 Um das Glück zu klammern sich der Reid,
 Ihrem Bruder Tode zuzuspringen
 Öffnen Armes Schwester Lüsternheit.

¹ Bild vom Uhrwerk.

² Eigentlich: Spinnengebwe; hier s. v. w. künstliches, schwer zu entwirrendes.

² In den beiden folgenden Strophen wird den verschiedenen Kräften der „empfindenden Natur“ gleichsam ein persönliches Leben, eine Liebe zugeschrieben: die Fröhlichkeit fühlt sich zum Schmerz, die Hoffnung zur Verzweiflung hingezogen; der Schmermut nähert sich „schwesterlich“ die Bonne und entlockt ihr tröstende Thränen (die „goldnen Kinder“).

⁴ Der ursächliche Zusammenhang, daß in „des Übels Reiche“ der Sünde die Neue, der Größe (Kühnheit) die Gefahr, dem Stolze der Sturz, dem Glüde der Reid, der Lüsternheit (Wollust) der Tod zu folgen pflegt, wird als eine „fürchterliche Sympathie“ dieser Paare gefaßt.

¹ Mit der Liebe Flügel eilt die Zukunft
In die Arme der Vergangenheit,
Lange sucht der fliehende Saturnus
Seine Braut — die Ewigkeit.

60

Einst — so hör' ich das Orakel sprechen —
Einsten hascht Saturn die Braut;
Weltenbrand wird Hochzeitssackel werden,
Wenn mit Ewigkeit die Zeit sich traut.

Eine schönere Aurora rötet,
Laura, dann auch unsrer Liebe sich,
Die so lang' als jener Brautnacht dauert.
Laura! Laura! freue dich!

65

7. Laura am Klavier.

1781.

Wenn dein Finger durch die Saiten meistert,
Laura, ist zur Statue entgeistert,
Ist entkörpert steh' ich da.
Du gebietest über Tod und Leben,
Mächtig, wie von tausend Nervgeweben
Seelen fordert Philadelphia².

5

Ehrerbietig leiser rauschen
Dann die Lüste, dir zu lauschen;
Hingeschmiedet zum Gesang
Stehn im ew'gen Wirbelgang,

10

¹ Der Schluß des Gedichtes malt in seltsam phantastischer Weise die Erfüllung der Sehnsucht: daß unablässige Hineilen der Zukunft zur Vergangenheit ist dem Dichter die Sehnsucht der Zeit, durch Vereinigung der beiden getrennten Hälften die Ewigkeit herzustellen, die Braut, welche der Gott der Zeit (Saturnus) sucht. Erhascht er sie, so gibt es kein zeitliches Nocheinander mehr, also keine Erscheinungswelt; darum ist der Untergang der Welt („Weltenbrand“) die Fackel dieser Hochzeit. Dann wird alles jetzt Getrennte auf ewig Eins sein, also auch der Dichter mit seiner Geliebten.

² Jakob Philadelphia, der berühmte Zauberkünstler (geb. im Anfang des 18. Jahrhunderts, verspottet von Lichtenberg), welcher häufig die Seelen Abwesender herbeibeschwörte, ihren Nervengewebe also die Seelen gleichsam absorbierte.

15 Einzuziehn die Wonnefülle,
Lauschende Naturen¹ stille.
Zauberin! mit Tönen, wie
Mich mit Blicken, zwingst du sie.

20 Seelenvolle Harmonieen wimmeln,
Ein wollüstig Ungestüm,
Aus den Saiten, wie aus ihren Himmeln
Neugebor'ne Seraphim.
Wie, des Chaos Riesenarm entronnen,
Aufgejagt vom Schöpfungssturm, die Sonnen
Funkelnd führen aus der Nacht,
Strömt der Töne Zauber macht.

25 Lieblich ist, wie über glatten Kieseln
Silberhelle Fluten rieseln,
Majestatisch prächtig nun,
Wie des Donners Orgelton,
Stürmend von hinten ist, wie sich von Felsen
Rauschende, schäumende Gießbäche wälzen,
Holdes Gefäusel bald,
30 Schmeichlerisch Linde,
Wie durch den Espanwald
Buhlende Winde;

35 Schwerer nun und melancholisch düster,
Wie durch toter Wüsten Schauernachtgeflüster,
Wo verlor'nes Heulen schwieift,
Thränenwellen der Cochtus² schleift.

40 Mädchen, sprich! Ich frage, gib mir Kunde:
Stehst mit höhern Geistern du im Bunde?
Ist's die Sprache, lüg' mir nicht,
Die man in Elysen spricht?



¹ Rühner Gebrauch des Plurals statt des Singulärs: die ganze Natur steht in ihrem ewigen Kreislauf stille, um dir zu lauschen.

² Vgl. S. 9, Anm. 2.

8. Rousseau.¹

1781.

Remonument von unsrer Zeiten Schande,
Ew'ge Schmachschrift deiner Mutterlande,
Rousseaus Grab, begrüßet seist du mir!
Fried' und Ruh' den Trümmern deines Lebens!
Fried' und Ruh' suchtest du vergebens,
Fried' und Ruh' fandst du hier.

Wann wird doch die alte Wunde narben?
Einst war's finster, und die Weisen starben,
Nun ist's lichter, und der Weise stirbt.
Sokrates ging unter durch Sophisten,
Rousseau leidet, Rousseau fällt durch Christen,
Rousseau — der aus Christen Menschen wirbt.

9. Die Entzückung an Laura.

1781.

Laura, über diese Welt zu flüchten
Wähn' ich — mich in Himmelmaienglanz zu lichten,
Wenn dein Blick in meine Blicke flimmt;
Ätherlüfte träum' ich einzusaugen,
Wenn mein Bild in deiner sanften Augen
Himmelblauem Spiegel schwimmt.

Leierklang aus Paradieses Fernen,
Harsenschwung aus angenehmern Sternen
Ras' ich, in mein trunk'nes Ohr zu ziehn:
Meine Muse fühlt die Schäferstunde,
Wenn von deinem wollustheißen Munde
Silbertöne ungern² fliehn.

Amoretten seh' ich Flügel schwingen,
Hinter dir die trunk'nen Fichten springen,

¹ Jean Jacques Rousseau (1712—78), geboren zu Genf, beerbigt auf der sogenannten Pappelinsel zu Ermenonville unsfern Paris, wo ihm der Marquis Girardin eine sorgenlose Stätte für seine letzten Lebenstage geboten hatte. Schiller redet das dort errichtete Grabmal an.

² Weil sie am liebsten in ihrem schönen Munde verweilen.

15 Wie von Orpheus' Saitenruf belebt;
 Rascher rollen um mich her die Pole,
 Wenn im Wirbeltanze deine Sohle
 Flüchtig wie die Welle schwebt.

20 Deine Blicke, wenn sie Liebe lächeln,
 Minuten Leben durch den Marmor fächeln,
 Felsenadern Pulse leihen;
 Träume werden um mich her zu Wesen,
 Kann ich nur in deinen Augen lesen:
 Laura, Laura mein!



10. Die Kindesmörderin.¹

1781.

5 **H**orch — die Glocken hallen dumpf zusammen,
 Und der Beiger hat vollbracht den Lauf.
 Nun, so sei's denn! — Nun, in Gottes Namen!
 Grabgefährten, brecht zum Richtplatz auf!
 Nimm, o Welt, die letzten Abschiedsküsse,
 Diese Thränen nimm, o Welt, noch hin!
 Deine Gifte — o, sie schmeckten süße!
 Wir sind quitt, du Herzvergisterin.

10 Fahret wohl, ihr Freuden dieser Sonne,
 Gegen schwarzen Morder umgetauscht!
 Fahre wohl, du Rosenzeit voll Wonne,
 Die so oft das Mädchen lustverauscht!
 Fahret wohl, ihr goldgewebten Träume,
 Paradieseskinder, Phantasien!
 15 Weh! sie starben schon im Morgenkeime,
 Ewig nimmer an das Licht zu blühn.

Schön geschmückt mit rosenroten Schleifen
 Deckte mich der Unschuld Schwanenkleid,

¹ Der Anfang des Gedichtes spricht vom Aufbruch zum Richtplatz, der Schluß zeigt, daß die Heldenbina daselbst angelommen ist; das Gedicht ist also ein Selbstgespräch auf dem Wege dahin. Das Verbrennen der Liebesbriefe (V. 108 f.) ist auf dem Richtplatz unmöglich: das Mädchen vergegenwärtigt sich in seiner aufgeregten Phantasie das früher geschehene Ereignis und durchlebt es gleichsam noch einmal.

In der blonden Locken loses Schweißen
Waren junge Rosen eingestreut. 20
Wehe! — die Geopferte der Hölle
Schmückt noch jetzt das weißliche Gewand;
Aber ach! — der Rosenschleifen Stelle
Nahm ein schwarzes Totenband.

Weinet um mich, die ihr nie gefallen,
Denen noch der Unschuld Lilien blühn,
Denen zu dem weichen Busenwallen
Heldenstärke die Natur verliehn!
Wehe! — menschlich hat dies Herz empfunden!
Und Empfindung soll mein Richtschwert sein!¹ 30
Weh! vom Arm des falschen Manns umwunden,
Schließt Luisens Tugend ein.

Ach, vielleicht umflattert eine andre,
Mein vergessen, dieses Schlangenherz,
Überfließt, wenn ich zum Grabe wandre,
An dem Pultisch in verliebten Scherz!
Spielt vielleicht mit seines Mädchens Locke,
Schlingt den Kuß, den sie entgegenbringt,
Wenn, verspricht auf diesem Todesblocke²,
Hoch mein Blut vom Rumpfe springt. 40

Joseph! Joseph! auf entfernte Meilen
Folge dir Luisens Totenchor,
Und des Glockenturmes dumpfes Heulen
Schlage schrecklich mahnend an dein Ohr!
Wenn von eines Mädchens weichem Munde
Dir der Liebe sanft Gelispel quillt,
Bohr' es plötzlich eine Höllenwunde
In der Wollust Rosenbild! 45

Ha, Verräter! nicht Luisens Schmerzen?
Nicht des Weibes Schande, harter Mann?
Nicht das Knäblein unter meinem Herzen?
Nicht was Löw' und Tiger schmelzen kann? 50

¹ Und diese menschliche Empfindung ist die Ursache, daß ich nun gerichtet werden soll.

² Sie glaubt in ihrer Erregung den Todesblock schon zu schauen.

55

Seine Segel fliegen stolz vom Lande!
 Meine Augen zittern dunkel nach;
 Um die Mädchen an der Seine Strand
 Winselt er sein falsches Ach!

60

Und das Kindlein — in der Mutter Schoße
 Lag es da in süßer, goldner Ruh',
 In dem Reiz der jungen Morgenrose
 Lachte mir der holde Kleine zu;
 Tödlichlieblich sprach aus allen Zügen
 Sein geliebtes, teures Bild mich an,
 Den beklomm'nen Mutterbusen wiegen¹
 Liebe und — Verzweiflungswahn.

65

„Weib, wo ist mein Vater?“ lallte
 Seiner Unschuld stumme Donnersprach';
 „Weib, wo ist dein Gatte?“ hallte
 Jeder Winkel meines Herzens nach.
 Weh! umsonst wirst, Waise, du ihn suchen,
 Der vielleicht schon andre Kinder herzt,
 Wirft der Stunde unsres Glückes fluchen,
 Wenn dich einst der Name Bastard schwärzt.

70

75

80

Deine Mutter — o, im Busen Hölle! —
 Einsam sitzt sie in dem All der Welt,
 Durstet ewig an der Freudenquelle,
 Die dein Anblick fürchterlich vergällt.
 Ach, mit jedem Laut von dir erklingen
 Schmerzgefühle des vergang'nen Glücks,
 Und des Todes bitt're Pfeile dringen
 Aus dem Lächeln deines Kinderblicks.

85

Hölle, Hölle, wo ich dich vermisste,
 Hölle, wo mein Auge dich erblickt,
 Eumenidenruten deine Küsse,
 Die von seinen Lippen mich entzückt!
 Seine Eide donnern aus dem Grabe wieder,
 Ewig, ewig würgt sein Meineid fort,
 Ewig — hier umstricke mich die Hyder —
 Und vollendet war der Mord.

¹ Von einer Seite zur andern, so daß er zwischen ihnen schwankt. Vgl. Ged. 39, 19.

Joseph! Joseph! auf entfernte Meilen
 Jage dir der grimme Schatten nach,
 Mög' mit kalten Armen dich ereilen,
 Donnre dich aus Wonneträumen wach!
 Im Geflimmer sanfter Sterne zucke
 Dir des Kindes graffer Sterbeblick,
 Es begegne dir im blut'gen Schmucke,
 Geißle dich vom Paradies zurück!

90

Seht! da lag's entseelt zu meinen Füßen, —
 Kalt hinstarrend, mit verworr'nem Sinn,
 Sah ich seines Blutes Ströme fließen,
 Und mein Leben floß mit ihm dahin! —
 Schrecklich pocht schon des Gerichtes Vote,
 Schrecklicher mein Herz!
 Freudig eilt' ich, in dem kalten Tode
 Auszulöschen meinen FlammenSchmerz.

100

Joseph! Gott im Himmel kann verzeihen,
 Dir verzeiht die Sünderin.
 Meinen Groll will ich der Erde weihen,
 Schläge, Flamme, durch den Holzstoß hin! —
 Glücklich! Glücklich! Seine Briefe lodern,
 Seine Eide friszt ein siegend Feu'r,
 Seine Küsse! wie sie hochauf lodern! —
 Was auf Erden war mir einst so teu'r?

105

Trauet nicht den Rosen eurer Jugend,
 Trauet, Schwestern, Männerchwüren nie!
 Schönheit war die Falle meiner Jugend,
 Auf der Richtstatt hier verfluch' ich sie! —
 Zähren? Zähren in des Würgers Blicken?
 Schnell die Binde um mein Angesicht!
 Henker, kannst du keine Lilie knicken?
 Bleicher Henker, zittre nicht!

110

115

120

11. Die Schlacht.

1781.

Schwer und dumpfig,
Eine Wetterwolke,
Durch die grüne Ebne schwankt der Marsch.
Zum wilden, eisernen Würfelspiel
5 Streckt sich unabsehlich das Gefilde.
Blicke kriechen niederwärts,
An die Rippen pocht das Männerherz,
Vorüber an hohlen Totengesichtern
Niederjagt die Front der Major:
10 „Halt!“
Und Regimenter fesselt das starre Kommando.

Lautlos steht die Front.

Prächtig im glühenden Morgenrot,
Was blickt dort her vom Gebirge?
15 „Seht ihr des Feindes Fahnen wehn?“ —
„Wir sehn des Feindes Fahnen wehn,
Gott mit euch, Weib und Kinder!“ —
„Lustig! hört ihr den Gesang?“
Trommelwirbel, Pfeifenklang
20 Schmettert durch die Glieder;
Wie braust es fort im schönen, wilden Takt
Und braust durch Mark und Bein!

Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

25 Schon fleugt es fort wie Wetterleucht,
Dumpf brüllt der Donner schon dort.
Die Wimper zuckt, hier kracht er laut,
Die Losung braust von Heer zu Heer —
Läß brausen in Gottes Namen fort,
30 Freier schon atmet die Brust.

Der Tod ist los — schon wogt sich der Kampf;
Eisern im wolfigten Pulverdampf,
Eisern fallen die Würfel.

Nah umarmen die Heere sich.
 „Fertig!“ heult's von Ploton zu Ploton;
 Auf die Kniee geworfen
 Feuern die Bordern, viele stehen nicht mehr auf,
 Lücken reiht die streifende Kartätsche,
 Auf Bormanns Rumpfe¹ springt der Hintermann,
 Verwüstung rechts und links und um und um,
 Bataillone nieder wälzt der Tod.

35

40

Die Sonne löscht aus, heiß brennt die Schlacht,
 Schwarz brütet auf dem Heer die Nacht.
 Gott befohlen, Brüder!
 In einer andern Welt wieder!

45

Hoch spritzt an den Nacken das Blut,
 Lebende wechseln mit Toten, der Fuß
 Strauchelt über den Leichnamen —
 „Und auch du, Franz?“ — „Grüße mein Lottchen, Freund!“
 Wilder immer wütet der Streit;
 „Grüßen will ich — Gott! Kameraden, seht!
 Hinter uns wie die Kartätsche² springt! —
 Grüßen will ich dein Lottchen, Freund!
 Schlummre sanft! wo die Kugelsaat
 Regnet, stürz' ich Verlass'ner hinein.“

50

55

Hierher, dorthin schwankt die Schlacht,
 Finst'rer brütet auf dem Heer die Nacht —
 Gott befohlen, Brüder!
 In einer andern Welt wieder!

Horch! was strampft im Galopp vorbei?
 Die Adjutanten fliegen,
 Dragoner rasseln in den Feind,
 Und seine Donner ruhen.
 Viktoria, Brüder!
 Schrecken reiht die feigen Glieder,
 Und seine Fahne sinkt.

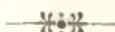
60

65

¹ Pluralis für das gewöhnlichere „Rumpfe“. Der Dativ Singularis ist grammatisch unmöglich.

² Wohl ein bloßes Versehen, denn eine Kartätsche „springt“ nicht; es sollte etwa „Granate“ heißen.

Entschieden ist die scharje Schlacht,
Der Tag blickt siegend durch die Nacht!
Horch! Trommelwirbel, Pfeifenklang
Stimmen schon Triumphgesang!
Lebt wohl, ihr gebliebenen Brüder!
Zu einer andern Welt wieder!



12. Der Triumph der Liebe.¹

Eine Hymne.

1781.

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Einstens hinter Pyrrhas Rücken²,
Stimmen Dichter ein,
Sprang die Welt aus Felsenstücken,
Menschen aus dem Stein.

Stein und Felsen ihre Herzen,
Ihre Seelen Nacht,
Von des Himmels Flammenkerzen
Nie in Glut gesacht.

¹ Vers 1—6 Thema des Gedichtes. Vers 7—54 erster (einleitender) Teil: Schilderung der Welt ohne Liebe (7—34) und die Geburt der Liebe (35—54). — Vers 61—121 erster Teil des Themas: „Selig durch die Liebe Götter“, und zwar 61—85 die Götter des Olymps, 102—121 die Unterwelt. — Vers 128—165 zweiter Teil des Themas: „Durch die Liebe Menschen Göttern gleich.“ Durch die Liebe gelangt der Mensch zur wahren Empfindung der Natur (128—146), zur wahren Weisheit, Tugend und Gottähnlichkeit (147—165). — Vers 55—60 und 122—127 wiederholen an den beiden Hauptabschnitten, 96—101 an einem wichtigen Nebenabschnitt, 166—171 zum Schluß das Thema.

² Deukalion und Pyrrha wurden nach der großen Flut die Stammeltern des neuen Menschengeschlechts, indem sie Steine hinter sich warfen, die sich in Menschen verwandelten.

Noch mit sanften Rosenketten
Banden junge Amoretten
Ihre Seelen nie;
Noch mit Liedern ihren Busen
Huben nicht die weichen Nüsen,
Nie mit Saitenharmonie.

15

Ach! noch wanden keine Kränze
Liebende sich um!
Traurig flüchteten die Lenz
Nach Elysium.

20

Ungegrüßet stieg Aurora
Aus dem Schoß des Meers,
Ungegrüßet sank die Sonne
In den Schoß des Meers.

25

Wild umirrten sie die Haine
Unter Lunas Nebelscheine,
Trugen eisern Zoch.
Sehnend an der Sternenbühne
Suchte die geheime Thräne
Keine Götter noch.

30

*

Und sieh! der blauen Flut entquillt
Die Himmelstochter sanft und mild¹,
Getragen von Najaden
Zu trunkenen Gestaden.

35

Ein jugendlicher Maienschwung
Durchweht wie Morgendämmerung
Auf das allmächt'ge „Werde“
Luft, Himmel, Meer und Erde.

40

Des holden Tages Auge lacht
In düstrer Wälzer Mitternacht;
Balsamische Narzissen
Blühn unter ihren Füßen.

45

¹ Venus, die aus dem Wellensaum aufstieg.

50 Schon flötete die Nachtigall
Den ersten Sang der Liebe,
Schon murmelte der Quellen Fall
In weiche Busen Liebe.

Glückseliger Pygmalion!¹
Es schmilzt, es glüht dein Marmor schon!
Gott Amor, Überwinder,
Umarme deine Kinder!

*

55 Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlicher — die Erde
60 Zu dem Himmelreich.

*

65 Unter goldnem Nektarschaum,
Ein wollüst'ger Morgentraum,
Ewig Lustgelage,
Fliehn der Götter Tage.
Thronend auf erhab'nem Sitz,
Schwingt Kronion seinen Blyz:
Der Olympus schwankt erschrocken,
Wallen zürnend seine Locken.

70 Göttern lässt er seine Throne,
Niedert² sich zum Erdensohne,
Seufzt arkadisch durch den Hain;
Zahme Donner untern Füßen,
Schläft, gewiegt von Leda's Küszen,
Schläft der Riesentöter ein.

75 Majestät'sche Sonnenrossé
Durch des Lichtes weiten Raum
Leitet Phöbus' goldner Baum;
Völker stürzt sein rasselndes Geschosse.

¹ Dessen schöne Bildsäule auf sein inniges Flehen zum lebendigen Weibe wurde.
Vgl. Ged. 53, 18.

² Erneidrigt.

Seine weißen Sonnenrosse,
Seine rasselnden Geschosse,
Unter Lieb' und Harmonie —
Ha! wie gern vergaß er sie!

Vor der Gattin des Kroniden
Beugen sich die Uraniden.
Stolz vor ihrem Wagenthrone
Brüstet sich das Pfauenpaar;
Mit der goldenen Herrscherkrone
Schmückt sie ihr ambrofisch Haar.

Schöne Fürstin! Ach, die Liebe
Bittert, mit dem süßen Triebe
Deiner Majestät zu nahm;
Und von ihren stolzen Höhen
Muß die Götterkönigin
Um des Reizes Gürtel flehen
Bei der Herzenfesselnerin.¹

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlicher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Liebe sonnt das Reich der Nacht!
Amors süßer Zaubermacht
Ist der Orkus unterhänig;
Freundlich blickt der schwarze König,
Wenn ihm Ceres' Tochter lacht.
Liebe sonnt das Reich der Nacht.

Himmlisch in die Hölle klangen
Und den wilden Hüter zwangen
Deine Lieder, Thracier² —

¹ Anspielung auf „Gliaß“ 14, 198, wo Hera, die Götterkönigin, den Gürtel des Liebreizes von Aphrodite erbittet, um Zeus durch Liebe zu fesseln.

² Orpheus, der in die Unterwelt flog, um seine Gattin Eurydike loszubitten.

115

Minos, Thränen im Gesichte,
Milderte die Qualgerichte,
Zärtlich um Megärens Wangen
Küßten sich die wilden Schlangen,
Keine Geißel klatschte mehr.

120

Aufgejagt von Orpheus' Leier
Flog von Tithon¹ der Geier;
Leiser hin am Ufer rauschten
Lethe und Cochtus, lauschten
Deinen Liedern, Thracier!
Liebe sangst du, Thracier!

125

*
Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlicher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

130

*
Durch die ewige Natur
Düftet ihre Blumenspur,
Weht ihr goldner Flügel.
Winkte mir vom Mondenlicht
Aphroditens Auge nicht,
Nicht vom Sonnenhügel,
Lächelte vom Sternenmeer
Nicht die Göttin zu mir her,
Stern' und Sonn' und Mondenlicht
Regten mir die Seele nicht.
Liebe, Liebe lächelt nur
Aus dem Auge der Natur
Wie aus einem Spiegel!

135

Liebe rauscht der Silberbach,
Liebe lehrt ihn sanfter wallen;
Seele haucht sie in das Ach
Klagenreicher Nachtigallen.

140

¹ Eigentlich Tityos, dem für seinen Frevel ein Geier die Leber aus hädte.
Schiller. I.

Liebe, Liebe lispet nur
Auf der Laute der Natur.

145

Weisheit mit dem Sonnenblick,
Große Göttin, tritt zurück,
Weiche vor der Liebe!
Wie Grob'rern, Fürsten nie
Beugtest du ein Sklavenknie,
Beug' es ist der Liebe!

150

Wer die steile Sternenbahn
Ging dir heldenkühn voran
Zu der Gottheit Siße?
Wer zerriß das Heiligtum,
Beigte dir Elysium
Durch des Grabes Rize?

155

Lockte sie uns nicht hinein,
Möchten wir unsterblich sein?
Suchten auch die Geister
Ohne sie den Meister?
Liebe, Liebe leitet nur
Zu dem Vater der Natur,
Liebe nur, die Geister.

160

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmelscher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

165

— * —

13. Das Glück und die Weisheit.

1781.

Entzweit mit einem Favoriten,
Flog einst Fortun' der Weisheit zu:
„Ich will dir meine Schätze bieten,
Sei meine Freundin du!

„Mit meinen reichsten, schönsten Gaben
Beschenkt' ich ihn so mütterlich,

5

Und sieh, er will noch immer haben
Und nennt noch geizig mich.

„Komm, Schwester, laß uns Freundschaft schließen,
10 Du marterst dich an deinem Pflug;
In deinen Schoß will ich sie gießen,
Hier ist für dich und mich genug.“

Sophia lächelt diesen Worten
15 Und wischt den Schweiß vom Angesicht:
„Dort eilt dein Freund, sich zu ermorden,
Versöhnet euch! — ich brauch' dich nicht.“



14. An einen Moralisten.

1781.

Was zürnst du unsrer frohen Jugendweise
Und lehrst, daß Lieben Tändeln sei?
Du starrest in des Winters Eise
Und schmählest auf den goldnen Mai.

5 Einst, als du noch das Nymphenvolk¹ bekriegtest,
Ein Held des Karnevals den deutschen Wirbel² flogst,
Ein Himmelreich in beiden Armen wiegstest
Und Nekarduft von Mädchenlippen fogst,

10 Ha, Seladon!³ wenn damals aus den Achsen
Gewichen wär' der Erde schwerer Ball —
Im Liebesknäul mit Julien⁴ verwachsen,
Du hättest überhört den Fall!

15 O denk' zurück nach deinen Rosentagen
Und lerne: die Philosophie
Schlägt um, wie unsre Pulse anders schlagen;
Zu Göttern schaffst du Menschen nie.

¹ Nympe hier, wie häufig im 18. Jahrhundert, im Sinne von: junges Mädchen.

² Den Walzer.

³ Verliebter Held, nach dem Roman „L'Astrée“ von Honoré d'Urfé (1568—1625).

⁴ So wird die Geliebte wohl nach Rousseaus „Julie ou la nouvelle Héloïse“ genannt.

Wohl, wenn ins Eis des klügelnden Verstandes
 Das warme Blut ein bißchen muntrer springt:
 Läß den Bewohnern eines bessern Landes,
 Was nie dem Sterblichen gelingt!

20

Zwingt doch der irdische Gefährte
 Den gottgeborenen Geist in Kerkermauren ein,
 Er wehrt mir, daß ich Engel werde,
 Ich will ihm folgen, Mensch zu sein.



15. An den Frühling.

1781.

Willkommen, schöner Jüngling,
 Du Wonne der Natur!
 Mit deinem Blumenkörbchen
 Willkommen auf der Flur!

Ei! ei! da bist ja wieder!
 Und bist so lieb und schön!
 Und freun wir uns so herzlich,
 Entgegen dir zu gehn.

Denkst auch noch an mein Mädchen?
 Ei, Lieber, denke doch!
 Dort liebte mich das Mädchen,
 Und 's Mädchen liebt mich noch!

Fürs Mädchen manches Blümchen
 Erbat ich mir von dir —
 Ich komm' und bitte wieder,
 Und du? — du gibst es mir.

Willkommen, schöner Jüngling,
 Du Wonne der Natur!
 Mit deinem Blumenkörbchen
 Willkommen auf der Flur!

5

10

15

20

16. Die Größe der Welt.¹

1781.

Die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug,
 Durch die schwelende Welt flied' ich des Windes Flug,
 Bis am Strande
 Ihrer Wogen ich lande,
 5 Anker werf', wo kein Hauch mehr weht
 Und der Markstein der Schöpfung steht.

Sterne sah ich bereits jugendlich auferstehn,
 Tausendjährigen Gangs durchs Firmament zu gehn,
 Sah sie spielen
 10 Nach den lockenden Zielen;
 Irrend suchte mein Blick umher,
 Sah die Räume schon — sternenleer.

Anzuseuen den Flug weiter zum Reich des Nichts,
 Steur' ich mutiger fort, nehme den Flug des Lichts.
 15 Neblicht trüber
 Himmel an mir vorüber,
 Weltsysteme, Fluten im Bach,
 Strudeln dem Sonnenwanderer nach.

Sieh, den einsamen Pfad wandelt ein Pilger mir
 20 Rasch entgegen — „Halt' an! Waller, was suchst du hier?“ —
 „Zum Gestade
 Seiner² Welt meine Pfade!
 25 Segle hin, wo kein Hauch mehr weht
 Und der Markstein der Schöpfung steht!“ —

¹ Der Dichter durchfliegt die Welt in der Absicht, an ihr Ende zu gelangen; er sieht in Str. 2 die Entstehung neuer „jugendlicher“ Weltkörper, deren Lauf um die anziehenden Mittelpunkte ihrer Bahn ein „Spielen nach den lockenden Zielen“ heißt. Er faust in Str. 3 mit der Schnelligkeit des Lichts bei ganzen Weltsystemen vorüber, die ihm nur wie ein „trüber Nebel“ erscheinen und ihm wie „Fluten im Bach“ gleichsam nachstrudeln. — In Str. 4 und 5 Begegnung mit einem zweiten Sonnenwanderer. Die Worte: „Halt' an! ic.“ spricht der erste, das „ich“ des Gedichts, dem danach auch die erste Zeile von Str. 5 gehört. Die letzten vier Zeilen fügt der Dichter hinzu.

² Des „schaffenden Geistes“ (B. 1).

³ Ergänze: ich.

„Steh! du segelst umsonst — vor dir Unendlichkeit!“ — 25
 „Steh! du segelst umsonst — Pilger, auch hinter mir!“
 Senke nieder,
 Adlergedank', dein Gefieder!
 Kühne Seglerin, Phantasie,
 Wirf ein mutloses Anker hie. 30



17. Die Blumen.

1781.

Kinder der verjüngten Sonne,
 Blumen der geschmückten Flur,
 Euch erzog zu Lust und Wonne,
 Ja, euch liebte die Natur.
 Schön das Kleid mit Licht gesticket,
 Schön hat Flora euch geschmücket
 Mit der Farben Götterpracht.
 Holde Frühlingskinder, klaget!
 Seele hat sie euch versaget,
 Und ihr selber wohnt in Nacht. 10

Nachtigall und Lerche singen
 Euch der Liebe selig Los,
 Gaukelnde Sylphiden schwingen
 Bührend sich auf eurem Schoß.
 Wölbte eures Kelches Krone
 Nicht die Tochter der Dione¹
 Schwellend zu der Liebe Pfühl?
 Zarte Frühlingskinder, weinet!
 Liebe hat sie euch verneinet,
 Euch das selige Gefühl. 20

Aber hat aus Nannys Blicken
 Mich der Mutter Spruch verbannt,
 Wenn euch meine Hände pflücken
 Ihr zum zarten Liebespfand,

¹ Venus; sie machte die Blumen zum Liebeslager für die „gaukelnden Sylphiden“, d. h. die spielenden Schmetterlinge.

25

Leben, Sprache, Seelen, Herzen,
 Stumme Boten süßer Schmerzen,
 Göß euch dies Berühren ein,
 Und der mächtigste der Götter
 Schließt in eure stillen Blätter
 Seine hohe Gottheit ein.

30



18. Das Geheimnis der Reminiszenz.¹

An Laura.

1781.

5

Ewig starr an deinem Mund zu hängen,
 Wer enthüllt mir dieses Glutverlangen?
 Wer die Wollust, deinen Hauch zu trinken,
 In dein Wesen, wenn sich Blicke winken,
 Sterbend zu versinken?

10

Fliehen nicht, wie ohne Widerstreben
 Sklaven an den Sieger sich ergeben,
 Meine Geister hin im Augenblicke,
 Stürmend über meines Lebens Brücke²,
 Wenn ich dich erblicke?

15

Sprich! warum entlaufen sie dem Meister?
 Suchen dort die Heimat meine Geister?
 Oder finden sich getrennte Brüder,
 Losgerissen von dem Band der Glieder,
 Dort bei dir sich wieder?

¹ Der Dichter sucht den glühenden Wunsch nach Vereinigung mit der Geliebten dadurch zu erklären, daß er annimmt, sie beide seien vor unbedenklich langer Zeit („in Nönen, die entschwunden“) Eins gewesen, und es sei ihnen eine dunkle, aber mächtige Erinnerung („Reminiszenz“) daran verblieben, so daß ihr jetziges „Glutverlangen“ nichts anderes sei als der auf Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes gerichtete Naturtrieb. — Wie der Dichter in der „Phantasie an Laura“ (Ged. 6) die Vereinigung mit der Geliebten in die unendliche Zukunft verlegte, so hier in die unendliche Vergangenheit; er nimmt also die Ewigkeit nach beiden Seiten hin für seine wilde, phantastische Liebe in Anspruch.

² Die „Geister“ sind die Lebensgeister, die „Brücke“ die Grenzscheide des Lebens; die Geister stürmen hinüber, d. h. sie wollen ihr Dasein aufgeben („sterbend versinken“), um jenes höhere, vollkommene Leben zu beginnen.

Waren unsre Wesen schon verflochten?
 War es darum, daß die Herzen pochten?
 Waren wir im Strahl erlosch'ner Sonnen,
 In den Tagen lang verrauschter Wonnen,
 Schon in Eins zerronnen?

20

Ja, wir waren's! — Innig mir verbunden
 Warst du in Äonen, die verschwunden;
 Meine Muse sah es auf der trüben
 Tafel der Vergangenheit geschrieben¹:
 Eins mit deinem Lieben!

25

Und in innig festverbund'nem Wesen,
 Also hab' ich's staunend dort gelesen,
 Waren wir ein Gott², ein schaffend Leben,
 Und uns ward, sie herrschend zu durchweben,
 Frei die Welt gegeben.

30

Uns entgegen goßen Nektarquellen
 Ewig strömend ihre Wollustwellen;
 Mächtig lösten wir der Dinge Siegel,
 Zu der Wahrheit lichtem Sonnenhügel
 Schwang sich unser Flügel.

35

Weine, Laura! Dieser Gott ist nimmer,
 Du und ich des Gottes schöne Trümmer,
 Und in uns ein unersättlich Dringen,
 Das verlor'ne Wesen einzuschlingen,
 Gottheit zu erschwingen.

40

Darum, Laura, dieses Glutverlangen,
 Ewig starr an deinem Mund zu hangen,
 Und die Wollust, deinen Hauch zu trinken,
 In dein Wesen, wenn sich Blicke wenden,
 Sterbend zu versinken.

45

Darum fliehn, wie ohne Widerstreben
 Sklaven an den Sieger sich ergeben,

¹ Meine dichterische Begeisterung, sich in die Urzeit versenkend, hat es dort gelesen, wenn auch nur auf einer „trüben Tafel“, d. h. nur in dunkler Ahnung.

² Laura und der Dichter sind Bruchstücke eines Gottes, der einst in der Fülle von Seligkeit, Macht und Erkenntnis im All schwebte.

50

Meine Geister hin im Augenblicke,
Stürmend über meines Lebens Brücke,
Wenn ich dich erblicke.

55

Darum nur entlaufen sie dem Meister,
Ihre Heimat suchen meine Geister,
Losgerafft vom Kettenband der Glieder,
Küssen sich die langgetrennten Brüder

60

Wiederkennend wieder.

Und auch du — da mich dein Auge spähte,
Was verriet der Wangen Purpurröte?
Floh'n wir nicht, als wären wir verwandter,
Freudig, wie zur Heimat ein Verbannter,
Glühend aneinander?



19. Gruppe aus dem Tartarus.

1781.

Horch — wie Murmeln des empörten Meeres,
Wie durch hohler Felsen Becken weint ein Bach,
Stöhnt dort dumpfgräßt ein schweres, leeres,
Qualerpreßtes Ach!

5

Schmerz verzerrt
Ihr Gesicht; Verzweiflung sperret
Ihren Rachen fluchend auf.
Hohl sind ihre Augen, ihre Blicke
Spähen bang nach des Cochtus Brücke,
10 Folgen thränend seinem Trauerlauf,

10

Fragen sich einander ängstlich leise,
Ob noch nicht Vollendung sei? —
Ewigkeit schwingt über ihnen Kreise¹,
Bricht die Sense des Saturns² entzwei.



¹ D. h. sie waltet über den Verdammten, ihre Qualen sind ewig.

² Die Macht der Zeit, die sonst alles bezwingt. Nur an der Ewigkeit zerbricht sie.

20. Elysium.

1781.

Dorüber die stöhnende Klage!
Elysiums Freudengelage
Erfäufen jegliches Ach —
Elysiums Leben
Ewige Wonne, ewiges Schweben,
Durch lachende Fluren ein flötender Bach.

Jugendlich milde
Beschwebt die Gefilde
Ewiger Mai;
Die Stunden entfliehen in goldenen Träumen,
Die Seele schwollt aus in unendlichen Räumen,
Wahrheit reißt hier den Schleier entzwei.

Unendliche Freude
Durchwaltet das Herz.
Hier mangelt der Name dem trauernden Leide,
Sanfter Entzücken nur heißtet hier Schmerz.

Hier strecket der wallende Pilger die matten,
Brennenden Glieder im säuselnden Schatten,
Leget die Bürde auf ewig dahin.
Seine Sichel entfällt hier dem Schnitter,
Eingesungen von Harfengezitter,
Träumt er, geschnittene Halme zu sehn.

Dessen Fahne Donnerstürme wallte,
Dessen Ohren Mordgebrüll umhallte,
Verge bebten unter dessen Donnergang,¹
Schläft hier Linde bei des Baches Rieseln,
Der wie Silber spielt über Rieseln,
Ihm verhasset wilder Speere Klang.

Hier umarmen sich getreue Gatten,
Küssen sich auf grünen, samtinen Matten,
Liebgekost vom Balsamwest;

¹ Rühne Umstellung für: unter dessen Donnergang Verge bebten.

Ihre Krone findet hier die Liebe,
Sicher vor des Todes strengem Hiebe,
Feiert sie ein ewig Hochzeitfest.



21. Die Freundschaft.¹

Aus den Briefen „Julius“ an Raphael“, einem noch ungedruckten Roman.

1781.

5

Freund! genügsam² ist der Wesenlenker
Schämen sich³ kleinmeisterische Denker,
Die so ängstlich nach Gesetzen spähn —
Geisterreich und Körperweltgewühle
Wälzet eines Rades Schwung zum Ziele,
Hier⁴ sah es mein Newton⁵ gehn.

10

Sphären lehrt es, Sklaven eines Baumes,
Um das Herz des großen Weltenraumes
Labyrinthenbahnen ziehn,
Geister in umarmenden Systemen
Nach der großen Geistersonne strömen,
Wie zum Meere Bäche fliehn.

15

War's nicht dies allmächtige Getriebe,
Das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
Unsre Herzen aneinander zwang?

¹ Der Gedanke, von dem das Gedicht ausgeht, war schon in Geb. 6 (vgl. auch Geb. 62, 19 ff.) enthalten: es ist dasselbe Gesetz, das die Körperwelt regiert (Gravitation) und die Geister zwingt, um die „große Geistersonne“ zu kreisen, d. h. nach Gott, dem „Wesenlenker“, ewig hinzustreben. Aus diesem „allmächtigen Getriebe“ (Vers 13) geht auch die Liebe und Freundschaft hervor. Gott aber (Vers 55 ff.), zu dem, als dem Urquell des Lebens, alle Wesen hinstreben, ist selbst dieser Sympathie teilhaftig (wie die Sonne die sie umkreisenden Planeten nicht bloß anzieht, sondern auch von ihnen angezogen wird). Freilich kann er in keinem einzelnen Wesen seinesgleichen erblicken (wie der Mensch im Menschen), aber die Gesamtheit der geschaffenen Seelen gibt ihm ein Abbild seiner Unendlichkeit.

² Weil er sich mit einem Grundgesetze für die ganze körperliche und empfindende Welt begnügt.

³ Es mögen, sollen sich schämen.

⁴ In der Körperwelt.

⁵ Vgl. S. 18, Anm. 3.

Raphael, an deinem Arm — o Wonne! —
Wag' auch ich zur großen Geistersonne
Freudigmütig den Vollendungsgang.

Glücklich! glücklich! dich hab' ich gefunden,
Hab' aus Millionen dich umwunden,
Und aus Millionen mein bist du. 20
Läß das Chaos¹ diese Welt umrütteln,
Durcheinander die Atomen schütteln:
Ewig fliehn sich unsre Herzen zu.

Muß ich nicht aus deinen Flanimenaugen
Meiner Wollust Widerstrahlen saugen?
Nur in dir bestaun' ich mich.
Schöner malt sich mir die schöne Erde,
Heller spiegelt in des Freunds Gebärde,
Reizender der Himmel sich. 30

Schwermut wirft die bangen Thränenlasten,
Süßer von des Leidens Sturm zu rasten,
In der Liebe Busen ab;
Sucht nicht selbst das folternde Entzücken
In des Freunds heredten Strahlenblicken
Ungeduldig ein wollüst'ges Grab? 35

Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine,
Und umarmend küßt' ich sie;
Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Thor genug! der süßen Sympathie. 40

Tote Gruppen sind wir, wenn wir hassen,
Götter, wenn wir liebend uns umfassen,
Lechzen nach dem süßen Fesselzwang.
Aufwärts durch die tausendfachen Stufen
Zahlenloser Geister, die nicht schufen,
Waltet göttlich dieser Drang. 45

¹ Sonst der Zustand der Gestaltlosigkeit, hier die Kraft, die jenen bewirkt.

50

Arm in Arme, höher stets und höher,
 Vom Mongolen bis zum griech'schen Seher,
 Der sich an den letzten Seraph reiht,
 Wallen wir einmü'tgen Ringeltanzes,
 Bis sich dort im Meer des ew'gen Glanzes
 Sterbend untertauchen Maß und Zeit.

55

Freundlos war der große Weltenmeister,
 Fühlte Mangel — darum schuf er Geister,
 Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit!
 Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
 Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
 Schäumt ihm — die Unendlichkeit.

60



22. Melancholie an Laura.¹

1781.

5

Laura — Sonnenaufgangsglut
 Brennt in deinen goldnen Blicken,
 In den Wangen springt purpurisch Blut;
 Deiner Thränen Perlenslut
 Nennt noch Mutter das Entzücken.²
 Dem der schöne Tropfe taut,
 Der darin Vergött'rung schaut,
 Ach, dem Jüngling, der belohnet wimmert,
 Sonnen sind ihm aufgedämmert!

10

Deine Seele, gleich der Spiegelwelle
 Silberklar und sonnenhelle,

¹ Melancholie ist die Lebensauffassung, die das Irdische nur unter dem Gesichtspunkte des Vergänglichen, dem Tode Unterworfenen faßt und bemgemäß eine tiefe Trauer über das sichere Ende alles irdisch Schönen und Großen empfindet. Durch Lauras blühende Schönheit und Jugendfrische (Vers 1–18) wird in dem Dichter diese tiefe Trauer geweckt („ich weine über sie“); dies begründet er durch die Vergänglichkeit der irdischen Welt (19–26) und des ganzen Weltgebäudes (27–37), um dann Lauras Reize (38–74) und endlich seine eigene Jugendkraft, die körperliche wie die seines genialen Dichtergeistes, als dem Tode verfallen zu schützen (75–102). Den Abschluß (103–114) bildet der Gedanke, daß es schöner sei, in der Fülle der Jugendkraft zu sterben als im ermattenden Alter.

² Selbst deine Thränen sind noch Töchter des Entzückens, nicht etwa des Schmerzes.

Maiet noch den trüben Herbst um dich;
 Wüsten, öd' und schauerlich,
 Lichten sich in deiner Strahlenquelle;
 Düst'rer Zukunft Nebelferne
 Goldet sich in deinem Sterne;
 Lächelst du der Reizeharmonie?
 Und ich weine über sie.

15

Untergrub denn nicht der Erde Feste
 Lange schon das Reich der Nacht?
 Unsre stolz auftürmenden Paläste,
 Unsrer Städte majestät'sche Pracht
 Ruhen all' auf modernden Gebeinen;
 Deine Nellen saugen süßen Duft
 Aus Verwesung, deine Quellen weinen
 Aus dem Becken einer — Menschengruft.

20

Blick' empor — die schwimmenden Planeten
 Laß dir, Laura, seine Welten reden!
 Unter ihrem Zirkel flohn
 Tausend bunte Lenze schon,
 Türmten tausend Throne sich,
 Heulten tausend Schlachten fürchterlich.
 In den eisernen Fluren
 Suche ihre Spuren!
 Früher, später reif zum Grab,
 Laufen, ach, die Räder ab
 An Planetenuhren.

30

Blinze dreimal — und der Sonnen Pracht
 Löscht im Meer der Totennacht!¹¹
 Frage mich, von wannen deine Strahlen lodern!
 Brählst du mit des Auges Glut?
 Mit der Wangen frischem Purpurblut,
 Abgeborgt von mürben Modern?

35

40

¹¹ In drei Augenblicken, d. h. in einer verschwindend kurzen Zeit, löschen die Sonnen aus; wie kannst du also glauben, daß deine Reize bauern? Der Ausdruck ist äußerst sonderbar; denn wenn auch im Verhältnis zur Ewigkeit in der That die Dauer einer Weltperiode nicht länger als die eines Augenblicks ist, so wird doch hier diese verhältnismäßig kurze Zeit durch eine bestimmte kurze Zeit im Leben Lauras bezeichnet: „Blinze dreimal!“

Wuchernd fürs gelieh'ne Rot,
 45 Wuchernd, Mädchen, wird der Tod
 Schwere Zinsen fordern!

Rede, Mädchen, nicht dem Starken¹ Hohn!
 Eine schön're Wangenröte
 Ist doch nur des Todes schön'rer Thron;
 50 Hinter dieser blumichten Tapete
 Spannt den Bogen der Verderber schon.
 Glaub' es — glaub' es, Laura, deinem Schwärmer:
 Nur der Tod ist's, dem dein schmachtend Auge winkt,
 Jeder deiner Strahlenblicke trinkt
 55 Deines Lebens karges Lämpchen ärmer.
 „Meine Pulse“, prahlest du,
 „Hüpfen noch so jugendlich von dannen“ —
 Ach! die Kreaturen des Tyrannen²
 Schlagen tückisch der Verweisung zu.
 60 Auseinander bläst der Tod geschwind
 Dieses Lächeln, wie der Wind
 Regenbogenfarbichtes Geschäume.
 Ewig fruchtlos suchst du seine Spur:
 Aus dem Frühling der Natur,
 65 Aus dem Leben, wie aus seinem Keime,
 Wächst der ew'ge Würger nur.

Weh! entblättert seh' ich deine Rosen liegen,
 Bleich erstorben deinen süßen Mund,
 Deiner Wangen wallendes Rund
 70 Werden rauhe Winterstürme pflügen,
 Düst're Jahre Nebelschein
 Wird der Jugend Silberquelle trüben;
 Dann wird Laura — Laura nicht mehr lieben,
 Laura nicht mehr liebenswürdig sein.

75 Mädchen — stark wie Eiche stehet noch dein Dichter!
 Stumpf an meiner Jugend Felsenkraft
 Niederfällt des Totenspeeres Schafft;
 Meine Blicke brennend wie die Lichter

¹ Dem Tode.

² Die Gehilfen des Todes, Lauras jugendlich hüpfende Pulse.

Seines Himmels — feuriger mein Geist
 Denn die Lichter seines ew'gen Himmels,
 Der¹ im Meere eignen Weltgewimmels
 Felsen türmt und niederreißt.
 Kühn durchs Weltall steuern die Gedanken,
 Furchten nichts — als seine Schranken.

Glühst du, Laura? Schwollt die stolze Brust?
 Lern' es, Mädchen, dieser Trank der Lust,
 Dieser Kelch, woraus mir Gottheit düftet —
 Laura — ist vergiftet!

Unglückselig, unglückselig, die es wagen,
 Götterfunken aus dem Staub zu schlagen!

Ach! die kühnste Harmonie²

Wirft das Saitenspiel zu Trümmer,

Und der hohe Ätherstrahl Genie

Nährt sich nur vom Lebenslampenschimmer.

Wegbetrogen von des Lebens Thron,

Front ihm³ jeder Wächter⁴ schon!

Ach! schon schwören sich, mißbraucht zu frechen Flammen,
 Meine Geister wider mich zusammen!

Laß — ich fühl's — laß, Laura, noch zween kurze

Lenze fliegen — und dies Moderhaus

Wiegt sich schwankend über mir zum Sturze,

Und in eignem Strahle lösch' ich aus.

Weinst du, Laura? — Thräne, sei verneinet,
 Die des Alters Straflos mir erweinet!⁵

¹ „Der“ bezieht sich auf den in „seines“ enthaltenen Begriff Gott.

² Die „kühnste Harmonie“ ist dasselbe wie B. 90 die „Götterfunken“, während das „Saitenspiel“ die physische Organisation bezeichnet, auf welcher der Geist wie auf einem Instrumente spielt, die er aber durch die Kühnheit seines genialen Feuers zerrüttet. Denselben Gedanken geben in veränderter Fassung auch die folgender Verse.

³ Dem Genie.

⁴ Die „Geister“, d. h. die Lebensgeister; sie sollten am „Thron des Lebens“ Wache halten, d. h. dafür sorgen, daß das Leben wohl erhalten bleibe. Aber sie lassen sich durch das „Genie“ gleichsam von ihrem Posten weglocken, bieben („frönen“) diesem und lassen sich von ihm zu „frechen Flammen“, d. h. zu überkühner, ausschweifender Begeisterung „mißbrauchen“, wodurch der Organismus zerrüttet wird.

⁵ Erweinen will.

105 Weg! versiege, Thräne, Sünderin!
 Laura will, daß meine Kraft entweiche,
 Daß ich zitternd unter dieser Sonne schleiche,
 Die des Jünglings Adlergang gefehn?
 Daß des Busens lichte Himmelsflamme
 110 Mit erfror'nem Herzen ich verdamme,
 Daß die Augen meines Geists verblinden,
 Daß ich fluche meinen schönsten Sünden?
 Nein, versiege, Thräne, Sünderin! —
 Brich die Blume in der schönsten Schöne,
 115 Lösch', o Jüngling mit der Trauermiene,
 Meine Fackel weinend aus¹,
²Wie der Vorhang an der Trauerbühne
 Niederrauschet bei der schönsten Szene,
 Fliehn die Schatten³ — und noch schweigend horcht das Haus.

—————
 23. Monument
 Moors des Räubers.

1781.

Vollendet!
 Heil dir!⁴ Vollendet!
 Majestätischer Sünder!
 Deine furchtbare Rolle vollbracht!

5 **H**oher Gefall'ner!
 Deines Geschlechts Beginner und Ender!⁵
 Seltner Sohn ihrer schrecklichsten Laune,
 Erhabner Verstoß der Mutter Natur!
 Durch wolfigte Nacht ein prächtiger Bliß!
 10 **H**ui! Hinter ihm schlagen die Pforten zusammen!

¹ Vgl. S. 150, Anm. 2.

² Die drei letzten Zeilen bilben eine einzige mit „wie“ eingeleitete Vergleichung, auch die beiden Sätze der letzten Zeile, trotz der Wortstellung.

³ Die Gestalten der Bühne.

⁴ Weil die nun vollendete Rolle eine „furchtbare“ war, ihm die qualvollsten tragischen Leiden auferlegte.

⁵ Weber vor noch nach ihm hat es einen so „majestätischen Sünder“ gegeben.

Geizig schlüngt ihm der Rachen der Nacht!
 Zucken¹ die Völker
 Unter seiner verderbenden Pracht!
 Aber Heil dir! vollendet!
 Majestätischer Sünder!
 Deine furchtbare Rolle vollbracht!

15

Mod're — verstieb
 In der Wiege des öffnen Himmels!
 Fürchterlich jedem Sünder zur Schau,
 Wo dem Thron gegenüber
 Heißer Ruhmsucht furchtbare Schranken² steigt!
 Siehe! der Ewigkeit übergibt dich die Schande.
 Zu den Sternen des Ruhms
 Klimmst du auf den Schultern der Schande!
 Einst wird unter dir auch die Schande zerstieben,
 Und dich reicht — die Bewunderung.³

20

25

Nassen Auges an deinem schauernden Grabe
 Männer vorüber —
 Freue dich der Thräne der Männer,
 Des Gerichteten Geist!
 Nassen Auges an deinem schauernden Grabe
 Jüngst ein Mädchen vorüber;
 Hörte die furchtbare Kunde
 Deiner Thaten vom steinernen Herold⁴,
 Und das Mädchen — freue dich! freue dich!
 Wünschte die Thräne nicht ab.
 Ferne stand ich, sah die Perle fallen,
 Und ich rief ihr: „Almalia!“

30

35

Jünglinge! Jünglinge!
 Mit des Genies gefährlichem Ätherstrahl
 Vernt behutsamer spielen!

40

¹ Die Auslassung des sageinleitenden „es“ erklärt sich durch die voraufgehenden invertierten Sätze.

² Der Galgen. Er wird „dem Thron gegenüber“ gedacht, weil das Verbrechen sich gegen den Staat auflehnt, dessen Sinnbild der Thron ist.

³ Nur diese erreicht dich dann noch, reicht noch zu dir hinan.

⁴ Dem Denkstein am Hochgericht, auf dem sein Verbrechen eingeschrieben ist

Störrig knirsch't in den Bügel das Sonnenroß;
 Wie's am Seile des Meisters
 Erd' und Himmel in sanfterem Schwunge wiegt,¹
 Flammt's am kindischen Baume
 Erd' und Himmel in lodernden Brand!
 Unter ging in den Trümmern
 Der mutwillige Phaethon.

Kind des himmlischen Genius,
 Glühendes, thatenlechzendes Herz!
 Reizet dich das Mal meines Räubers?
 War wie du glühenden, thatenlechzenden Herzens,
 War wie du des himmlischen Genius Kind.
 Aber du lächelst und gehst —
 Dein Blick durchfliegt den Raum der Weltgeschichte,
 Moorn den Räuber findest du nicht —
 Steh und lächle nicht, Jüngling!
 Seine Sünde lebt — lebt seine Schande,
 Räuber Moor nur, ihr Name, nicht.²

24. Der Flüchtling.

1781.

Frisch atmet des Morgens lebendiger Hauch;
 Purpurisch zuckt durch düstrer Tannen Rühen
 Das junge Licht und äugelt aus dem Strauch;
 In goldnen Flammen blicken
 Der Berge Wolkenspitzen.
 Mit freudig melodisch gewirbeltem Lied
 Begrüßen erwachende Verchen die Sonne,
 Die schon in lachender Wonne
 Jugendlich schön in Auroras Umarmungen glüht.

¹ Wenn das Sonnenroß, vom Meister (dem Sonnengott) gezügelt, seinen ruhigen Weg geht, wiegen sich Erde und Himmel in sanfterem Schwunge.

² Die Sünde und die Schande Moors sind Wirklichkeit, denn dieselben Verirrungen bedrohen geniale, leidenschaftliche NATUREN zu allen Zeiten, wenn auch die Gestalt, die im Trauerspiel dieser Sünde und Schande den Namen lieb, bloß ein Phantasiegebilde des Dichters ist.

Sei, Licht, mir gesegnet!
 Dein Strahlenguß regnet
 Erwärmend hernieder auf Anger und Au.
 Wie silberfarb flittern
 Die Wiesen, wie zittern
 Tausend Sonnen im persenden Tau!

10

In säufelnder Kühle
 Beginnen die Spiele
 Der jungen Natur;
 Die Zephyre kosen
 Und schmeicheln um Rosen,
 Und Düfte beströmen die lachende Flur.

15

Wie hoch aus den Städten die Rauchwolken dampfen!
 Laut wiehern und schnauben und knirschen und strampfen
 Die Rosse, die Farren;
 Die Wagen erknarren
 Ins ätzende Thal.
 Die Waldungen leben,
 Und Adler und Falken und Habichte schwieben
 Und wiegen die Flügel im blendenden Strahl.

20

Den Frieden zu finden,
 Wohin soll ich wenden?
 Am elenden Stab?²
 Die lachende Erde
 Mit Jünglingsgebärde
 Für mich nur ein Grab!

25

Steig' empor, o Morgenrot, und röte
 Mit purpurnem Kusse Hain und Feld!
 Säusle nieder, Abendrot, und flöte
 Sanft in Schlummer die erstorb'ne Welt;
 Morgen, ach, du rötest
 Eine Totenflur,
 Ach! und du, o Abendrot, umflötest
 Meinen langen Schlummer nur.

30

35

40

¹ Ungewöhnlich in reflexivem Sinne.

² Der Stab, der ins Elend, b. h. in die Verbannung führt.

25. An Minna.

1781.

Träum' ich? Ist mein Auge trüber?
 Nebelt's mir ums Angesicht?
 Meine Minna geht vorüber?
 Meine Minna kennt mich nicht?
 Die am Arme seichter Thoren
 Blähend mit dem Fächer ficht,
 Eitel in sich selbst verloren —
 Meine Minna ist es nicht.

5

10

15

20

25

30

Von dem Sommerhute nicken
 Stolze Federn mein Geschenk,
 Schleifen, die den Busen schmücken,
 Rufen: „Minna, sei gedenk!“
 Blumen, die ich selbst erzogen,
 Zieren Brust und Locken noch —
 Ach, die Brust, die mir gelogen!
 Und die Blumen blühen doch!

Geh, umhüpft von leeren Schmeichlern!
 Geh, vergiß auf ewig mich!
 Überliesert feilen Heuchlern,
 Eitles Weib, veracht' ich dich.
 Geh! dir hat ein Herz geschlagen,
 Dir ein Herz, das edel schlug,
 Groß genug, den Schmerz zu tragen,
 Daß es einer Thörin schlug.

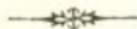
In den Trümmern deiner Schöne
 Seh' ich dich verlassen stehn,
 Weinend in die Blumenzene
 Deines Mais zurücke sehn.
 Schwalben, die im Lenz minnen,
 Fliehen, wenn der Nordsturm weht,
 Buhler scheucht dein Herbst von hinnen,
 Einen Freund haßt du verschmäht.

Die mit heißem Liebesgeize
 Deinem Kuß entgegenflohn,

Büschen dem erlösch'nen Reize,
Lachen deinem Winter Hohn.
Ha! wie will ich dann dich höhnen!
Höhnen? Gott bewahre mich!
Weinen will ich bittre Thränen,
Weinen, Minna, über dich.

85

40



26. Graf Eberhard der Greiner¹ von Württemberg.

Kriegslied.

1781.

Ihr — ihr dort außen in der Welt,
Die Nase eingespannt!²
Auch manchen Mann, auch manchen Held³,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

5

Prahlt nur mit Karl und Eduard,
Mit Friedrich, Ludewig!
Karl, Friedrich, Ludwig, Eduard
Ist uns der Graf, der Eberhard,
Ein Wettersturm im Krieg.

10

Und auch sein Bub', der Ullerich⁴,
War gern, wo's eisern klang;
Des Grafen Bub', der Ullerich,
Kein Fußbreit rückwärts zog er sich,
Wenn's drauf und drunter sprang.

15

Die Reutlinger, auf unsren Glanz
Erbittert, Kochten Gifft
Und buhlten um den Siegeskranz
Und wagten manchen Schwertertanz
Und gürteten die Hüft'.

20

¹ Eberhard II., der Greiner oder Raufgebart (1344—92), der Begründer der Fürstengewalt in Württemberg.

² Tragt die Nase nicht so hoch!

³ Nicht selten statt: Helben. (Mittelhochdeutsch) wird das Wort stark flektiert: helt, helden, helde, helt.)

⁴ Ullerich, Eberhards einziger Sohn, gefallen in der Schlacht bei Döllingen am 23. August 1388.

25 Er griff sie an¹ — und siegte nicht
Und kam gepanscht nach Hause;
Der Vater schnitt ein falsch Gesicht,
Der junge Kriegsmann floh das Licht,
Und Thränen drangen 'raus.

Das wurmt ihm — „Ha! ihr Schurken, wart't!“
Und trug's in seinem Kopf.
Ausweichen, bei des Vaters Bart!
Ausweichen wollt' er diese Schart'
Mit manchem Städterschopf.

30 Und Fehd' entbrannte bald darauf,
Und zogen Roß und Mann
Bei Döppingen mit hellem Hauf,
Und heller ging's dem Junker auf,
Und hurra! heiß ging's an.

35 Und unsers Heeres Lösungswort
War die verlorne Schlacht;
Das riß uns wie die Windsbraut fort
Und schmiß uns tief in Blut und Mord
40 Und in die Lanzennacht.

45 Der junge Graf, voll Löwengrimm,
Schwung² seinen Heldenstab,
Wild vor ihm ging das Ungestüm,
Geheul und Winseln hinter ihm
Und um ihn her das Grab.

50 Doch weh! ach weh! ein Säbelhieb
Sunk² schwer auf sein Genick.
Schnell um ihn her der Helden Trieb³ —
Umsonst! umsonst! erstarret blieb
Und sterbend brach sein Blick.

55 Bestürzung hemmt des Sieges Bahu,
Laut weinte Feind und Freund.
Hoch führt der Graf die Reiter an:
„Mein Sohn ist wie ein andrer Mann.
Marsch, Kinder! in den Feind!“

¹ In der Schlacht bei Reutlingen (21. Mai 1377).

² Altertümliche, vollsmäßige Formen.

³ Das Zusammengetriebene, daher Schar, Trupp.

Und Lanzen laufen feuriger,
Die Rache sporn't sie all',
Rasch über Leichen ging's daher,
Die Städtler laufen kreuz und quer
Durch Wald und Berg und Thal.

60

Und zogen wir mit Hörnerklang
Ins Lager froh zurück,
Und Weib und Kind im Rundgesang,
Beim Walzer und beim Becherklang
Lustfeiern unser Glück.

65

Doch unser Graf — was thät er ißt?
Vor ihm der tote Sohn,
Allein in seinem Zelte sitzt
Der Graf, und eine Thräne blitzt
Im Aug' auf seinen Sohn.

70

Drum hangen wir so treu und warm
Am Grafen, unserm Herrn.
Allein ist er ein Helden schwärz,
Der Donner rast in seinem Arm,
Er ist des Landes Stern.

75

Drum ihr dort außen in der Welt,
Die Nasen eingespannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

80



27. Der Kampf.¹

1784.

Dein, länger werd' ich diesen Kampf nicht kämpfen,
Den Riesenkampf der Pflicht.
Kannst du des Herzens Flammentrieb nicht dämpfen,
So fodre, Tugend, dieses Opfer nicht.

¹ Dieses und das folgende Gedicht beruhen auf Schillers Verhältnis zu Charlotte von Kalb (vgl. die allgemeine Einleitung). Der Dichter hat bisher seine Liebe zu der Frau eines andern mit äußerster Seelenstärke bekämpft. Aber gerade

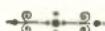
5 Geschworen hab' ich's, ja, ich hab's geschworen,
Mich selbst zu bändigen.
Hier ist dein Kranz, er sei auf ewig mir verloren,
Rimm ihn zurück und laß mich sündigen!

Zerrissen sei, was wir bedungen haben!
10 Sie liebt mich — deine Krone sei verschert.
Glückselig, wer, in Wonnetrunkheit begraben,
So leicht wie ich den tiefen Fall verschmerzt.

Sie sieht den Wurm an meiner Jugend Blume nagen
Und meinen Lenz entflohn,
15 Bewundert still mein heldenmütiges Entzagen,
Und großmütig beschließt sie meinen Lohn.

Misstrau, schöne Seele¹, dieser Engelgüt!
Dein Mitleid waffnet zum Verbrechen mich.
Gibt's in des Lebens unermesslichem Gebiete,
20 Gibt's einen andern, schöneren Lohn als dich?

Als das Verbrechen, das ich ewig fliehen wollte?
Tyrannisches Geschick!
Der einz'ge Lohn, der meine Jugend krönen sollte,
Ist meiner Jugend letzter Augenblick.



28. Resignation.²

1784.

Auch ich war in Arkadien geboren,
Auch mir hat die Natur
An meiner Wiege Freude zugeschworen;
Auch ich war in Arkadien geboren,
5 Doch Thränen gab der kurze Lenz mir nur.

dies „heldenmütige Entzagen“ reißt die Geliebte zu solcher Bewunderung hin, daß sie ihm ihre Gegenliebe gesteht und ihn dadurch in neuen inneren Kampf stürzt.

¹ Anrede an die Geliebte: Traue ja nicht darauf, daß deine Güte meine Jugend stärken werbe; im Gegenteil waffnet zc.

² Der Dichter stellt sich vor, daß er gestorben sei. Obgleich so gut wie jeder andere zum Glück geboren, hat er doch kein Glück genossen. Er wendet sich an die Ewigkeit, die Richterin aller menschlichen Dinge, und fordert von ihr eine gerechte Vergeltung, einen Ersatz für die irdischen Freuden, die er im Hinblick

Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder,
Mir hat er abgeblüht.

Der stille Gott — o weinet, meine Brüder! —
Der stille Gott taucht meine Fackel nieder,¹
Und die Erscheinung² flieht.

10

Da steh' ich schon auf deiner finstern Brücke,
Furchtbare Ewigkeit.
Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke!
Ich bring' ihn unerbrochen dir zurücke,
Ich weiß nichts von Glückseligkeit.

15

Vor deinem Thron erheb' ich meine Klage,
Verhüllte Richterin.
Auf jenem Stern³ ging eine frohe Sage,
Du thronest hier mit des Gerichtes Wage
Und nennest dich Vergelterin.

20

Hier, spricht man, warten Schrecken auf den Bösen
Und Freuden auf den Redlichen.
Des Herzens Krümmen werdest du entblößen,⁴
Der Vorsicht Rätsel werdest du mir lösen
Und Rechnung halten mit dem Leidenden.

25

Hier öffne sich die Heimat dem Verbannten,
Hier endige des Dulders Dornenbahn.
Ein Götterkind, das sie mir Wahrheit nannten,
Die meisten flohen, wenige nur kannten,
Hielt meines Lebens raschen Bügel an:

30

„Ich zähle dir in einem andern Leben,
Gib deine Jugend mir!
Nichts kann ich dir als diese Weisung⁵ geben.“

auf sie geopfert habe. Aber er erhält die Antwort, daß es einen Erfolg für irdische Freuden in der Ewigkeit nicht gebe, daß vielmehr in dem Hoffen und Glauben das Glück seines Lebens gelegen habe, daß in der Gesinnung und in dem Thun des Menschen selbst schon das erwartete Gericht liege.

¹ Vgl. S. 150, Anm. 2.

² Das kurze irdische Leben.

³ Der Erbe.

⁴ Auch die geheimsten Gedanken, die verborgenen Winkel des Herzens werdest du enthüllen.

⁵ Anweisung, nachher (Vers 45) „Schein“ genannt.

35 Ich nahm die Weisung auf das andre Leben,
Und meiner Jugend Freuden gab ich ihr.

„Gib mir das Weib, so teuer deinem Herzen,
Gib deine Laura mir!
Jenseits der Gräber wuchern¹ deine Schmerzen.“
Ich riß sie blutend aus dem wunden Herzen
40 Und weinte laut und gab sie ihr.

„Die Schuldverschreibung lautet an die Toten“,
Hohnlächelte die Welt;
„Die Lügnerin, gedungen von Despoten,
Hat für die Wahrheit Schatten dir geboten,²
45 Du bist nicht mehr, wenn dieser Schein verfällt.“

Frech witzelte das Schlangenheer der Spötter:
„Vor einem Wahnsinn, den nur Verjährung weiht,
Erzitterst du? Was sollen deine Götter,
Des kranken Weltplans schlau erdachte Retter,
50 Die Menschenwitz des Menschen Notdurft leih?³“

„Was heißt die Zukunft, die uns Gräber decken?
Die Ewigkeit, mit der du eitel prangst?
Ehrwürdig nur, weil Hüllen sie verstecken,
Der Riesenschatten unsrer eignen Schrecken
55 Im hohlen Spiegel der Gewissensangst.⁴“

„Ein Lügengesicht lebendiger Gestalten,
Die Mumie der Zeit,
Vom Balsamgeist der Hoffnung in den kalten
Behausungen des Grabes hingehalten,
60 Das nennt dein Fieberwahn Unsterblichkeit?⁵“

¹ Tragen reiche Binsen.

² Die Religion, die sich für die Wahrheit ausspielt, ist eine Lügnerin im Dienste der Herrschaft.

³ Der „Weltplan“ ist „krank“, b. h. die Welt ist höchst unvollkommen, indem der Gute oft unglücklich, der Böse glücklich ist. Um diesen Weltplan zu „retten“ und dem Bedürfnis des Menschen (seiner „Notdurft“) nach Gerechtigkeit zu genügen, hat seine Klugheit („Witz“) den Begriff Gottes und einer Ausgleichung im Jenseits „schlau erdacht“.

⁴ Die Furcht vor dem Jenseits ist eine Erfindung des bösen Gewissens, welches wie ein Hohlspiegel das Bild riesig vergrößert zurückwirft.

⁵ Unsere Lebenszeit ist mit dem Tode bahn; sie wird aber künstlich zu trüglichem Leben erhalten durch die Hoffnung, wie eine Mumie durch Einbalsamieren vor Verwesung geschützt wird.

„Für Hoffnungen — Verwesung straft sie Lügen —
Gabst du gewisse Güter hin?
Sechstausend Jahre hat der Tod geschwiegen,
Kam je ein Leichnam aus der Gruft gestiegen,
Der Meldung that von der Bergelterin?“ —

65

Ich sah die Zeit nach deinen¹ Ufern fliegen,
Die blühende Natur
Blieb hinter ihr, ein welker Leichnam, liegen.
Kein Toter kam aus seiner Gruft gestiegen,
Und fest vertraut' ich auf den Götterschwur.

70

All meine Freuden hab' ich dir geschlachtet,
Jetzt werf' ich mich vor deinen Richterthron.
Der Menge Spott hab' ich beherzt verachtet,
Nur deine² Güter hab' ich groß geachtet,
Bergelterin, ich sodre meinen Lohn.³

75

„Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder!“
Rief unsichtbar ein Genius.
„Zwei Blumen“, rief er, „hört es, Menschenkinder,
Zwei Blumen blühen für den weisen Finder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß.

80

„Wer dieser Blumen eine brach, begehre
Die andre Schwester nicht!

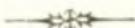
¹ Die Ewigkeit ist auch hier angeredet: nach ihren Ufern fliegt die Zeit, sie strebt zur Ewigkeit (vgl. Gedicht 6, 57 ff.).

² Das Ewige, Geistige.

³ Durch das ungeistige Dachen des Menschen auf den Lohn für seine Entzagung wird die Antwort des Genius vorbereitet: einen Ersatz für irdische Freuden gibt es in der Ewigkeit nicht. Ein Verzicht in dieser Hoffnung ist kein Verzicht, ist fittlich wertlos. Wer Gott zuruft: „Ich sodre meinen Lohn!“ hat seinen Lohn bahn. Die wahre, ernste, tief fittliche Resignation kennt solche selbstsüchtige Berechnung nicht. Es steht hiernach der Mensch vor der „bangen Wahl“, „zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden“ (Gedicht 61), aber er soll nicht zum finstlichen Genuss aufgerufen werden, sondern der Sinn ist gerade der, daß der Glaube seinen Lohn in sich trage, ja daß er eine bessere, menschenwürdigere Befriedigung gewähre als „des Genusses wandelbare Freuden“ (Ged. 61). Denn der Genius sagt: „Genieße, wer nicht glauben kann!“ Er erkennt also nur bei der Unfähigkeit, für ideale Güter zu leben, den Genuss als das an, was solchen Menschen allein bleibt. „Wer glauben kann“, d. h. wer jene Fähigkeit besitzt, an den ergeht die Mahnung: „Entbehre!“ d. h. gib dich dem Genuss nicht unterthan. Eine übermenschliche Askese ist damit keineswegs bezeichnet, aber es ist natürlich, daß diese reine Entzagung dem Menschen, der noch soeben in jener selbstsüchtigen Bergelungsslehre gefangen war, als hart und trostlos erscheint, und daburch erklärt sich der schmerzliche Ton unseres Gedichtes.

85 Genieße, wer nicht glauben kann! Die Lehre
Ist ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre!
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.¹

90 „Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen,
Dein Glaube war dein zugewog'nes Glück.
Du konntest deine Weisen fragen:
Was man von der Minute ausgeschlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück.“



29. An die Freude.²

1785.

5

Freude, schöner Götterfunken,
Dochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligtum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng geteilt:
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.

Chor.

10

Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

¹ „Weltgeschichte“ ist Prädikat, „Weltgericht“ Subjekt; nicht der Begriff der Geschichte soll näher bestimmt werden, sondern der des Gerichts. — „Weltgeschichte“, hier nicht, wie sonst, der Zusammenhang der großen Völkergeschide, sondern einfach alles, was geschieht, auch die Erlebnisse des eigenen Herzens, die den Menschen begeistern oder bedrücken, so daß er sein Schicksal und seinen Richter in sich trägt.

² Der Dichter ist in geselligem Kreise mit frohen, hochgestimmten Freunden beim Weine vereint und preist die Macht der Freude. Zuerst redet er die Freude selbst an, wie eine Göttin, in deren Tempel er mit den Freunden eingetreten ist. — B. 13—24 ruft er alles, was liebt, zur Teilnahme an dieser Feier der Freude auf. — B. 25—60 geben die Wirkung und Macht der Freude an: sie regt sich in allen belebten Wesen vom Wurm bis zum Engel, sie ist selbst in der unbeseelten Natur die treibende Kraft, und sie feuert den Menschen in seinem Streben nach Wahrheit und Tugend, gibt ihm sogar Kraft, den Tod zu überwinden. — B. 61—72: Die Freude

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
15
Ja, wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund!
20

Chor.

Was den großen Ring bewohnet,
Huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet.

Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur,
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenpur.
Küsse gab sie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod;
30
Wollust ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub steht vor Gott.

Chor.

Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahndest du den Schöpfer, Welt?
Such' ihn überm Sternenzelt!
Über Sternen muß er wohnen.
35

Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
40
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Nimmt zur Dankbarkeit gegen Gott für Gewährung solcher Bonne, daher zur Menschenliebe und Versöhnung mit allen Feinden. — B. 73—96: Die Freude veredelt und erhebt den Menschen, sie erfüllt uns mit den heiligsten Vorsägen.

Chor.

45 Froh, wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen!

50 Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an.
Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Tälders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn.

Chor.

55 Duldet mutig, Millionen!
Duldet für die bess're Welt!
Droben überm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.

60 Göttern kann man nicht vergelten,
Schön ist's, ihnen gleich zu sein.
Gram und Armut soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreun.
Groll und Rache sei vergessen,
Unserm Todfeind sei verziehn,
Keine Thräne soll ihn pressen,
Keine Neue nage ihn.

Chor.

65 Unser Schuldbuch sei vernichtet!
Ausgeföhnt die ganze Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet.

70 Freude sprudelt in Pokalen,
In der Traube goldnem Blut
Trinken Sanftmut Kannibalen,
Die Verzweiflung Heldenmut.

Brüder, fliegt von euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreist,
Laßt den Schaum zum Himmel spritzen:
Dieses Glas dem guten Geist!

80

Chor.

Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preist,
Dieses Glas dem guten Geist
Überm Sternenzelt dort oben!

Festen Mut in schwerem Leiden,
Hilfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschworenen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen,
Brüder, gält' es Gut und Blut,
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

85

Chor.

Schließt den heil'gen Birkel dichter,
Schwört bei diesem goldnen Wein,
Dem Gelübde treu zu sein,
Schwört es bei dem Sternenrichter!

95

30. Bittschrift.¹

1785.

Dumm ist mein Kopf und schwer wie Blei,
Die Tobaksdose ledig,
Mein Magen leer — der Himmel sei
Dem Trauerspiele gnädig!

¹ Die Veranlassung des Gedichtes wird so erzählt: Als Körner's einstmalß zu Tisch nach Pillnitz ausgebeten waren, wollte Schiller sie nicht begleiten, sondern lieber an seinem „Don Karlos“ arbeiten. Im Wohnhaus wurde gebaut, und Schiller begab sich deshalb in das Häuschen des Winzers nebenbei, wo auch die Waschküche war. Kaum hatte er sich hier in seine Arbeit vertieft, so wurde er durch das Klatschen der Wäsche und das Schwagen der Frauen gestört. Zum Unglück blieben Körner's wegen eines heftigen Gewitters die Nacht fort. Am andern Tage überreichte der Dichter dies Gedicht. (Vgl. Jonas, „Christian Gottfried Körner“, S. 48.)

5 Ich kraze mit dem Federkiel
Auf den gewalkten Lumpen;
Wer kann Empfindung und Gefühl
Aus hohlem Herzen pumpen?

10 Feu'r soll ich gießen aufs Papier
Mit angefror'neim Finger? —
O Phöbus! hastest du Geschmier',
So wärm' auch deine Sänger!

15 Die Wäsche klatscht vor meiner Thür,
Es scharrt die Küchenzofe,
Und mich — mich ruft das Flügeltier
Nach König Philipp's Hofe.

20 Ich steige mutig auf das Roß;
In wenigen Sekunden
Seh' ich Madrid, am Königsschloß
Hab' ich es angebunden.

25 Ich eile durch die Galerie
Und — siehe da! — belausche
Die junge Fürstin Eboli
In süßem Liebesrausche.

30 Jetzt sinkt sie an des Prinzen Brust
Mit wonnevolltem Schauer;
In ihren Augen Götterlust,
Doch in den seinen Trauer.

35 Schon ruft das schöne Weib: „Triumph!“
Schon hör' ich — Tod und Hölle!
Was hör' ich? — einen nassen Strumpf
Geworfen in die Welle.

40 Und weg ist Traum und Feerei!
Prinzessin, Gott befohlen!
Der Teufel soll die Dichterei
Beim Hemderwaschen holen.

Gegeben in unserm jammervollen Lager ohnweit dem Keller.

Friedrich Schiller,
Haus- und Wirtschafts-Dichter.

— XII —

31. An Körner.

(In dessen Exemplar der Anthologie.)

1785.

Ihr wartet nur für wenige gesungen,
Und wenige verstanden euch.
Heil euch! Ihr habt das schönste Band geschlungen,
Mein schönster Lorbeer ist durch euch errungen. —
Die Ewigkeit vergesse euch!

32. Die unüberwindliche Flotte.¹

Nach einem älteren Dichter.

1786.

Sie kommt — sie kommt, des Mittags stolze Flotte,
Das Weltmeer wimmert unter ihr,
Mit Kettenklang und einem neuen Gotte
Und tausend Donnern naht sie dir.
Ein schwimmend Heer furchtbarer Citadellen
(Der Ozean sah ihresgleichen nie,
Unüberwindlich nennt man sie),
Zieht sie einher auf den erschrocknen Wellen;
Den stolzen Namen weiht²
Der Schrecken, den sie um sich speit.

Mit majestatisch stillem Schritte
Trägt seine Last der zitternde Neptun;
Weltuntergang in ihrer Mitte,
Naht sie heran, und alle Stürme ruhn.

¹ Philipp II. von Spanien, darüber erbittert, daß Elisabeth von England die aufständischen Niederländer unterstützte hatte, rüstete die „Armada“ oder „unüberwindliche Flotte“ auf, durch die er als ihm vom Papste geschenkte England zu erobern gedachte. Ihr Untergang im August 1588 war vornehmlich eine Folge großer Stürme, doch auch der Klugheit und Umsicht des englischen Befehlshabers. Damit war Philipp's Macht für immer erschüttert und der Grund zu Englands Seeherrschaft gelegt.

² Heiligt, rechtfertigt.

15 Dir gegenüber steht sie da,
Glücksel'ge Insel — Herrscherin der Meere,
Dir drohen diese Gallionenheere,
Großherzige Britannia!
20 Weh' deinem freigebor'nen Volke!
Da steht sie, eine wetterschwangre Wolke.

Wer hat das hohe Kleinod dir errungen,
Das zu der Länder Fürstin dich gemacht?
Hast du nicht selbst, von stolzen Königen gezwungen,
Der Reichsgesetze weisestes erdacht?
25 Das große Blatt¹, das deine Könige zu Bürgern,
Zu Fürsten deine Bürger macht?
Der Segel stolze Obermacht,
Hast du sie nicht von Millionen Würgern
Erstritten in der Wasserschlacht?
30 Wem dankst du sie — errötet, Völker dieser Erde! —
Wem sonst, als deinem Geist und deinem Schwerte?

Unglückliche — blick' hin auf diese feuerwerfenden
Kolosse,
Blick' hin und ahnde deines Ruhmes Fall!
Bang' schaut auf dich der Erdenball,
35 Und aller freien Männer Herzen schlagen,
Und alle gute, schöne Seelen klagen
Teilnehmend deines Ruhmes Fall.

Gott, der Allmächt'ge, sah herab,
Sah deines Feindes stolze Löwenflaggen² wehen,
40 Sah drohend offen dein gewisses Grab.
„Soll“, sprach er, „soll mein Albion vergehen,
Erlöschen meiner Helden Stamm,
Der Unterdrückung letzter Felsendamm
45 Zusammenstürzen, die Thronenwehre
vernichtet sein von dieser Hemisphäre?“

¹ Die Magna Charta, das Staatsgrundgesetz, welches die Engländer 1215 dem König Johann abnötigten, und welches als die Grundlage der englischen Verfassung gilt.

² Spanien, aus Leon und Kastilien vereinigt, führte einen Löwen und einen Turm (castel) im Wappen.

„Nie“, rief er, „soll der Freiheit Paradies,
Der Menschenwürde starker Schirm verschwinden!“
Gott, der Allmächt'ge, blies,
Und die Armada flog nach allen Winden.*



33. Die Götter Griechenlands.¹

1788.

Da ihr noch die schöne Welt regieret
An der Freude leichtem Gängelband,
Selige Geschlechter noch geführet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch befränzte,
Venus Amathusia²!

Da der Dichtung zauberische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand —
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur,
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,

* Die zwei letzten Verse sind eine Anspielung auf die Medaille, welche Elisabeth zum Andenken ihres Sieges schlagen ließ. Es wird auf derselben eine Flotte dargestellt, welche im Sturm untergeht, mit der bescheidenen Inschrift: „Afflavit Deus et dissipati sunt.“

¹ Schwungvoller Ausdruck der Begeisterung, in die den Dichter die Welt des Griechentums versetzte. Zum ersten Male hatte er sich in die griechische Dichtung versenkt, und betroffen von der ungeahnten Schönheit, die sich ihm hier aufthat, spricht er sein Entzücken lebhaft aus. Sein nach Schönheit bürstender Geist fühlt sich auß tiefste angezogen von der phantasievollen Natur- und Weltauffassung, die ihm hier begegnet, während ihm die wissenschaftlich reiferen religiösen Vorstellungen der neuen Zeit, als bloß verstandesmäßig, daneben nüchtern und gemütslos vorkommen, die Welt ihm „entgöttert“ scheint.

² So genannt nach Amathus, Stadt auf Cypern.

Lenkte damals seinen goldnen Wagen
20 Helios in stiller Majestät.
Diese Höhen füllten Dreden,
Eine Dryas lebt' in jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Naiaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

25 Jener Lorbeer wand sich einst um Hilse¹,
Tantals Tochter² schweigt in diesem Stein,
Syrinx' Klage tönt aus jenem Schilfe³,
Philomelas Schmerz aus diesem Hain⁴;
Jener Bach empfing Demeters Zähre,
30 Die sie um Persephonē geweint,
Und von diesem Hügel rief Cythere⁵,
Ach, umsonst! dem schönen Freund.

35 Zu Deukalions Geschlechte⁶ stiegen
Damals noch die himmlischen herab;
Pyrrhas schöne Töchter zu besiegen,
Nahm der Leto Sohn⁷ den Hirtenstab.
Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
40 Knüpfte Amor einen schönen Bund,
Sterbliche mit Göttern und Heroen
Huldigten in Amathunt.

Finstrer Ernst und trauriges Entzagen
Var aus eurem heitern Dienst verbannt;
Glücklich sollten alle Herzen schlagen,
Denn euch war der Glückliche verwandt.

¹ Daphne, von Apollo verfolgt, wurde auf ihr Flehen in einen Lorbeerbaum verwandelt.

² Niobe, deren Klagen um den Verlust ihrer Kinder erst schwiegen, als sie zum Felsen wurde.

³ Syring, die vor dem Hirten Gott Pan floh, wurde in ein Schilfrohr verwandelt.

⁴ Philomela, die unablässig über den selbstverschuldeten Tod ihres Sohnes klage, wurde in eine Nachtigall verwandelt.

⁵ Das Beinwort der Aphrodite heißt eigentlich Cytherea, Cythere dagegen die Insel, wo sie verehrt wurde. Der „schöne Freund“ ist Adonis, der auf der Jagd durch einen Eber getötet wurde.

⁶ D. h. zu den Menschen; vgl. S. 29, Anm. 2.

⁷ Apollo.

Damals war nichts heilig als das Schöne,
Keiner Freude schämte sich der Gott,
Wo die leufch errötende Kämone,
Wo die Grazie gebot.

Eure Tempel lachten gleich Palästen,
Euch verherrlichte das Heldenpiel
An des Isthmus kronenreichen Festen,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geschlung'ne, seelenvolle Tänze
Kreisten um den prangenden Altar,
Eure Schläfe schmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Das Ewoe¹ muntrer Thyrusschwinger
Und der Panther prächtiges Gespann
Meldeten den großen Freudebringer,
Faun und Satyr taumeln ihm voran;
Um ihn springen rasende Mänaden,
Ihre Tänze loben seinen Wein,
Und des Wirtes braune Wangen laden
Lustig zu dem Becher ein.

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel senkt' ein Genius.²
Selbst des Orkus strenge Richterwage
Hielt der Enkel einer Sterblichen³,
Und des Thrakers⁴ seelenvolle Klage
Rührte die Grinnen.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elysien's Hainen wieder an,
Treue Liebe fand den treuen Gatten
Und der Wagenlenker seine Bahn;

¹ Griech. εὐοή, der Jubelruf der Bacchanten, welche den mit Epheu und Weinlaub umwundenen Thyrussstab schwangen und dem von Panthern gezogenen Wagen des Bacchus voranliefen.

² Vgl. S. 150, Anm. 2.

³ Die drei Totenrichter Minos, Aulos, Rhadamanthys waren Sterbliche gewesen.

⁴ Orpheus. Vgl. S. 32, Anm. 2.

Linus¹ Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Alcestens Arme sinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Orestes wieder,
Seine Pfeile Philoktet.

80 Höh're Preise stärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn,
Großer Thaten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan;
85 Vor dem Wiederfoderer der Toten²
Neigte sich der Götter stille Schar;
Durch die Fluten leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwilling spaar.³

90 Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde.
95 Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick,
Ach, von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

100 Alle jene Blüten sind gefallen
Von des Nordes schauerlichem Wehn;
Einen zu bereichern unter allen,
Mußte diese Götterwelt vergehn.
Traurig such' ich an dem Sternenbogen,
105 Dich, Selene, find' ich dort nicht mehr,
Durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,
Ach, sie widerhallen leer!

110 Unbewußt der Freuden, die sie schenket,
Nie entzückt von ihrer Herrlichkeit,
Nie gewahr des Geistes, der sie lenket,
Sel'ger nie durch meine Seligkeit,
Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem toten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesez der Schwere,
Die entgötterte Natur.

¹ Ein Sänger der ältesten Vorzeit, der in jugendlichem Alter starb.

² Herakles, welcher Alceste dem Tode abgerungen hatte.

³ Kastor und Pollux.

Morgen wieder neu sich zu entbinden,
Wühlt sie heute sich ihr eignes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von selbst die Monde auf und ab.
Müßig kehrten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die, entwachsen ihrem Gängelbande,
Sich durch eignes Schweben hält.

115

Ja, sie kehrten heim, und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entseelte Wort.
Aus der Zeitflut weggerissen, schweben
Sie gerettet auf des Pindus Höhn:
Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn.

120

125

34. Einer jungen Freundin¹ ins Stammbuch.

1788.

Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen
Umhüpfst, so, Freundin, spielt um dich die Welt.
Doch so, wie sie sich malt in deinem Herzen,
In deiner Seele schönen Spiegel fällt,
So ist sie nicht. Die stillen Huldigungen,
Die deines Herzens Adel dir errungen,
Die Wunder, die du selbst gethan,
Die Reize, die dein Dasein ihm gegeben,
Die rechnest du für Reize diesem Leben,
Für schöne Menschlichkeit uns an.

5

Dem holden Zauber nie entweichter Jugend,
Dem Talisman der Unschuld und der Tugend,
Den will ich fehn, der diesem trozen kann.

10

¹ Gemeint ist Charlotte von Lengefeld. — Die Welt, sagt der Dichter, ist nicht so schön, wie sie dir erscheint, wenn sie sich in deinem schönen Herzen abspiegelt. Er warnt die Geliebte, daß, was ihr der Zauber ihrer Anmut und Unschuld errungen habe, näher zu prüfen, da sonst auf den „lieblichen Betrug“ ein „trauriges Erwachen“ folgen werde, so wie die Blumen, solange sie im Beete stehen, das Auge erfreuen, aber, sobald man sie pflückt, welken und sterben.

15 Froh taumelst du im süßen Überzählen
 Der Blumen, die um deine Pfade blühn,
 Der Glücklichen, die du gemacht, der Seelen,
 Die du gewonnen hast, dahin.
 Sei glücklich in dem lieblichen Betruge,
 Nie stürze von des Traumes stolzem Fluge
 20 Ein trauriges Erwachen dich herab!
 Den Blumen gleich, die deine Beete schmücken,
 So pflanze sie¹ — nur den entfernten² Blicken;
 Betrachte sie, doch pflücke sie nicht ab!
 Geschaffen, nur die Augen zu vergnügen,
 25 Welt werden sie zu deinen Füßen liegen,
 Je näher dir, je näher ihrem Grab.



35. Die berühmte Frau.

Epistel eines Ehemanns an einen andern.

1788.

5 **B**ellagen soll ich dich? Mit Thränen bitterer Neue
 Wird Hymens Band von dir verflucht?
 Warum? weil deine Ungetreue
 In eines andern Armen sucht,
 Was ihr die deinigen versagen?
 10 Freund, höre fremde Leiden an
 Und lerne deine leichter tragen!

Dich schmerzt, daß sich in deine Rechte
 Ein zweiter teilt? — Beneidenswerter Mann!
 15 Mein Weib gehört dem ganzen menschlichen Geschlechte.
 Vom Welt bis an der Mosel Strand,
 Bis an die Apenninenwand,
 Bis in die Vaterstadt der Moden³
 Wird sie in allen Buden feilgeboten,
 20 Muß sie auf Diligencen, Paketbooten⁴,

¹ Die „Blumen, die um deine Pfade blühn“. Diese kann sie allerdings eigentlich nicht mehr „pflanzen“, man muß also etwa verstehen: fahre fort, sie zu pflanzen, und läß sie ungepflückt wachsen.

² Bezeichnet nicht eine weite Entfernung der Betrachtung, sondern der Blick ist an sich, dem Abstand gegenüber, stets das Entferntere.

³ Paris.

⁴ Sie bildet vielfach den Gegenstand des Gesprächs für das reisende Publikum.

Von jedem Schulzuchs, jedem Hesen
Kunstrichterlich sich mustern lassen,
Muß sie der Brille des Philisters stehn
Und wie's ein schmuk'ger Aristarch¹ befohlen,
Auf Blumen oder heißen Kohlen
Zum Ehrentempel oder Pranger gehn.
Ein Leipziger — daß Gott ihn strafen wollte! —
Nimmt topographisch sie wie eine Festung auf
Und bietet Gegenden dem Publikum zum Kauf,
Wovon ich billig doch allein nur sprechen sollte².

20

25

Dein Weib — Dank den kanonischen Gesetzen! —
Weiß deiner Gattin Titel doch zu schäzen.
Sie weiß warum? und thut sehr wohl daran.
Mich kennt man nur als Ninons³ Mann.
Du fragst, daß im Parterr' und an den Pharotischen,
Erscheinst du, alle Zungen zischen?
O Mann des Glücks! Wer einmal das von sich
Zu rühmen hätte! — Mich, Herr Bruder, mich,
Beschert mir endlich eine Molkenkur
Das rare Glück — den Platz an ihrer Linken,
Mich merkt kein Aug', und alle Blicke winken
Auf meine stolze Hälfte nur.

30

35

Raum ist der Morgen grau,
So kracht die Treppe schon von blau und gelben Röcken,
Mit Briefen, Ballen, unfrankierten Päcken,
Signiert: „An die berühmte Frau.“
Sie schlägt so süß! — Doch darf ich sie nicht schonen.
„Die Zeitungen, Madam, aus Jena und Berlin!“⁴
Rasch öffnet sich das Aug' der holden Schläferin,
Ihr erster Blick fällt auf Rezensionen.
Das schöne, blaue Auge — mir
Nicht einen Blick! — durchirrt ein elendes Papier,

40

45

¹ Aristarch (um 250 v. Chr.), der berühmte alexandrinische Kritiker, hier als Bezeichnung eines gemeinen Rezensenten.

² Ihr Bild wird von einem Leipziger Verleger ihren Schriften beigegeben.

³ Ninon de Lenclos (1616—1706), die geistreiche Geliebte Michelieus, hier als Bezeichnung einer berühmten und bewunderten Frau.

⁴ Die „Ninische Allgemeine Litteraturzeitung“ und Nicolais „Allgemeine Deutsche Bibliothek“.

(Laut hört man in der Kinderstube weinen)
Sie legt es endlich weg und fragt nach ihren Kleinen.

50 Die Toilette wartet schon,
Doch halbe Blicke nur beglücken ihren Spiegel.
Ein mürrisch, ungeduldig Drohn
Gibt der erschrocknen Rose Flügel.
Von ihrem Pultisch sind die Grazien entflohn,
55 Und an der Stelle holder Amorinen
Sieht man Grinnen den Lodenbau bedienen.

Karaffen rasseln jetzt heran,
Und Mietlakaien springen von den Tritten,
Dem düstenden Abbé, dem Reichsbaron, dem Britten,
60 Der — nur nichts Deutsches lesen kann,
Großing¹ und Kompanie, dem 3^{**} Wundermann²
Gehör bei der Berühmten zu erbitten.
Ein Ding, das demutsvoll sich in die Ecke drückt
Und Eh'mann heißtt, wird vornehm angeblickt.
65 Hier darf ihr — wird dein Haussfreund so viel wagen? —
Der dümmste Tat, der ärmste Wicht,
Wie sehr er sie bewund're, sagen —
Und darf's vor meinem Angesicht!
Ich steh' dabei, und, will ich artig heißen,
70 Muß ich ihn bitten, mitzuspeisen.

Bei Tafel, Freund, beginnt erst meine Not,
Da geht es über meine Flaschen!
Mit Weinen von Burgund, die mir der Arzt verbot,
Muß ich die Kehlen ihrer Lober waschen.
75 Mein schwer verdienter Bissen Brot
Wird hungriger Schmarotzer Beute;
O diese leidige, vermaledeite
Unsterblichkeit ist meines Nierensteiners Tod!
Den Wurm an alle Finger, welche drücken!
80 Was, meinst du, sei mein Dank? Ein Achselzucken,

¹ Franz Rudolf von Großing aus Ungarn, ein berüchtigter Schwindler, der sein Wesen abwechselnd in Wien, Leipzig, Halle, Berlin trieb; er gab 1784—1787 eine ganze Reihe Zeitschriften für Damen heraus („Damenjournal“, „Flora“, „Monatsschrift für Damen“, „Rosenblatt“ u. a.). Endlich wurde er wegen Betrugs festgenommen (zufällig gerade im Jahre unseres Gedichts, 1788) und hat in Österreich lange im Gefängnis gesessen.

² Lavater, der seit 1786 erster Pfarrer an der Peterskirche in Zürich war.

Ein Mienenspiel, ein ungeschliffenes Beklagen —
Errätst du's nicht? O, ich versteh's genau!
Daz diesen Brillant¹ von einer Frau
Ein solcher Pavian davongetragen.

Der Frühling kommt. Auf Wiesen und auf Feldern 85
Streut die Natur den bunten Teppich hin,
Die Blumen kleiden sich in angenehmes Grün,
Die Lerche singt, es lebt in allen Wäldern.
Ihr ist der Frühling wonneleer.

Die Sängerin der süßesten Gefühle, 90
Der schöne Hain, der Zeuge unsrer Spiele,
Sagt ihrem Herzen jetzt nichts mehr.
Die Nachtigallen haben nicht gelesen,
Die Lilien bewundern nicht.

Der allgemeine Jubelruf der Wesen 95
Begeistert sie — zu einem Sinngedicht.

Doch nein! Die Fahrzeit ist so schön — zum Reisen,
Wie drängend voll mag's jetzt in Pyrmont sein!

Auch hört man überall das Karlsbad preisen.
Husch ist sie dort — in jenem bunten Reih'n, 100
Wo Ordensbänder und Doktorenfragen,
Celebritäten aller Art,

Vertraulich, wie in Charons Kahn, gepaart,
Zur Schau sich geben und zu Märkte tragen;
Wo, eingeschickt von fernen Meilen, 105
Zerriss'ne Tugenden von ihren Wunden heilen,
Dort, Freund — o lerne dein Verhängnis preisen! —
Dort wandelt meine Frau und lässt mir sieben Waisen.

O meiner Liebe erstes Flitterjahr!
Wie schnell — ach, wie so schnell bist du entflohen! 110
Ein Weib, wie keines ist und keines war,
Mir von des Reizes Göttinnen erzogen,
Mit hellem Geist, mit aufgethanem Sinn
Und weichen, leicht beweglichen Gefühlen —
So sah ich sie, die Herzensfesslerin, 115
Gleich einem Maitag mir zur Seite spielen;

¹ Dreisilbig, wie derartige Wörter bei Schiller in dieser Zeit stets.

- Das süße Wort: „Ich liebe dich!“
 Sprach aus dem holden Augenpaare;
 So führt' ich sie zum Traualtare,
 120 O, wer war glücklicher als ich?
 Ein Blütenfeld beneidenswerter Jahre
 Sah lachend mich aus diesem Spiegel an;
 Mein Himmel war mir aufgethan.
 Schon sah ich schöne Kinder um mich scherzen,
 125 In ihrem Kreis die Schönste sie,
 Die Glücklichste von allen sie
 Und mein durch Seelenharmonie,
 Durch ewig festen Bund der Herzen.
 Und nun erscheint — o mög' ihn Gott verdammen! —
 130 Ein großer Mann — ein schöner Geist.
 Der große Mann thut eine That — und reißt
 Mein Kartenhaus von Himmelreich zusammen!
- Wen hab' ich nun? — Beweinenswerter Tausch!
 Erwacht aus diesem Wonneraufsch,
 135 Was ist von diesem Engel mir geblieben?
 Ein starker Geist in einem zarten Leib,
 Ein Zwitter zwischen Mann und Weib,
 Gleich ungeschickt zum Herrschen und zum Lieben;
 Ein Kind mit eines Riesen Waffen,
 140 Ein Mittelding von Weisen und von Affen!
 Um kümmerlich dem stärkern nachzukriechen,
 Dem schöneren Geschlecht entflohn,
 Herabgestürzt von einem Thron,
 Des Reizes heiligen Mysterien entwichen,
 145 Aus Cythereas goldnem Buch* gestrichen
 Für — einer Zeitung Gnadenlohn.



* Goldenes Buch, so wird in einigen italienischen Republiken das Verzeichnis genannt, in welchem die adeligen Familien eingeschrieben stehen.

36. Die Künstler.¹

1789.

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige²
 Stehst du an des Jahrhunderts Neige
 In edler stolzer Männlichkeit,
 Mit aufgeschloß'nem Sinn, mit Geistesfülle,
 Voll milden Ernstes, in thatenreicher Stille⁴,
 Der reifste Sohn der Zeit,
 Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
 Durch Sanftmut groß und reich durch Schäke,
 Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg,
 Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
 Die deine Kraft in tausend Kämpfen übt
 Und prangend unter dir aus der Verwild'rung stieg!

Berauscht von dem errung'nen Sieg,
 Verlerne nicht, die Hand zu preisen,
 Die an des Lebens ödem Strand
 Den weinenden, verlass'nen Waisen,
 Des wilden Zufalls Beute, fand⁵,
 Die frühe schon der künft'gen Geisterwürde
 Dein junges Herz im stillen zugekehrt

¹ Das Gedicht beruht auf zwei Grundgedanken: 1) einem allgemeinen oder philosophischen: Schönheit ist anschaulich dargestellte Wahrheit (Vers 64 f.); 2) einem geschichtlichen: alle geistige Kultur ist vom Schönheitsgefühl ausgegangen, und das Ziel des Kulturweges ist wiederum die höchste Vollendung der Kunst (393 ff.). — 1) Die gegenwärtige Kulturhöhe verdankt der Mensch der Kunst (Vers 1—33). Die Schönheit erzog den Menschen zur Wahrheit, sittlich und wissenschaftlich (34—53), sie ist selbst die verhüllte Wahrheit und nur so dem Menschen zugänglich (54—90). — 2) Der geschichtliche Teil stellt, vom Altertum ausgehend, zuerst Entstehung und Entwicklung der Kunst dar (103—164), dann ihre Wirkung auf den Geist, und zwar auf Sittlichkeit (165—209) und Erkenntnis (210—253), endlich die Vollendung zu harmonischer Weltanschauung (254—315); er führt dann durchs Mittelalter zur Neuzeit (329—382) und schließt mit einem Ausblick in die Zukunft, der wieder auf den ersten Teil zurückweist: je höher die Kunst steigt, desto klarer wird sich die Schönheit als die Wahrheit zeigen, nach der der Mensch erkennend und handelnd strebt (383—432); dann hat sich Cypria als Urania enthüllt (433—442, vgl. 54 ff.). — Die Künstler aber sollen nur nach der Schönheit streben, die dann von selbst mit der Wahrheit zusammenfallen wird (458—481).

² Als Zeichen des erfochtener Sieges.

³ Die folgenden Verse heben die für das Zeitalter der Aufklärung und Humanität bedeutsamsten Vorzüge hervor.

⁴ Die Großthaten der Wissenschaft und Kunst werden in der Stille vollbracht.

⁵ Diese Vorstellung wird besonders in V. 66—77 ausgeführt.

20 Und die befleckende Begierde
 Von deinem zarten Busen abgewehrt,
 Die Gütige, die deine Jugend
 In hohen Pflichten spielend unterwies
 Und das Geheimnis der erhab'nen Tugend

25 In leichten Rätseln dich erraten ließ,
 Die, reifer nur ihn wieder zu empfangen,
 In fremde Arme¹ ihren Liebling gab..
 O fasse nicht mit ausgeartetem Verlangen
 Zu ihren niedern Dienerinnen ab!

30 Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
 In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
 Dein Wissen teilst du mit vorgezog'nen Geistern,
 Die Kunst, o Mensch, hast du allein.²

Nur durch das Morgenthor des Schönen
 35 Drangst du in der Erkenntnis Land.³

In höhern Glanz sich zu gewöhnen,
 Übt sich am Reize der Verstand.
 Was bei dem Saitenklang der Musen
 Mit süßem Beben dich durchdrang,
 40 Erzog die Kraft in deinem Busen,
 Die sich dereinst⁴ zum Weltgeist schwang.

Was erst, nachdem Jahrtausende verslossen,
 Die alternde Vernunft erfand,
 Lag im Symbol des Schönen und des Großen
 45 Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand.⁵
 Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,
 Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
 Eh' noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
 Das matte Blüten langsam treibt.

¹ Diese „fremden Arme“ heißen nachher (B. 29) die „niedern Dienerinnen“ der Kunst, und der Dichter nennt drei der hiermit gemeinten menschlichen Eigenschaften: Fleiß, Geschicklichkeit und Wissen.

² Wenn Schönheit, was der philosophische Grundgedanke des ganzen Gedichtes ist, anschaulich dargestellte Wahrheit ist, so gehört zu ihrer Auffassung eine sinnlich-geistige Organisation, wie sie beim Menschen, und ihm allein, eigentümlich ist.

³ Im Lande der Erkenntnis ist heller Tag; die Schönheit, das Thor, durch das wir eintreten, ist demnach zugleich der Morgen dieses Tages. Diese Morgenröte gewöhnt unser Auge an das blendende Licht der Wahrheit.

⁴ Dann später.

⁵ Die Wahrheit war durch das Schöne symbolisch ausgedrückt.

Gh' vor des Denkers Geist der kühne
Begriff des ew'gen Raumes stand,
Wer sah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahndend schon empfand?

50

Die, eine Glorie von Orionen
Ums Angesicht, in hehrer Majestät,
Nur angeschaut von reineren Dämonen,
Verzehrend¹ über Sternen geht,
Geflohn auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania²,
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht sie — als Schönheit vor uns da.
Der Anmut Gürtel umgewunden,
Wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehn.
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn.

55

60

65

Als der Erschaffende von seinem Angesichte
Den Menschen in die Sterblichkeit verwies
Und eine späte Wiederkehr zum Lichte
Auf schwerem Sinnenpfad ihn finden hieß,
Als alle Himmelschen ihr Antliz von ihm wandten,
Schloß sie, die Menschliche, allein
Mit dem verlassenen Verbannten
Großmütig in die Sterblichkeit sich ein.
Hier schwebt sie, mit gesenktem Fluge,
Um ihren Liebling, nah am Sinnenland,
Und malt mit lieblichem Betruge
Elysium auf seine Kerkerwand.

70

75

75

Als in den weichen Armen dieser Amme
Die zarte Menschheit noch geruht,
Da schürte heil'ge Mordsucht keine Flamme,
Da rauchte kein unschuldig Blut.³

80

¹ Alles, was sich ihr naht, verzehrend, daher unnahbar.

² D. h. die Himmelsche. In der Gestalt der Venus wird die Göttin der irdischen, finnlichen Liebe von der einer reinen himmelschen unterschieben, die „Venus Urania“ heißt. Schiller faßt die erstere (die er V. 433 Cypria nennt) als Personifikation der Schönheit, die andere als die der Wahrheit.

³ Die Beziehung auf Inquisition und Glaubensgerichte ist hier etwas fremdartig, da sonst in diesem ersten Teile des Gedichts Hindeutungen auf bestimmte Seiten mit Recht vermieben sind.

Das Herz, das sie an sanften Banden lenket,
 Verschmäht der Pflichten knechtisches Geleit;¹
 Ihr Lichtpfad, schöner nur geschlungen, senket
 85 Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit.²
 Die ihrem leuschen Dienste leben,
 Versucht kein nied'rer Trieb, bleicht³ kein Geschick:
 Wie unter heilige Gewalt gegeben,
 Empfangen sie das reine Geisterleben,
 90 Der Freiheit süßes Recht, zurück.

Glückelige, die sie — aus Millionen
 Die reinsten — ihrem Dienst geweiht,
 In deren Brust sie würdigte zu thronen,
 Durch deren Mund die Mächtige gebeut,
 95 Die sie auf ewig flammenden Altären
 Erkor, das heil'ge Feuer ihr zu nähren,
 Vor deren Aug' allein sie hüllenlos erscheint,
 Die sie in sanftem Bund um sich vereint!
 Freut euch der ehrenvollen Stufe,
 100 Worauf die hohe Ordnung euch gestellt:
 In die exhab'ne Geisterwelt
 Wart ihr der Menschheit erste Stufe!

Eh' ihr das Gleichmaß in die Welt gebracht,
 Dem alle Wesen freudig dienen⁴ —
 105 Ein unermess'ner Bau im schwarzen Flor der Nacht,
 Nächst um ihn⁵ her mit mattem Strahl beschienen,
 Ein streitendes Gestaltenheer,
 Die seinen⁶ Sinn in Sklavenbanden hielten⁸
 Und ungesellig rauh wie er,
 110 Mit tausend Kräften auf ihn zielten —

¹ Das Herz weist den Zwang der Pflicht von sich, weil es schon von selbst folgen will. (Dagegen Ged. 61, 108: er „verschmäht“ die Fessel des Gesetzes, weist sie von sich, weil er nicht folgen will.)

² Weibe Wege decken sich, fallen ineinander, ein Wild, mit dem es nicht recht übereinstimmt, daß der eine von ihnen „schöner geschlungen“ ist.

³ Macht erblassen, schrekt. Vgl. Ged. 61, 77.

⁴ Der Nachtag folgt unmittelbar mit den Worten „Ein unermess'ner Bau“, aber anakolutisch.

⁵ Bezieht sich auf den „Wilden“ (Vs. 111).

⁶ Dem Wilden erschienen die ihn umgebenden Naturkräfte, Donner, Blit, Sturm, Regen, als feindliche Mächte, als Dämonen.

So stand die Schöpfung vor dem Wilden.
 Durch der Begierde blinde Fessel nur¹
 An die Erscheinungen gebunden²,
 Entfloß ihm, ungenossen, unempfunden,
 Die schöne Seele der Natur.

115

Und wie sie fliehend jetzt vorüberfuhr,
 Ergriffet ihr die nachbarlichen Schatten³
 Mit zartem Sinn, mit stiller Hand,
 Und lerntet in harmon'schem Band
 Gesellig sie zusammengatten.⁴

120

Leichtschwebend fühlte sich der Blick
 Vom schlanken Wuchs der Beder aufgezogen,
 Gefällig strahlte der Kristall der Wogen
 Die hüpfende Gestalt zurück.

125

Wie kountet ihr des schönen Winks verfehlen⁵,
 Womit euch die Natur hilfreich entgegenkam?
 Die Kunst, den Schatten ihr nachahmend abzustehlen,
 Wies euch das Bild, das auf der Woge schwamm.

Von ihrem Wesen abgeschieden,
 Ihr eignes lieblches Phantom,
 Warf sie sich in den Silberstrom,
 Sich ihrem Räuber anzubieten.

130

Die schöne Bildkraft ward in eurem Busen wach.
 Zu edel schon, nicht müßig zu empfangen,
 Schußt ihr im Sand, im Thon den holden Schatten nach,
 Im Umriß ward sein Dasein aufgefangen.
 Lebendig regte sich des Wirkens süße Lust,
 Die erste Schöpfung trat aus eurer Brust.

135

Von der Betrachtung angehalten,
 Von eurem Späheraug' umstrickt,

140

¹ Kein Widerspruch zum Vorhergehenden, denn auch die Furcht geht aus dem Begehrn (nicht dem Betrachten) hervor.

² Zu ihnen in Beziehung stehend.

³ Die Gestalten, die euch nahe standen.

⁴ Diese Verse gehen noch nicht auf Nachbildung, welche erst B. 133 als etwas Neues erwähnt wird, sondern bedeuten nur: ihr standet den Erscheinungen nicht mehr feindlich und ungestüm gegenüber, sondern faßtet sie „still“, d. h. betrachten, zu einem freundlichen, harmonischenilde zusammen.

⁵ Wie hätten ihr verfehlen können.

Berrieten die vertraulichen Gestalten
 Den Talisman¹, wodurch sie euch entzückt.
 Die wunderwirkenden Gesetze,
 Des Reizes ausgeforschte Schäze,
 145 Verknüpfte der erfindende Verstand
 In leichtem Bunde in Werken eurer Hand.
 Der Obeliske stieg, die Pyramide,
 Die Herme stand, die Säule sprang empor,
 Des Waldes Melodie² floß aus dem Haberrohr,
 150 Und Siegesthaten lebten in dem Liede.

Die Auswahl einer Blumenflur,
 Mit weiser Wahl in einen Strauß³ gebunden,
 So trat die erste Kunst aus der Natur;
 Jetzt wurden Sträuße³ schon in einen Kranz³ gewunden,
 155 Und eine zweite, höh're Kunst erstand
 Aus Schöpfungen der Menschenhand.
 "Das Kind der Schönheit, sich allein genug,
 Vollendet schon aus eurer Hand gegangen,
 Verliert die Krone, die es trug,
 160 Sobald es Wirklichkeit empfangen.
 Die Säule muß, dem Gleichmaß unterthan,
 An ihre Schwestern nachbarlich sich schließen,
 Der Held im Heldenheer zerfleissen,
 Des Mäoniden⁵ Harfe stimmt voran.

¹ Das Gejeg der Schönheit; dasselbe sind nachher „die wunderwirkenden Gesetze“ und die „ausgeforschten“, d. h. nunmehr in ihrem Wesen erkannten „Schäze des Reizes“, die geheimnisvollen Ursachen des Wohlgefallens, also z. B. Gleichmaß, Gliederung, Entsprechung der Teile u. s. w.

² Der Gesang der Vögel, den die erste Musik nachahmte.

³ „Strauß“ und „Kranz“ sind natürlich nur Bilder des geschilderten Fortschrittes.

⁴ Zur Erklärung des Folgenden vgl. Schiller an Körner, 30. März 1789: „Jedes Kunstwerk ist ein Ganzes, und solange es den Künstler beschäftigt, ist es sein einziger Zweck; so zum Beispiel eine einzelne Säule, eine einzelne Statue, eine poetische Beschreibung. Wenn aber die Kunst weiter fortfähret, so verwandelt sie diese einzelne Gänze in Teile eines neuen und größern Ganzen, darum sage ich, sie habe ihre Krone verloren. Die Statue, die einzeln gleichsam geherrscht hat, gibt diesen Vorzug an den Tempel ab, den sie zierte, der Charakter eines Helden, an sich allein schon vollkommen, dient nur als subordiniertes Glied in der Iliade, die einzelne Säule dient der Symmetrie.“ Auffallend ist nur „Wirklichkeit empfangen“, da doch auch die einzelne Säule z. schon „vollendet aus der Hand“ des Künstlers gegangen war.

⁵ Beiname Homers.

Bald drängten sich die staunenden Barbaren
Zu diesen neuen Schöpfungen heran.
„Seht“, riefen die erfreuten Scharen,
„Seht an, das hat der Mensch gethan!“
In lustigen, geselligeren Paaren
Riß sie des Sängers Leier nach,
Der von Titanen sang und Riesen schlachten
Und Löwentretern, die, solang' der Sänger sprach,
Aus seinen Hörern Helden machten.
Zum ersten Mal genießt der Geist,
Erquict von ruhigeren Freuden,
Die aus der Ferne nur ihn weiden,
Die seine Gier nicht in sein Wesen reißt,
Die im Genusse nicht verschieden.

165

170

175

Jetzt wand sich von dem Sinnenschlaf
Die freie, schöne Seele los;
Durch euch entfesselt, sprang der Sklave
Der Sorge in der Freude Schuß.
Jetzt fiel der Tierheit dumpfe Schranke,
Und Menschheit² trat auf die entwölkte Stirn,
Und der erhab'ne Freindling, der Gedanke,
Sprang aus dem staunenden Gehirn.
Jetzt stand der Mensch³ und wies den Sternen
Das königliche Angesicht;
Schon dankte nach erhab'nen Fernen
Sein sprechend Aug' dem Sonnenlicht.
Das Lächeln blühte auf der Wange;
Der Stimme seelenvolles Spiel
Entfaltete sich zum Gesange;
Im feuchten Auge schwamm Gefühl,
Und Scherz mit Huld in anmutsvollem Bunde
Entquollen dem beseelten Munde.

180

185

190

195

¹ Im folgenden wird der Unterschied des sinnlichen und des ästhetischen Genusses geschildert. Der erstere will seinen Gegenstand „in sich reißen“ (s. Vers 112 die Schilderung des Wilden), der andre beruht, wie Kant sagt, auf einem „uninteressierten Wohlgefallen“.

² Menschlichkeit.

³ Die Bedeutung seiner aufrechten Haltung kam ihm jetzt erst zum Bewußtsein.

- Begraben¹ in des Wurmes Triebe,
 Um schlungen von des Sinnes Lust,
 Erkanntet ihr in seiner Brust
 200 Den edlen Keim der Geisterliebe.
 Daß von des Sinnes niederm Triebe
 Der Liebe bess'rer Keim sich schied,
 Dankt er dem ersten Hirtenlied.
 Geadelt zur Gedankenwürde,
 205 Floß die verschämtere Begierde
 Melodisch aus des Sängers Mund.
 Sanft glühten die betauten Wangne,
 Das überlebende Verlangen
 Verkündigte der Seelen Bund.²
- 210 ³Der Weisen Weisestes, der Milden Milde,
 Der Starken Kraft, der Edeln Grazie⁴
 Vermähltet ihr in einem Bilde
 Und stelltet es in eine Glorie.
 Der Mensch erbebte⁵ vor dem Unbekannten,
 215 Er liebte seinen Widerschein,
 Und herrliche Heroen brannten,
 Dem großen Wesen gleich zu sein.
 Den ersten Klang vom Urbild alles Schönen⁶,
 Ihr ließet ihn in der Natur ertönen.
- 220 ⁷Der Leidenschaften wilden Drang,
 Des Glückes regellose Spiele,
 Der Pflichten und Instinkte Zwang
 Stellt ihr mit prüfendem Gefühl,

¹ Auf „Keim“ bezüglich.

² Die bloß sinnliche Begierde erlosch, aber das innige Verlangen, die Liebe, blieb, „überlebte“ jene.

³ Die drei folgenden Strophen zeigen, wie sich der Mensch durch die Kunst „zum Weltgeist schwang“ (Vers 41). Der Inhalt der ersten dieser drei Strophen ist: indem der Künstler die edelsten menschlichen Eigenschaften zur höchsten Potenz erhebt und dann, in dem Bewußtsein, daß es ein solches Idealbild in der irdischen Wirklichkeit nicht geben könne, eine das menschliche Wesen überragende Gestalt daraus macht, entsteht die Vorstellung eines Gottes.

⁴ Die Anmut, sofern sie der Ausfluß eines edlen und freien Geistes ist.

⁵ Früher; jetzt sah er in Gott den Widerschein seines eigenen Wesens.

⁶ Gott.

⁷ Wie von Gott, gibt der Dichter auch ein Idealbild vom Zusammenhang des Geschehens, indem er die Kräfte darstellt, die auf das Schicksal des Menschen Einfluß haben: Leidenschaft, Glück, und was in der Menschenbrust gegen die Leidenschaft

Mit strengem Richtscheit nach dem Ziele.
Was die Natur auf ihrem großen Gange
In weiten Fernen auseinander zieht,
Wird auf dem Schauplatz, im Gesange,
Der Ordnung leicht gefaßtes Glied.

Vom Eumenidenchor geschrecket,
Zieht sich der Mord, auch nie entdeckt,
Das Los des Todes aus dem Lied.¹

Lang', eh' die Weisen ihren Ausspruch wagen,
Löst eine Ilias des Schicksals Rätselfragen
Der jugendlichen Vorwelt auf;
Still² wandelte von Thespis³ Wagen
Die Vorsicht in den Weltenlauf.⁴

⁵ Doch in den großen Weltenlauf
Ward euer Ebenmaß zu früh getragen.

Als des Geschickes dunkle Hand,
Was sie vor eurem Auge schnürte,
Vor eurem Aug' nicht auseinander hand,
Das Leben in die Tiefe schwand,
Eh' es den schönen Kreis vollführte⁶ —
Da führtet ihr aus kühner Eigenmacht
Den Bogen weiter durch der Zukunft Nacht;
Da stürztet ihr euch ohne Beben
In des Avernus schwarzen Ozean⁷

ankämpft über sie beseuert, Pflicht und Trieb. Aber er nimmt nur das auf, was für sein Ziel (224) förderlich ist, nämlich für den deutlichen Zusammenhang von Ursache und Wirkung, Schuld und Sühne, Charakter und Schicksal, so daß jedes Ereignis sich als ein leicht faßliches Glied (228) in die Ordnung des Ganzen einreihet.

¹ Den Zuhörer überkommt das Gefühl, daß die Verknüpfung, die er im Kunstwerke so anschaulich sieht, auch im Leben vorhanden sein müsse (tragische Furcht).

² Unvermerkt, ohne absichtlichen Lehrton.

³ Thespis (um 540 v. Chr.), der erste tragische Dichter der Griechen, der seine Vorstellungen auf einem Wagen gegeben haben soll.

⁴ Der Glaube an eine fittliche Weltordnung, an das Walten der „Vorsicht“ im Weltenlauf, ist von der Kunst, insbesondere dem Drama, ausgegangen.

⁵ Zur Erklärung des Ebenmaßes vgl. Schiller an Körner, 30. März 1789: „Aber dieses Gesetz des Ebenmaßes wendet er zu früh auf die wirkliche Welt an, weil viele Partien dieses großen Gebäudes für ihn noch in Dunkel gestellt sind. — Da sich aber sein Geist einmal mit dem Ebenmaß vertraut gemacht, so schenkt er aus dichtender Eigenmacht dem Leben ein zweites, um in diesem zweiten die Mißverhältnisse des jetzigen aufzulösen.“

⁶ Das Leben vollendete sich nicht zu einem abgeschlossenen Kreise; dasselbe Bild B. 245: ihr führtet den Bogen weiter.

⁷ Der Avernussee in Kampanien galt für den Eingang in die Unterwelt.

Und trætet das entflohn'ne Leben
Jenseits der Urne wieder an;
250 Da zeigte sich mit umgestürztem Lichte,
An Kastor¹ angelehnt, ein blühend Polluxbild²,
Der Schatten in des Mondes Angefälle³,
Eh' sich der schöne Silberkreis erfüllt.

Doch höher stets, zu immer höhern Höhen
255 Schwang sich der schaffende Genie⁴.
Schon sieht man Schöpfungen aus Schöpfungen erstehen,
Aus Harmonieen Harmonie.⁴
Was hier allein das trunk'ne Aug' entzückt,
Dient unterwürfig dort der höhern Schöne;
260 Der Reiz; der diese Nymphe schmückt,
Schmälzt sanft in eine göttliche Athene;
Die Kraft, die in des Kingers Muskel schwollt,
Muß in des Gottes Schönheit lieblich schweigen,⁵
Das Staunen seiner Zeit, das stolze Jovisbild,
265 Im Tempel zu Olympia sich neigen.⁶

Die Welt, verwandelt durch den Fleiß,
Das Menschenherz, bewegt von neuen Trieben,
Die sich in heißen Kämpfen üben,
Erweitern euren Schöpfungskreis.

¹ Pollux, der unsterbliche Bruder des sterblichen Kastor, als Sinnbild der Unsterblichkeit, Kastor als das des bloß irdischen Lebens. Ersterer trägt die umgestürzte Fadel, das Symbol des Todes, weil der Mensch nur durch den Tod zu unsterblichem Leben gelangt.

² Der unbeschienene Teil des Mondes, den man neben der hellen Scheibe dunkel zu sehen pflegt; wie nun dieser matt beleuchtete Teil die helle Mond scheibe ahnen läßt, so steht neben dem irdischen Leben (Kastor) die dunkle Ahnung des ewigen Lebens (Pollux); Pollux heißt „blühend“, wie ja der Genius des Todes ein lieblicher Jüngling ist.

³ Seltener Gebrauch des Maskulinums für das Neutr. nach: der Genius.

⁴ Ein ähnlicher Fortschritt wie in B. 151—164, doch ist dort mehr ein Aneinanderfügen, hier ein innerliches Durchbringen verschiedener Schönheitselemente gemeint.

⁵ Der bloß sinnliche Reiz der Nymphe wird zum Bestandteil einer höheren, geistigen Schönheit; die Darstellung des Gottes zeigt dieselbe Kraft, die „in des Kingers Muskel“ schwoll, aber sie ist durch die hoheitsvolle Schönheit des Gottes gebändigt, „sie muß lieblich schweigen“, während sie vorher rauh und laut her vortrat.

⁶ Sich dem Gesamteindruck des Tempels unterordnen. Zugleich aber soll hierin eine Anspielung auf die gebückte Haltung des berühmten Zeusbildes von Phidias liegen; beides nach Schillers eigener Erklärung.

Der fortgeschritt'ne Mensch trägt auf erhob'nen Schwingen 270
 Dankbar die Kunst mit sich empor,
 Und neue Schönheitswelten springen
 Aus der bereicherten Natur hervor.¹

² Des Wissens Schranken gehen auf,
 Der Geist, in euren leichten Siegen
 Geübt, mit schnell gezeitigtem Vergnügen
 Ein künstlich All von Reizen zu durchheilen,
 Stellt der Natur entlegenere Säulen³,
 Greilet sie auf ihrem dunkeln Lauf.

Jetzt wägt er sie mit menschlichen Gewichten⁴,
 Miszt sie mit Maßen, die sie⁵ ihm geliehn;
 Verständlicher in seiner Schönheit Pflichten⁶
 Muß sie an seinem Aug' vorüberziehn.
 In selbstgefäll'ger, jugendlicher Freude
 Leicht er den Sphären seine Harmonie⁷,
 Und preiset er das Weltgebäude,
 So prangt es durch die Symmetrie.

In allem, was ihn jetzt umlebet,
 Spricht ihn das holde Gleichmaß an.
 Der Schönheit goldner Gürtel webet
 Sich mild in seine Lebensbahn;
 Die felige Vollendung schwebet
 In euren Werken siegend ihm voran.⁸

¹ Die Natur ist durch die Kultur umgestaltet und bereichert, daß Menschenherz von neuen Trieben beseelt; beides gibt der Kunst immer neue Anregung.

² Der Mensch, im Kleinen geübt, ein Kunstwerk als ein wohlgeliebtes Ganzes zu verstehen, bringt nun immer tiefer in die wirkliche Natur ein, um auch sie unter dem Gesichtspunkt solcher Einheit aufzufassen.

³ Grenzpfiler: der Geist rüdt die Grenzen der (von ihm erkannten) Natur immer weiter hinaus.

⁴ In übertragenem Sinne: er beurteilt die Natur jetzt nach sich, macht sich „zum Maß aller Dinge“.

⁵ Muß auf die Natur gehen, sofern diese künstlerische Auffassung doch schließlich auch aus der Natur stammt. Über der Gedanke ist hier fremd; denn durchweg hebt der Dichter sonst gerade den Gegensatz hervor.

⁶ Gesetzen. — Die Natur ist verständlicher, wenn sie angeschaut wird, als würde sie unter den Gesetzen der Schönheit, die der Mensch aus seiner Anschauung dazuthut.

⁷ Anspielung auf die von Pythagoras begründete Lehre von der Sphärenharmonie.

⁸ Die „felige Vollendung“, nach der der Mensch im Leben strebt, ist ihm in den Werken der Kunst bereits vorbildlich (ideal) gegeben, und er ringt dieser „lieblichen Begleitung“ (V. 302) nach.

- Wohin die laute Freude eilet,
 295 Wohin der stille Kummer flieht,
 Wo die Betrachtung denkend weilet,
 Wo er des Elends Thränen sieht,
 Wo tausend Schrecken auf ihn zielen,
 Folgt ihm ein Harmonieenbach,
 300 Sieht er die Huldgöttinnen spielen
 Und ringt in still verfeinerten Gefühlen
 Der lieblichen Begleitung nach.
 Sanft, wie des Reizes Linien sich winden,
 Wie die Erscheinungen um ihn
 305 In weichem Umriß ineinander schwinden,
 Flieht seines Lebens leichter Hauch dahin.
 Sein Geist zerrinnt im Harmonieenmeere,
 Das seine Sinne wollustreich umfließt,
 Und der hinschmelzende Gedanke schließt
 310 Sich still an die allgegenwärtige Cythere.
 Mit dem Geschick in hoher Einigkeit,
 Gelassen hingestüzt auf Grazien und Musen,
 Empfängt er das Geschoß, das ihn bedräut,
 Mit freundlich dargebot'nem Busen
 315 Vom sanften Bogen¹ der Notwendigkeit.
- Vertraute Lieblinge der sel'gen Harmonie,
 Erfreuende Begleiter durch das Leben,
 Das Edelste, das Teuerste, was sic,
 Die Leben gab, zum Leben uns gegeben!
- 320 Daz der entjochte Mensch jetzt seine Pflichten denkt,
 Die Fessel liebet, die ihn lenkt,
 Kein Zufall mehr mit eh'rnem Zepter ihm gebeut,
 Dies dankt euch — eure Ewigkeit
 Und ein erhab'ner Lohn in eurem Herzen.
- 325 Daz um den Kelch, worin uns Freiheit rinnt,
 Der Freude Götter lustig scherzen,
 Der holde Traum sich lieblich spinnt,
 Dafür seid liebevoll umfangen!

¹ Anspielung auf die „sanften Geschosse“ des Apoll oder der Artemis, von denen Homer bei einem plötzlichen natürlichen Tode spricht.

² In den folgenden Versen werden zwei Gaben der Künstler gepriesen: Freiheit und Freude; für die erste verdienet sie unsterblichen Ruhm, für die zweite Liebe.

Dem prangenden, dem heitern Geist,
 Der die Notwendigkeit mit Grazie umzogen,
 Der seinen Äther, seinen Sternenbogen
 Mit Anmut uns bedienen heißt,
 Der, wo er schrekt, noch durch Erhabenheit entzückt
 Und zum Verheeren selbst sich schmückt,
 Dem großen Künstler¹ ahmt ihr nach. 330
 Wie auf dem spiegelhellen Bach
 Die bunten Ufer tanzend schwelen,
 Das Abendrot, das Blütenfeld,
 So schimmert auf dem dürst'gen Leben
 Der Dichtung munt're Schattenwelt. 335
 Ihr führet uns im Brautgewande
 Die fürchterliche Unbekannte,
 Die unerweichte Parze vor.
 Wie eure Urnen² die Gebeine,
 Deckt ihr mit holdem Zauberscheine 340
 Der Sorgen schauervollen Chor.
 Jahrtausende hab' ich durchheilet,
 Der Vorwelt unabsehlich Reich:
 Wie lacht die Menschheit, wo ihr weile,
 Wie traurig liegt sie hinter euch! 350

Die einst mit flüchtigem Gefieder
 Voll Kraft aus euren Schöpferhänden stieg,
 In eurem Arm fand sie³ sich wieder,
 Als durch der Zeiten stillen Sieg
 Des Lebens Blüte von der Wange,
 Die Stärke von den Gliedern wich, 355
 Und traurig, mit entnervtem Gange,
 Der Greis an seinem Stabe schläch.
 Da reichtet ihr aus frischer Quelle
 Dem Lechzenden die Lebenswelle;
 Zweimal⁴ verjüngte sich die Zeit, 360
 Zweimal von Samen, die ihr ausgestreut.

¹ Gott.

² Die von den Künstlern geschaffenen.

³ Die Menschheit.

⁴ Zur Zeit der Griechen und zur Zeit der Renaissance.

Vertrieben von Barbarenheeren¹,
 Entriss'et ihr den letzten Opferbrand
 365 Des Orients entheiligt'nen Altären
 Und brachtet ihn dem Abendland.
 Da stieg der schöne Flüchtlings aus dem Osten,
 Der junge Tag, im Westen neu empor,
 Und auf Hesperiens Gefilden sproßten
 370 Verjüngte Blüten Ioniens hervor.
 Die schönere Natur warf in die Seelen
 Sanft spiegelnd einen schönen Widerschein,
 Und prangend zog in die geschmückten Seelen
 Des Lichtes große Göttin ein.²
 375 Da sah man Millionen Ketten fallen,
 Und über Sklaven sprach jetzt Menschenrecht;
 Wie Brüder friedlich miteinander wallen,
 So mild erwuchs das jüngere Geschlecht.
 Mit innrer, hoher Freudenfülle
 380 Genießt ihr das gegeb'ne Glück
 und trett in der Demut Hülle
 Mit schweigendem Verdienst zurück.

Wenn auf des Denkens freigegeb'nen Bahnen
 Der Forscher jetzt mit kühnem Glücke schweift
 385 Und, trunken von siegrusenden Päanen,
 Mit rascher Hand schon nach der Krone greift;
 Wenn er mit niederm Söldnerslohn
 Den edlen Führer zu entlassen glaubt
 Und neben dem geträumten Throne
 390 Der Kunst den ersten Sklavenplatz erlaubt: —
 Verzeiht ihm — der Vollendung Krone
 Schwebt glänzend über eurem Haupt.
 Mit euch, des Frühlings erster Pflanze,
 Begann die seelenbildende Natur,

¹ Gemeint sind die Türken, die 1453 Konstantinopel eroberten und dadurch viele Griechen zwangen, nach Italien auszuwandern.

² Eine solche unmittelbare Einwirkung der Künste auf Berebelung und Gesittung im Zeitalter des „Humanismus“ ist nicht gesichtlich.

³ Die Schilderung in den folgenden vier Versen paßt nicht auf das 16. und 17. Jahrhundert (Dreißigjähriger Krieg!). Man muß wohl mehr an die Gegenwart des Dichters denken, so daß das Gedicht zu seinem Anfang zurücklehrt: die Künstler haben ihre Aufgabe erfüllt.

Mit euch, dem freud'gen Erntekranze,
Schließt die vollendende Natur.

395

Die von dem Thon, dem Stein bescheiden aufgestiegen,
Die schöpferische Kunst, umschließt mit stillen Siegen
Des Geistes unermess'nes Reich.

Was in des Wissens Land Entdecker nur ersiegen,
Entdecken sie, ersiegen sie für euch.

400

Der Schätze, die der Denker aufgehäusst,
Wird er in euren Armen erst sich freun,
Wenn seine Wissenschaft, der Schönheit zugereiset,
Zum Kunstwerk wird geadelt sein,

405

Wenn er auf einen Hügel mit euch steiget,
Und seinem Auge sich, in mildem Abendschein,
Das malerische Thal — auf einmal zeiget.¹
Je reicher ihr den schnellen Blic vergnüget,

410

Je höh're, schön're Ordnungen der Geist

In einem Bauberbund durchflieget,
In einem schwelgenden Genuss umkreist;

Je weiter sich Gedanken und Gefühle

Dem üppigeren Harmonieenspiele,

415

Dem reichern Strom der Schönheit aufgethan —

Je schön're Glieder aus dem Weltenplan,

Die jetzt verstümmelt seine Schöpfung schänden,

Sieht er die hohen Formen dann vollenden²,

Je schön're Rätsel treten aus der Nacht,

Je reicher wird die Welt, die er umschließet,

420

Je breiter strömt das Meer, mit dem er fließet,

Je schwächer wird des Schicksals blinde Macht,

Je höher streben seine Triebe,

Je kleiner wird er selbst, je größer seine Liebe.

So führt ihn, in verborg'nem Lauf³,

425

Durch immer rein're Formen, rein're Töne,

¹ Wie man das Thal am besten von einer Höhe überhaut, so ist ein einheitlicher Überblick über die materielle wie über die geistige Welt nur vom künstlerischen Standpunkt, von „der Schönheit Hügel“ (Geb. 61, 49), möglich.

² Einzelheiten, die sich, ehe man das Ganze überblickte, dem „Weltenplan“ nicht einreihen wollten, sondern als unvollkommene, „verstümmelte“ Glieder das Weltbild, das sich der Forscher gemacht hat, zu verunstalten (zu „schänden“) schienen, lassen nunmehr die erhabene Form des Weltganzen um so deutlicher erkennen, sie „vollenden die hohen Formen“.

³ Unvermerkt, wie B. 235 „still“.

Durch immer höh're Höh'n und immer schön're Schöne
 Der Dichtung Blumenleiter still hinauf.
 Zuletzt, am reisen Ziel der Zeiten,
 430 Noch eine glückliche Begeisterung,
 Des jüngsten Menschenalters Dichterschwung,
 Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten.

¹Sie selbst, die sanfte Cypria,
 Umleuchtet von der Feuerkrone,
 435 Steht dann vor ihrem münd'gen Sohne
 Entschleiert — als Urania,
 So schneller nur von ihm erhaschet,
 Je schöner er von ihr geflohn!²
 So süß, so selig überraschet
 440 Stand einst Ulyssens edler Sohn,
 Da seiner Jugend himmlischer Gefährte
 Zu Jovis Tochter sich verklärte.³

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
 Bewahret sie!

445 Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!
 Der Dichtung heilige Magie
 Dient einem weisen Weltenplane,
 Still lenkt sie zum Ozeane
 Der großen Harmonie!

450 Von ihrer Zeit verstoßen, flüchte
 Die ernste Wahrheit zum Gedichte
 Und finde Schutz in der Ramönen Chor.
 In ihres Glanzes höchster Fülle,
 Furchtbarer in des Reizes Hülle,
 455 Erstehe sie in dem Gesange

¹ Was der Dichter in B. 64 und 65 nur für ein jenseitiges, rein geistiges
 Dasein anzunehmen schien, schreibt er in den folgenden Versen doch der höchsten
 Stufe irdischer, menschlicher Entwicklung zu.

² Der Mensch ist von der Wahrheit weggeslohen (Vers 58), um der Schönheit
 nachzujagen; indem er die leichtere wirklich erreicht („erhascht“), hat sie sich gleichsam
 unter seinen Händen in die Wahrheit verwandelt. Dies „Erhaschen“ tritt um
 so eher ein, je „süßer“ seine Flucht vor der Wahrheit war, d. h. je mehr er da-
 bei nur auf die Schönheit bedacht war.

³ Erinnerung an Hénelons „Aventures de Télémaque“, wo sich Telemachos
 Begleiter Mentor schließlich als Minerva offenbart.

Und räche sich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr.

Der frei'sten Mutter¹ freie Söhne,
Schwingt euch mit festem Angesicht
Zum Strahlensitz der höchsten Schöne!
Um andre Kronen buhlet nicht!² 460

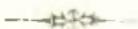
Die Schwester³, die euch hier verschwunden,
Holt ihr im Schoß der Mutter ein;
Was schöne Seelen schön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen sein. 465

Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Seitenlauf;
Fern dämm're schon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf!
Auf tausendfach verschlung'nen Wegen 470

Der reichen Manigfaltigkeit
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit!
Wie sich in sieben milden Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht, 475

Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht,
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunk'nen Blick,
So fließt in einen Bund der Wahrheit, 480

In einen Strom des Lichts zurück!



¹ Der Schönheit; die Künstler sind „frei“, weil sie keinem andern Gesetz als dem der Schönheit unterworfen sind.

² Wollt nicht, wie Wissenschaft und Moral, belehren und bessern, sondern nur durch die Schönheit erfreuen; an ein Buhlen um äußere Güter ist wohl nicht gedacht.

³ Die der Schönheit, nämlich Wissenschaft und Sittlichkeit, Töchter der Wahrheit im höchsten Sinne („Urania“) wie die Schönheit. Also: strebt nur nach dem Schönen; erreicht ihr dies im höchsten Sinne, so schließt es von selbst das Gute und Wahre ein; denn unmöglich kann das, „was schöne Seelen schön empfunden“, anders sein als „trefflich und vollkommen“, d. h. gut und wahr.

37. In das Folio-Stammbuch eines Kunstsfreundes.

1793.

Die Weisheit wohnte sonst auf großen Foliobögen,
Der Freundschaft war ein Taschenbuch bestimmt;
Jetzt, da die Wissenschaft ins Klein're sich gezogen
Und leicht wie Kork in Almanachen schwimmt,
5 Hast du, ein hochbeherzter Mann,
Dies ungeheure Haus den Freunden aufgethan.
Wie, fürchtest du denn nicht, ich muß dich ernstlich fragen,
An so viel Freunden allzuschwer zu tragen?

— *: * —

38. Poesie des Lebens.

An ***

1795.

Wer möchte sich an Schattenbildern weiden,
Die mit erborgtem Schein das Wesen überkleiden,
Mit trüg'rischem Besitz die Hoffnung hintergehn?¹
Entblößt muß ich die Wahrheit sehn.
5 Soll gleich mit meinem Wahn mein ganzer Himmel schwinden,
Soll gleich den freien Geist, den der erhab'ne Flug
Ins grenzenlose Reich der Möglichkeiten trug,
Die Gegenwart mit strengen Fesseln binden:
Er lernt sich selber überwinden,
10 Ihn wird das heilige Gebot
Der Pflicht, das furchtbare der Not,
Nur desto unterwürf'ger finden.
Wer schon der Wahrheit milde Herrschaft scheut,
Wie trägt er die Notwendigkeit?
15 So rufst du aus und blickst, mein strenger Freund,
Aus der Erfahrung sicherm Vorste
Verwerfend hin auf alles, was nur scheint.
Erschreckt von deinem ernsten Worte

¹ Die Schattenbilder, d. h. unsre Wahnvorstellungen, welche die Wirklichkeit mit schönem Schein überkleiden, „hintergehn die Hoffnung“, indem sie ihr trügerischerweise die Erfüllung, also den Besitz eines Gutes oder Glücks vor- spiegeln

Entflieht der Liebesgötter Schar,
 Der Mäusen Spiel verflümt, es ruhn der Horen Tänze, 20
 Still traurend nehmen ihre Kränze
 Die Schwesternergöttinnen vom schön gelockten Haar;
 Apoll zerbricht die goldne Leier
 Und Hermes seinen Wunderstab,
 Des Traumes rosenarb'ner Schleier 25
 Fällt von des Lebens bleichem Antlitz ab,
 Die Welt scheint, was sie ist, ein Grab.
 Von seinen Augen nimmt die zauberische Binde
 Cytherens Sohn¹, die Liebe sieht,
 Sie sieht in ihrem Götterkinde 30
 Den Sterblichen, erschrickt und flieht.
 Der Schönheit Jugendbild veraltet,
 Auf deinen Lippen selbst erkaltet
 Der Liebe Kuß, und in der Freude Schwung
 Ergreift dich die Versteinerung. 35

39. Die Macht des Gesanges.²

1795.

Gein Regenstrom aus Felsenrissen,
 Er kommt mit Donners Ungestüm,
 Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
 Und Eichen stürzen unter ihm;
 Erstaunt, mit wollustvollem Grausen, 5
 Hört ihn der Wanderer und lauscht,
 Er hört die Flut vom Felsen brausen,
 Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
 So strömen des Gesanges Wellen
 Hervor aus nie entdeckten Quellen. 10

¹ Eros, der Sohn der Aphrodite (vgl. S. 89, Anm. 5).

² Schiller an Körner, 8. Sept. 1795: „Die Einheit des Liebes ist ganz einfach diese: der Dichter stellt durch eine zauberähnliche und plötzlich wirkende Gewalt die Wahrheit der Natur in dem Menschen wieder her.“ Die Worte zeigen, daß nicht vom „Gesang“ im engeren Sinne, sondern von der mächtigen Wirkung der Dichtkunst die Rede ist. Str. 1 gibt den Ursprung des „Gesanges“ an, die andern vier seine Macht. Str. 2 führt aus, daß er unwiderstehlich sei, Str. 3 und 4, daß er uns über die kleinen irdischen Verhältnisse, nichtigen Jubel und nichtigen Kummer, erhebe, Str. 5, daß er uns von der Unnatur befreie.

Verbündet¹ mit den furchtbar'n Wesen,
 Die still des Lebens Faden drehn,
 Wer kann des Sängers Zauber lösen,
 Wer seinen Tönen widerstehn?
 15 Wie mit dem Stab des Götterboten
 Beherrscht er das bewegte Herz,
 Er taucht es in das Reich der Toten,
 Er hebt es staunend himmelwärts
 Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
 20 Auf schwankter Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf einmal in die Kreise
 Der Freude, mit Gigantenschritt,
 Geheimnisvoll, nach Geisterweise,
 Ein ungeheures Schicksal tritt;
 25 Da beugt sich jede Erdengröße
 Dem Fremdling aus der andern Welt,
 Des Jubels nichtiges Getöse
 Verstummt, und jede Larve fällt,
 Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
 30 Verschwindet jedes Werk der Lüge:

So rafft von jeder eiteln Bürde,
 Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
 Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
 Und tritt in heilige Gewalt;
 35 Den hohen Göttern ist er eigen,
 Ihm darf nichts Irdisches sich nähn,
 Und jede andre Macht muß schweigen,
 Und kein Verhängnis fällt ihn an.
 Es schwinden jedes Kummers Falten,
 40 Solang' des Liedes Zauber walten.

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
 Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
 Ein Kind mit heißen Reuethränen
 Sich stürzt an seiner Mutter Herz:
 45 So führt zu seiner Jugend Hütten,
 Zu seiner Unschuld reinem Glück

¹ Bezieht sich, grammatisch ungenau, auf den folgenden Genitiv „des Sängers“.

Bom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gefang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

50



40. Das Kind in der Wiege.

1795.

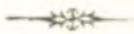
Glücklicher Säugling! dir ist ein unendlicher Raum noch
die Wiege.
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.



41. Odysseus.

1795.

Alle Gewässer durchkreuzt, die Heimat zu finden, Odysseus,
Durch der Scylla Gebell, durch der Charybde Gefahr,
Durch die Schrecken des feindlichen Meers, durch die Schrecken
des Landes,
Selber in Aides' Reich führt ihn die irrende Fahrt.
Endlich trägt das Geschick ihn schlafend an Ithakas Küste: 5
Er erwacht und erkennt jammernd das Vaterland nicht.



42. Das Unwandelbare.

1795.

Unaufhaltsam enteilet die Zeit." — Sie sucht das Beständ'ge.
Sei getreu, und du legst ewige Fesseln ihr an.



43. Zeus zu Herkules.

1795.

Nicht aus meinem Nektar hast du dir Gottheit getrunken;
Deine Götterkraft war's, die dir den Nektar errang.



44. Der Tanz.

1795.

Siehe, wie schwelenden Schritts im Wellenschwung sich
die Paare

Drehen! Den Boden berührt kaum der geflügelte Fuß.

Seh' ich flüchtige Schatten, befreit von der Schwere des Leibes?

Schlingen im Mondlicht dort Elfen den lustigen Reih'n?

5 Wie, vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch in die Lust fließt,

Wie sich leise der Kahn schaukelt auf silberner Flut,

Hüpft der gelehrige Fuß auf des Taks melodischer Woge;

Säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen Leib.

Jetzt, als wollt' es mit Macht durchreißen die Kette des Tanzes,

10 Schwingt sich ein mutiges Paar dort in den dichtesten Reih'n.

Schnell vor ihm her entsteht ihm die Bahn, die hinter ihm
schwindet,

Wie durch magische Hand öffnet und schließt sich der Weg.

Sieh! jetzt schwand es dem Blick; in wildem Gewirr durcheinander

Stürzt der zierliche Bau dieser beweglichen Welt.

15 Nein, dort schwiebt es frohlockend herauf, der Knoten entwirrt sich,

Nur mit verändertem Reiz stelleit die Regel sich her.

Ewig zerstört, es erzeugt sich ewig die drehende Schöpfung,

Und ein stilles Gesetz lenkt der Verwandlungen Spiel.

Sprich, wie geschieht's, daß rastloserneut die Bildungen schwanken

20 Und die Ruhe besteht in der bewegten Gestalt?

Jeder ein Herrscher, frei, nur dem eigenen Herzen gehorchet

Und im eilenden Lauf findet die einzige Bahn?

Willst du es wissen? Es ist des Wohllauts¹ mächtige Gottheit,

Die zum geselligen Tanz ordnet den tobenden Sprung,

25 Die, der Nemesis gleich, an des Rhythmus goldenem Bügel

Lenkt die brausende Lust und die verwilderte zähmt.

Und dir rauschen umsonst die Harmonieen des Weltalls?

Dich ergreift nicht der Strom dieses exabnen Gesangs?

Nicht der begeisternde Takt, den alle Wesen dir schlagen?

30 Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum

Leuchtende Sonnen schwingt in kühn gewundenen Bahnen?

Das du im Spiele doch ehst, fliehst du im Handeln, das Maß.



¹ Der Harmonie.

45. Spruch des Konfucius.

1795.

Dreifach ist der Schritt der Zeit:
 Bögernd kommt die Zukunft hergezogen,
 Pfeilschnell ist das Jetzt entflohen,
 Ewig still steht die Vergangenheit.

Keine Ungeduld beflügelt
 Ihren Schritt, wenn sie verweilt.
 Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
 Ihren Lauf, wenn sie enteilt.
 Keine Neu', kein Zaubersegeln
 Kann die Stehende bewegen.

Möchtest du beglückt und weise
 Endigen des Lebens Reise,
 Nimm die Bögernde zum Rat,
 Nicht zum Werkzeug deiner That.¹
 Wähle nicht die Fliehende zum Freund²,
 Nicht die Bleibende zum Feind.



46. Würden.

1795.

Wie die Säule des Lichts³ auf des Baches Welle sich
 spiegelt —

Hell, wie von eigener Glut, flammt der vergoldete Saum;
 Aber die Well' entführt der Strom, durch die glänzende Straße
 Drängt eine andre sich schon, schnell, wie die erste, zu fliehn —
 So beleuchtet der Würden Glanz den sterblichen Menschen:
 Nicht er selbst, nur der Ort, den er durchwandelt, glänzt.



¹ Behandle sie nicht als etwas schon Vorhandenes, rechne nicht mit ihr und auf sie.

² Hafte nicht an ihrem Genuss.

³ Der Lichtstreifen, der über das Wasser hinzieht.

47. Deutschland und seine Fürsten¹.

1795.

Große Monarchen erzeugest du und bist ihrer würdig,
 Den Gebietenden macht nur der Gehorrende groß.
 Aber versuch' es, o Deutschland, und mach' es deinen Beherrschern
 Schwerer, als Könige groß, leichter, nur Menschen zu sein.

48. Pegasus² im Joche.

1795.

Auf einem Pferdemarkt — vielleicht zu Hahmarket³,
 Wo andre Dinge noch in Ware sich verwandeln,
 Bracht' einst ein hungriger Poet
 Der Musen Noß, es zu verhandeln.

Hell wieherte der Hippogriff
 Und bäumte sich in prächtiger Parade;
 Erstaunt blieb jeder stehn und rief:
 „Das edle, königliche Tier! — Nur schade,
 Daß seinen schlanken Wuchs ein häßlich Flügelpaar
 Entstellt! Den schönsten Postzug würd' es zieren.
 Die Rasse, sagen sie, sei rar,
 Doch wer wird durch die Lust kutschieren?
 Und keiner will sein Geld verlieren.“
 Ein Pächter endlich fäste Mut.
 „Die Flügel zwar“, spricht er, „die schaffen keinen Nutzen;

¹ Je reifer und selbständiger die Unterthanen sind, desto schwerer ist es für den König, ihnen gegenüber als der überlegene Führer zu erscheinen, desto leichter aber kann er ihnen rein menschlich näher treten.

² Ein geflügeltes Noß, das aus dem Blute der von Perseus getöteten Medusa entsprang; es schlug durch einen Huzzschlag die Musenquelle Hippokrene auf dem Helikon hervor, aber als Dichterroß galt es den Alten nicht. Ariost erzählt von einem Zauberroß Hippogriff, das eine Stute einem Greifen geboren habe; dies galt seit Wielands „Oberon“ („Noch einmal fattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen!“) als Dichterroß. Schiller vermischt beide Gestalten und nennt seinen Pegasus auch geradezu „Greif“ und „Vogel“. Unter dem Pegasus ist im ganzen Gedichte nicht der Dichter selbst, sondern sein Genie zu verstehen, daß er in der Not des Lebens zu unwürdigem Dienst verkauft hat, und daß, zu diesem Dienst gezwungen, verluminern muß; nur wo es sich frei entfalten kann, gebeicht es und erhebt und erfreut die Menschen.

³ Englischer Marktflecken, wo ehemals auch Frauen von ihren Männern verkauft werden durften.

Doch die kann man ja binden oder stühen,
 Dann ist das Pferd zum Ziehen immer gut.
 Ein zwanzig Pfund, die will ich wohl dran wagen.“
 Der Täuscher, hochvergnügt, die Ware loszuschlagen,
 Schlägt hurtig ein. „Ein Mann, ein Wort!“
 Und Hans trabt frisch mit seiner Beute fort. 20

Das edle Tier wird eingespannt;
 Doch fühlt es kaum die ungewohnte Bürde,
 So rennt es fort mit wilder Flugbegierde
 Und wirft, von edlem Grimm entbraunt,
 Den Karren um an eines Abgrunds Rand. 25

„Schon gut“, denkt Hans. „Allein darf ich dem tollen Tiere
 Kein Fuhrwerk mehr vertrauen. Erfahrung macht schon klug.
 Doch morgen fahr' ich Passagiere,
 Da stell' ich es als Vorspann in den Zug.
 Die munt're Krabbe soll zwei Pferde mir ersparen;
 Der Koller gibt sich mit den Jahren.“ 30

Der Anfang ging ganz gut. Das leichtbeschwingte Pferd
 Belebt der Klepper Schritt, und pfeilschnell fliegt der Wagen.
 Doch was geschieht? Den Blick den Wolken zugekehrt,
 Und ungewohnt, den Grund mit festem Huf zu schlagen,
 Verläßt es bald der Räder siche Spur,
 Und, treu der stärkeren Natur,
 Durchrennt es Sumpf und Moor, geackert Feld und Hecken;
 Der gleiche Taumel faßt das ganze Postgespann, 40
 Kein Rufen hilft, kein Bügel hält es an,
 Bis endlich, zu der Wandrer Schrecken,
 Der Wagen, wohlgerüttelt und zerschellt,
 Auf eines Berges steilem Gipfel hält.

„Das geht nicht zu mit rechten Dingen!“ 45
 Spricht Hans mit sehr bedenklichem Gesicht,
 „So wird es nimmermehr gelingen;
 Laß sehn, ob wir den Tollwurm nicht
 Durch mag're Kost und Arbeit zwingen.“
 Die Probe wird gemacht. Bald ist das schöne Tier,
 Eh' noch drei Tage hingeschwunden,
 Zum Schatten abgezehrt. „Ich hab's, ich hab's gefunden!“ 50

Ruſt Hans. „Jetzt frisch, und spannt es mir
Gleich vor den Pſlug mit meinem ſtärkſten Stier!“

55 Gesagt, gethan. In lächerlichem Zuge
Erblidt man Ochs und Flügelpferd am Pfluge.
Unwillig steigt der Greif und ſtrengt die lezte Macht
Der Sehnen an, den alten Flug zu nehmen.
Umfonft, der Nachbar ſchreitet mit Bedacht,
60 Und Phöbus' ſtolzes Roß muß ſich dem Stier bequemen,
Bis nun, vom langen Widerſtand verzehrt,
Die Kraft aus allen Gliedern ſchwindet,
Von Gram gebeugt das edle Götterpferd
Zu Boden ſtürzt und ſich im Staube windet.

65 „Verwünschtes Tier!“ bricht endlich Hansens Grimm
Laut ſcheltenb aus, indem die Hiebe flogen.
„So biſt du denn zum Ackern ſelbst zu ſchlimm?
Mich hat ein Schelm mit dir betrogen.“

Indem er noch in ſeines Bornes Wut
70 Die Peitsche ſchwingt, kommt ſlink und wohlgeſmut
Ein lustiger Geſell¹ die Strafe hergezogen.
Die Zither ſlingt in ſeiner leichten Hand,
Und durch den blonden Schmuck der Haare
Schlingt zierlich ſich ein goldnes Band.
75 „Wohin, Freund, mit dem wunderlichen Paare?“
Ruſt er den Bau'r von weitem an.
„Der Vogel und der Ochs an einem Seile,
Ich bitte dich, welch ein Geſpann!
Willſt du auf eine kleine Weile
80 Dein Pferd zur Probe mir vertraun?
Gib acht, du follſt dein Wunder ſchaun.“

Der Hippogriff wird ausgeſpannt,
Und lächelnd ſchwingt ſich ihm der Jüngling auf den Rücken.
Naum fühlt das Tier des Meisters ſichre Hand,
85 So knirsch't es in des Bügels Band
Und ſteigt, und Bliße ſprühn aus den beſeelenen Blicken;
Nicht mehr das vor'ge Wefen, königlich,
Ein Geiſt, ein Gott, erhebt es ſich,

Entrollt mit einemmal in Sturmes Wehen
Der Schwingen Pracht, schießt brausend himmeln,
Und eh' der Blick ihm folgen kann,
Entschwebt es zu den blauen Höhen. 90



49. Der spielende Knabe.

1795.

Spiele, Kind, in der Mutter Schoß! Auf der heiligen Insel
Findest der trübe Gram, findet die Sorge dich nicht.
Liebend halten die Arme der Mutter dich über dem Abgrund,
Und in das flutende Grab lächelst du schuldlos hinab.
Spiele, liebliche Unschuld! Noch ist Arkadien um dich, 5
Und die freie Natur folgt nur dem fröhlichen Trieb;
Noch erschafft sich die üppige Kraft erdichtete Schranken,
Und dem willigen Mut fehlt noch die Pflicht und der Zweck.
Spiele! Bald wird die Arbeit kommen, die hag're, die ernste,
Und der gebietenden Pflicht mangeln die Lust und der Mut. 10



50. Die Johanniter.

1795.

Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus
beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet
Und mit der Cherubim Schwert steht vor dem heiligen Grab.
Aber ein schönerer Schmuck umgibt euch, die Schürze des
Wärters, 5
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stammes,
Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet
Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur du verknüpfst in einem
Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich! 10



51. Der Sämann.

1795.

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen
Samen

Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich, Thaten zu streuen,
Die, von der Weisheit gesät, still für die Ewigkeit blühn?

52. Die zwei Tugendwege.¹

1795.

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend
emporstrebt;

Schließt sich der eine dir zu, thut sich der andre dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldet.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt!

53. Die Ideale.²

1795.

So willst du treulos von mir scheiden
Mit deinen holden Phantasien,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich fliehn?
Kann nichts dich, Fliehende, verweilen,
O meines Lebens goldne Zeit?
Vergebens, deine Wellen eilen
Hinab ins Meer der Ewigkeit.

5

¹ Es gibt zweierlei Betätigungsformen der Tugend: wer sie handelnd erringt, ist glücklich. Aber es würde manche tiefe Seite im Menschen unentwickelt bleiben, wenn er nicht auch das Leiden und damit die sittlichen Kräfte, die sich im Dulden betätigten, kennen lernte.

² Das Wort „Ideal“ steht hier in der gewöhnlichen Bedeutung eines Gedankenbildes, das unsere Anschauungen und Bestrebungen beherrscht (anders z. B. in Gedicht 61). Der Dichter klagt, daß mit seiner Jugend auch die ihn beseelenden idealen Vorstellungen von der Welt, seine Hoffnungen und begeisternden Entwürfe geschwunden seien; er findet Trost in treuer Freundschaft und raschloser, hingebender Thätigkeit.

Erlösch' sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt,
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunk'ne Herz geschwellt;
Er ist dahin, der süße Glaube
An Wesen, die mein Traum gebaute,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

10

Wie einst mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß,
So schläng' ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur mit Jugendlust,
Bis sie zu atmen, zu erwärmen
Begann an meiner Dichterbrust,

20

Und, teilend meine Flammentriebe,
Die Stumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe
Und meines Herzens Klang verstand;
Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Widerhall.

25

Es dehnte mit allmächt'gem Streben
Die enge Brust ein kreisend¹ All,
Herauszutreten in das Leben,
In That und Wort, in Bild und Schall.²
Wie groß war diese Welt gestaltet,
Solang' die Knospe sie noch barg!
Wie wenig, ach! hat sich entfaltet,
Dies Wenige, wie klein und karg!

30

Wie sprang, von kühnem Mut beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Bahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn!

40

¹ Wohl im Sinne von „kreisend“ (vgl. 5, 82).

² „That und Wort“ geht auf praktisches Thun, „Bild und Schall“ auf die Kunst.

45 Bis an des Athers bleichste Sterne
 Erhob ihn der Entwürfe Flug!
 Nichts war so hoch und nichts so ferne,
 Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

50 Wie leicht ward er dahin getragen!
 Was war dem Glücklichen zu schwer?
 Wie tanzte vor des Lebens Wagen
 Die lustige Begleitung her!
 Die Liebe mit dem süßen Lohne,
 Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
 55 Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
 Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

Doch, ach! schon auf des Weges Mitte
 Verloren die Begleiter sich,
 Sie wandten treulos ihr Schritte,
 60 Und einer nach dem andern wich.
 Leichtfüzig war das Glück entflohen,
 Des Wissens Durst blieb ungestillt,
 Des Zweifels finstre Wetter zogen
 Sich um der Wahrheit Sonnenbild.

65 Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
 Auf der gemeinen Stirn entweiht.
 Ach, allzuschnell, nach kurzem Zenze,
 Entfloß die schöne Liebeszeit!
 Und immer stiller ward's und immer
 70 Verlass'ner auf dem rauhen Steg;
 Kaum warf noch einen bleichen Schimmer
 Die Hoffnung auf den finstern Weg.

75 Von all dem rauschenden Geleite,
 Wer harrte liebend bei mir aus?
 Wer steht mir tröstend noch zur Seite
 Und folgt mir bis zum finstern Haus?
 Du, die du alle Wunden heilest,
 Der Freundschaft leise, zarte Hand,
 Des Lebens Bürden liebend teilest,
 80 Du, die ich frühe sucht' und fand.¹

¹ Der Dichter denkt sowohl an seine Frau als an Freunde wie Rörner, Humboldt, Goethe.

Und du, die gern sich mit ihr gattet,
 Wie sie, der Seele Sturm beschwört,
 Beschäftigung, die nie ermattet,
 Die langsam schafft, doch nie zerstört,
 Die zu dem Bau der Ewigkeiten¹
 Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
 Doch von der großen Schuld der Zeiten
 Minuten, Tage, Jahre streicht.

85



54. Der Kaufmann.²

1795.

Wohin segelt das Schiff? Es trägt sidonische Männer,
 Die von dem frierenden Nord bringen den Bernstein,
 das Zinn.

Trag' es gnädig, Neptun, und wiegt es schonend, ihr Winde,
 In bewirtender Bucht rausch' ihm ein trinkbarer Quell!
 Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
 Geh' er, doch an sein Schiff knüpft das Gute sich an.



55. An die Proselytenmacher.³

1795.

Nur ein wenig Erde beding' ich mir außer der Erde",
 Sprach der göttliche Mann, „und ich bewege sie leicht."
 Einen Augenblick nur vergönnt mir, außer mir selber
 Mich zu begeben, und schnell will ich der Eurige sein.



¹ Der Bau, an dem unendliche Zeiten und Geschlechter thätig sind, die Ausbildung der Menschheit zur höchsten Vollkommenheit. Diese Aufgabe ist es, was die Zeiten, d. h. die in ihnen lebenden und arbeitenden Geschlechter, zu leisten schuldig sind, und deshalb wird sie nachher „die große Schuld der Zeiten“ genannt. Jeder, der die Menschheit fördert, bewirkt, daß sie ihr Ziel früher erreicht, sei es um Minuten, um Tage oder um Jahre.

² Die kulturgeschichtliche Bedeutung des Handels besteht darin, daß er das selbstsüchtige Streben der Menschen (nach „Gütern“) dem allgemeinen Fortschritt (dem „Guten“) dienstbar macht.

³ Wer dem andern zumutet, sich eine religiöse oder philosophische Überzeugung, die er einmal nicht hat, anzueignen, verlangt, daß jener aus sich heraustrrete,

56. Der Abend.

Nach einem Gemälde.

1795.

Senke, strahlender Gott — die Fluren dürsten
 Nach erquidendem Tau, der Mensch verschmachtet,
 Matter ziehen die Rosse¹ —
 Senke den Wagen hinab!

5 Siehe, wer aus des Meers kristall'ner Woge
 Lieblich lächelnd dir winkt! Erkennt dein Herz sie?
 Rascher fliegen die Rosse,
 Thetis², die göttliche, winkt.

10 Schnell vom Wagen herab in ihre Arme
 Springt der Führer, den Baum ergreift Cupido,
 Stille halten die Rosse,
 Trinken die fühlende Flut.

15 An dem Himmel heraus mit leisen Schritten
 Kommt die duftende Nacht; ihr folgt die süße
 Liebe. Ruhet und liebet!
 Phöbus, der liebende, ruht.



57. Der Metaphysiker.

1795.

Wie tief liegt unter mir die Welt!
 Kaum seh' ich noch die Menschlein unten wallen!
 Wie trägt mich meine Kunst, die höchste unter allen,
 So nahe an des Himmels Zelt!"
 5 So ruft von seines Turmes Dache
 Der Schieferdecker, so der kleine große Mann,
 Hans Metaphysikus, in seinem Schreibgemache.
 Sag' an, du kleiner großer Mann,

b h. etwas ebenso Unmögliches, wie Archimedes (der „göttliche Mann“), als er sich anheischtig mache, die Erde aus ihren Angeln zu heben, wenn man ihm nur einen Standpunkt (ein θός μοι ποῦ στῶ) außerhalb der Erde gäbe.

¹ Die Sonnenrosse.

² Eigentlich Tethys, die Gemahlin des Okeanos.

Der Turm, von dem dein Blick so vornehm niederschauet,
Wovon ist er — worauf ist er erbauet? 10
Wie kamst du selbst hinauf — und seine kahlen Höh'n,
Wozu sind sie dir nütz', als in das Thal zu sehn?

58. Kolumbus.

1795.

Kteure, mutiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steu'r senken die lässige Hand.
Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich zeigen,
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem
Verstand.

Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer! 5
Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluten empor.
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde:
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.¹



59. Würde der Frauen.

1795.

Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band,
Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer 5
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft;
Unstet treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenschaft;
Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird sein Herz gestillt;
Rastlos durch entleg'ne Sterne
Jagt er seines Traumes Bild.

5

10

¹ Der Genius sieht den Erscheinungen der Welt mit so durchdringendem
Blicke auf den Grunde, daß ihm auch das, was er nicht sieht, offenbar ist. Es
wird also bei dem wahrhaftigen Genius der Fall gar nicht vorkommen können, der
in Vers 6 mit überkühner Hyperbel angenommen wird.

15 Aber mit zauberisch fesselndem Blicke
 Winken die Frauen den Flüchtling zurück,
 Warnend zurück in der Gegenwart Spur.
 In der Mutter bescheidener Hütte
 Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte,
 20 Treue Töchter der frommen Natur.

Feindlich ist des Mannes Streben,
 Mit zerstörmender Gewalt
 Geht der Wilde durch das Leben,
 Ohne Rast und Aufenthalt.
 25 Was er schuf, zerstört er wieder,
 Nimmer ruht der Wünsche Streit,
 Nimmer, wie das Haupt der Hyder
 Ewig fällt und sich erneut.

30 Aber, zufrieden mit stillerem Ruhme,
 Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,
 Nähren sie sorgsam mit liebendem Fleiß,
 Freier in ihrem gebundenen Wirken,
 Reicher als er in des Wissens Bezirken
 Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

35 Streng und stolz, sich selbst genügend,
 Kennt des Mannes kalte Brust,
 Herzlich an ein Herz sich schmiegend,
 Nicht der Liebe Götterlust,
 Kennet nicht den Tausch der Seelen,
 40 Nicht in Thränen schmilzt er hin;
 Selbst des Lebens Kämpfe stählen
 Härter seinen harten Sinn.

45 Aber, wie leise vom Zephyr erschüttert,
 Schnell die äolische Harfe erzittert,
 Also die fühlende Seele der Frau.
 Zärtlich geängstigt vom Bilde der Qualen,
 Wallt der liebende Busen, es strahlen
 50 Perlend die Augen von himmlischem Tau.

In der Männer Herrschgebiete
 Gilt der Stärke trozig Recht;
 Mit dem Schwert beweist der Scythe,
 Und der Perse wird zum Knecht.

Es befehden sich im Grimmie
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.

55

Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Zepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.

60

60. Abschied vom Leser.

1795.

Die Muse schweigt; mit jungfräulichen Wangen,
Erröten im verschämten Angeicht,
Tritt sie vor dich, ihr Urteil zu empfangen;
Sie achtet es, doch fürchtet sie es nicht.
Des Guten Beifall wünscht sie zu erlangen,
Den Wahrheit röhrt, den Flimmer nicht besticht;
Nur wem ein Herz, empfänglich für das Schöne,
Im Busen schlägt, ist wert, daß er sie kröne.

5

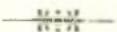
Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönern Phantasien es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

10

Der Lenz erwacht, auf den erwärmten Trüsten
Schießt frohes Leben jugendlich hervor,
Die Staude würzt die Luft mit Nektardüften,
Den Himmel füllt ein munt'rer Sängerchor,
Und jung und alt ergeht sich in den Lüsten
Und freuet sich und schwelgt mit Aug' und Ohr.
Der Lenz entflieht! Die Blume schießt in Samen,
Und keine bleibt von allen, welche kamen.

15

20



61. Das Ideal und das Leben.¹

1795.

Ewig klar und spiegelrein und eben
 Fließt das zephyrleichte Leben
 Im Olymp den Seligen dahin.
 Monde wechseln und Geschlechter fliehen:
 5 Ihrer Götterjugend Rosen blühen
 Wandellos im ewigen Kün.
 Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
 Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl;
 10 Auf der Stirn des hohen Uraniden
 Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
 Frei sein in des Todes Reichen,
 Brechet nicht von seines Gartens² Frucht!
 An dem Scheine mag der Blick sich weiden;
 15 Des Genusses wandelbare Freuden
 Rächtet schleunig der Begierde Flucht.
 Selbst der Styx, der neunfach³ sie umwindet,
 Wehrt die Rückkehr Ceres' Tochter nicht:

¹ Das Gedicht geht von dem Widerstreit des sinnlichen und geistigen Triebes im Menschen aus: wir haben die Wahl zwischen „Sinnenglück und Seelenfrieden“, aber es ist eine „bange Wahl“, denn in jedem Falle bleiben wir unbefriedigt. Eine freie Harmonie beider Naturen denkt sich der Dichter in den Gestalten der griechischen Götter verkörpert (V. 9 u. 10), und das Thema des Gedichtes ist, zu zeigen, daß auch der Mensch diese Harmonie wenigstens zeitweise in sich herstellen könne, so daß er in solchen Stunden „frei ist in des Todes Reichen“. Das Mittel dazu ist die Wirkung des Schönen auf unser Gemüt. Die rein ästhetische, begierdelose Freude läßt unser Gemüt frei, während uns jeder sinnliche Genuss abhängig von dem Gegenstände unseres Begehrens macht. Frei sind wir, solange wir auf den Stoff, den die Sinnenvelt bietet, verzichten („Brechet nicht von seines Gartens Frucht“) und uns nur an der Form, an der „Gestalt“ erfreuen („An dem Scheine mag der Blick sich weiden“). Dies ist „des Ideales Reich“, in welches sich der Mensch erhebt, sobald jenes begierdelose Wohlgefallen in ihm herrscht. — Das Gedicht gliedert sich in drei Teile: 1) Klage über die Schranken des Menschen und allgemeine Angabe des Weges zur Befreiung davon (V. 1—50). 2) Vier Beispiele der Erhebung in des Ideales Reich aus verschiedenen Gebieten des menschlichen Lebens (V. 51—130). 3) Ein Bild dieser Erhebung durch das Gleichen vom ringenden und verklärten Heraclitus (V. 131—150).

² Die ganze sinnliche Welt wird ein „Garten des Todes“ genannt, weil alles, was hier wächst und blüht, sterben muß.

³ Der Styx wurde mit neun Windungen gebacht.

Nach dem Apfel greift sie, und es bindet
Ewig sie des Orkus Pflicht.¹

20

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin feliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die Gestalt.²
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schwieben,
Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich!³

25

30

³ Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome⁴
Glänzend wandeln an dem sthg'schen Strom,
Wie sie stand im himmlischen Gefild,
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unsterbliche herunter stieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erscheinet hier der Sieg.

35

40

⁵ Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,

¹ Gebeß sinnliche Begehrten macht uns, solange es uns beherrscht, den Aufschwung ins Ideal so unmöglich, wie der Genuß des Granatapfels der Proserpina die Rückkehr in die Oberwelt.

² Im Reiche der Schönheit gibt es nur Gestalt, nicht körperlichen Stoff.

³ Wem die Flucht in des Ideales Reich gelingt, in dem ist, wie in den Göttern, der Streit der beiden menschlichen Naturen versöhnt. Er stellt während solcher Stunden der Erhebung „der Menschheit Götterbild“ in sich dar. Er ist dann so, wie der Mensch eigentlich sein sollte. Dies wird, mit Anklang an Vergils Schilderung von der Altklehr der Seelen zu ihrer ursprünglichen Reinheit sowie an Platons Ideen, in mythologischer Einleibung so ausgebildet: der Mensch entspreche dann den Abbildern des Lebens, welche in der Unterwelt weilen, oder dem Urbilde der Menschheit, welches im himmlischen Gefild gewesen sei, ehe jene auf Erden sterblichen Leib erhielt. Wer sich hierzu erheben kann, dem versummt der Kampf des Lebens, der hat Sieg und Frieden errungen.

⁴ Schattenbilder.

⁵ Der durch die Flucht in des Ideales Reich errungene Sieg und Friede ist nicht für immer errungen. Denn der Aufschwung ins Ideal soll uns nicht etwa dem wirklichen Leben entziehen; dies wäre auch den gebieterischen Forderungen

45 Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz.
 Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
 Reicht das Leben euch in seine Fluten,
 Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
 Aber sinkt des Mutes führner Flügel
 Bei der Schranken peinlichem Gefühl,
 Dann erblicket von der Schönheit Hügel
 50 Freudig das erslog'ne Ziel.¹

55 2 Wenn es gilt, zu herrschen und zu schirmen,
 Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
 Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
 Da mag Kühnheit sich an Kraft zerstagen,
 Und mit krachendem Getöß' die Wagen
 60 Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
 Mut allein kann hier den Dank erringen,
 Der am Ziel des Hippodromes winkt.
 Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
 Wenn der Schwächling unter sinkt.

65 Aber der, von Klippen eingeschlossen,
 Wild und schäumend sich ergossen,
 Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
 Durch der Schönheit stille Schattenlande,
 Und auf seiner Wellen Silberrande
 70 Malt Aurora sich und Hesperus.
 Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
 In der Anmut freiem Bund vereint,
 Ruhet hier die ausgesöhnten Triebe,
 Und verschwunden ist der Feind.

des letzteren gegenüber gar nicht möglich: „selbst wenn unsre Sehnen ruhten“ (d. h. etwa ruhen sollten), wird uns das Leben doch immer wieder in seinen Kampf hineinreißen. Vielmehr soll das Ideal dazu dienen, uns zwischen den Kämpfen, Biderwärtigkeiten, Verführungen des Lebens zu erquicken und zu stärken, wenn einmal der Drud der Wirklichkeit unerträglich wird.

¹ Dann schwingt euch auf der Schönheit Hügel und fühlt hier das (in Wirklichkeit unerfliegbare) Ziel, d. h. die ideale Harmonie, erslogen. Das Ziel also, wonach (in schwerer Arbeit der Wirklichkeit) „des Mutes führner Flügel“ strebt, ist ein völlig anderes als das hier erslogene, und insofern kann der Ausdruck leicht irreführen.

² Wer im praktischen Leben Bedeutendes leisten will, muß alle Kraft daransezten, den Gegner zu überwinden. Aber auch der Kühnste und Erfolgreichste wird doch hier immer das Gefühl der Unzulänglichkeit behalten: volle Befriedigung wird er nur fühlen, wenn er es einmal stille in sich werben läßt und seine Seele der idealen Stimmung öffnet, in der das heftige Begehrn schweigt.

1 Wenn, das Tote bildend zu beseelen,
 Mit dem Stoff sich zu vermählen,
 Thatenvoll der Genius entbrennt,
 Da, da spanne sich des Fleisches Nerve,
 Und beharrlich ringend unterwerfe
 Der Gedanke sich das Element. 75
 Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichtet,
 Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born;
 Nur des Meißels schwerem Schlag erweicht
 Sich des Marmors sprödes Korn. 80

Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
 Und im Staube bleibt die Schwere
 Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
 Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
 Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen, 85
 Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
 Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
 In des Sieges hoher Sicherheit;
 Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
 Menschlicher Bedürftigkeit. 90

2 Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
 Steht vor des Gesetzes Größe,

1 Wer in der Wissenschaft und Kunst nach Erforschung der Wahrheit, nach Gestaltung der Schönheit strebt, hat mühevoll mit dem Stoffe zu ringen und kann sich nie genugthun; aber wenn er sich einmal in seitigem Anschauen in das Ideal versenkt, so sieht er es vor sich stehen, vollendet, ohne Mängel, und wird gerade daraus immer neuen Mut zu unermüdlichem Weiterarbeiten schöpfen. Goethe erzählt, wie ein solches Bild vor seinem entzückten Blick gestanden habe, als ihm auf der Fahrt nach Bologna „der Geist das Argument der Iphigenie in Delphi vor die Seele führte“: „Es gibt im fünften Alter eine Wiedererkenntnung, ich habe selbst darüber geweint wie ein Kind.“ Natürlich kann die Wirkung auch durch Veröffentlichung in ein fertiges Kunstwerk eintreten, vgl. z. B. Windelmanns entzückte Beschreibung des Apollo vom Belvedere, worin es u. a. heißt: „Hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert.“

2 Auf dem Gebiete der Sittlichkeit müßte der Kampf mit der Sünde den Menschen notwendig zur Verzweiflung bringen, weil wir, an der Höhe des Sittengesetzes gemessen, stets nur „unnütze Knechte“ bleiben. Aber es gibt Stunden, in denen wir die Forderung des Gesetzes zugleich auch als das unjerer Natur Gemäße fühlen, und indem wir so das Gebot, ja die Gottheit selbst in unsern Willen aufnehmen, empfinden wir uns plötzlich von dem Drud erlöst: das Gute ist dann für uns Gegenstand eines reinen Wohlgefallens, es hat sich also in ein Schönnes verwandelt. Freilich, sobald wir wieder ins wirkliche Leben treten, wird uns die menschliche Schwäche wieder zum Straucheln bringen, aber jene Erhebung wird doch auch dann noch in uns fortleuchten.

Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
 Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
 95 Eure Tugend, vor dem Ideale
 Fliehe mutlos die beschämte That.
 Kein Erschaff'ner hat dies Ziel erflogen;
 Über diesen grauenvollen Schlund
 100 Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
 Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
 In die Freiheit der Gedanken.
 Und die Furchterscheinung ist entflohn,
 Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
 105 Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
 Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
 Des Geiges strenge Fessel bindet
 Nur den Sklavenfinn, der es verschmäht;
 Mit des Menschen Widerstand verschwindet
 110 Auch des Gottes Majestät.

1 Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
 Wenn Laokoon² der Schlangen
 115 Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz,
 Da empöre sich der Mensch! Es schlage
 An des Himmels Wölbung seine Klage
 Und zerreiße euer fühlend Herz!
 Der Natur furchtbare Stimme siege,
 Und der Freude Wange werde bleich,
 Und der heil'gen Sympathie erliege
 120 Das Unsterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
 Wo die reinen Formen wohnen,

¹ Dem Schmerz der wirklichen Welt gegenüber soll und muß die ideale Stimmung („das Unsterbliche“ in uns) vor der Pflicht des Mitleids („der heil'gen Sympathie“) zurücktreten. Anders in der Kunst: hier bleiben wir uns stets bewußt, daß wir im Reiche des schönen Scheins sind, und indem neben dem Leid auch „des Geistes tapfre Gegenwehr“ geschildert wird, fühlen wir in dem dargestellten Schicksal (besonders in der Tragödie) nicht bloß das „Zermalmenbe“, sondern auch das „Erhebende“ (Geb. 154, 36).

² Gemeint ist nicht das berühmte Bildwerk, sondern lediglich der wirkliche troische Priester.

Haucht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Tau,
Schimmert durch der Wehmut düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.¹

125

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte,
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Totenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin² List
Auf die will'gen Schultern des Verhafteten,
Bis sein Lauf geendigt ist —

135

Bis der Gott, des Iridischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet
Und des Athers leichte Lüste trinkt.
Froh des neuen, ungewohnten Schwebens,
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olymps Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen³
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

140

145

150

¹ Es sind zwei Bilder ineinandergeschoben: der Regenbogen ist ein Bild der die Wirklichkeit verklärenden Darstellung (objektive Eigenschaft des Kunstwerks); das ruhige Blau entspricht der Ruhe, die das Gemüt im Reiche des Schönen erfüllt (subjektive Eigenschaft des Betrachtenden). Weil das erste die Ursache, das zweite die Wirkung ist, konnte der Dichter die füne Form wählen. Ohne Bild: wie (b. h. dem entsprechend, daß) das Kunstwerk die Wirklichkeit verklärt, bleibt Ruhe neben Wehmut im Gemüt des Hörers.

² Hera.

³ Hebe.

62. Der Genius.¹

1795.

Glaub' ich", sprichst du, „dem Wort, das der Weisheit
 Meister mich lehren,
 Das der Lehrlinge Schar sicher und fertig beschwört?
 Kann die Wissenschaft nur zum wahren Frieden mich führen,
 Nur des Systems Gebälk stützen das Glück und das Recht?
 5 Muß ich dem Trieb mißtrauen, der leise mich warnt, dem
 Gesetze,

Das du selber, Natur, mir in den Busen geprägt,
 Bis auf die ewige Schrift die Schul² ihr Siegel gedrückt
 Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen Geist?
 Sage du mir's, du bist in diese Tiefen gestiegen,
 10 Aus dem modrichten Grab kamst du erhalten zurück.
 Dir ist bekannt, was die Gruft der dunkeln Wörter bewahret,
 Ob der Lebenden Trost dort bei den Mumien wohnt.
 Muß ich ihn wandeln, den nächtlichen Weg? Mir graut,
 ich bekenn' es!
 Wandeln will ich ihn doch, führt er zu Wahrheit und
 Recht."

15 Freund, du kennst doch die goldene Zeit? Es haben die Dichter
 Manche Sage von ihr rührend und kindlich erzählt;
 Jene Zeit, da das Heilige noch im Leben gewandelt,
 Da jungfräulich und feusch noch das Gefühl sich bewahrt,
 Da noch das große Gesetz, das oben im Sonnenlauf waltet
 20 Und verborgen im Ei reget den hüpfenden Punkt,

¹ „Genial“ nennen wir eine Naturanlage, durch die der Mensch auf irgend einem Gebiete nicht sowohl durch Nachdenken oder Forschung, sondern reflektionslos, ohne Schwanken und Irrtum, das Richtige gleichsam von selbst findet. Diesen Begriff, den wir am häufigsten auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst anwenden, braucht hier Schiller von der Sittlichkeit. — Ein jüngerer Freund fragt den Dichter, ob er sein sittliches Verhalten durchaus nur nach den Vorschriften der Moral, zu denen die Wissenschaft führt, leiten lassen dürfe, ob er seinem natürlichen Triebe mißtrauen müsse. — Die Antwort beruht auf der poetischen Vorstellung, daß der Widerstreit der Triebe, aus dem jede sittliche Unsicherheit hervorgeht (und der z. B. in „Ideal und Leben“ so stark hervorgehoben wird), ursprünglich nicht in der menschlichen Natur vorhanden gewesen sei, daß vielmehr „der menschlichen Brust freiere Wellen“ ursprünglich von demselben stillen Gesetze der Notwendigkeit irrtumslos geleitet wurden, welches im „Sonnenlauf“ und im „hüpfenden Punkte“ des Gies, d. h. in der materiellen Welt, der anorganischen wie organischen, waltet. Nur menschliche Schuld und Verbildung hat den Widerstreit hervorgerufen.

² Die zünftige Wissenschaft, die sich im Besitz der wahren Erkenntniß glaubt

Noch der Notwendigkeit stilles Gesetz, das stätige, gleiche,

Auch der menschlichen Brust freiere Wellen bewegt,
Da nicht irrend der Sinn und treu, wie der Zeiger am Uhrwerk,

Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies?
Da war kein Profaner, kein Eingeweihter zu sehen¹, 25

Was man lebendig empfand, ward nicht bei Toten gesucht;
Gleich verständlich für jegliches Herz war die ewige Regel,

Gleich verborgen der Quell, dem sie belebend entfloß.
Aber die glückliche Zeit ist dahin! Vermessene Willkür

Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden gestört. 30
Das entweihte Gefühl ist nicht mehr Stimme der Götter,

Und das Orakel verstummt in der entadelten Brust.
Nur in dem stilleren Selbst vernimmt es der horchende

Geist noch,

Und den heiligen Sinn hütet das mystische² Wort.
Hier beschwört es der Forscher, der reines Herzens hinabsteigt, 35

Und die verlor'ne Natur gibt ihm die Weisheit zurück.
Hast du, Glücklicher, nie den schützenden Engel verloren,

Nie des frommen Instinkts liebende Warnung verwirkt,
Malt in dem leuschen Auge noch treu und rein sich die

Wahrheit,

Tönt ihr Rufen dir noch hell in der kindlichen Brust, 40
Schweigt noch in dem zufried'nem Gemüt des Zweifels Empörung,

Wird sie, weißt du's gewiß, schweigen auf ewig, wie heut,
Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,

Nie den hellen Verstand trüben das tüdliche Herz —
O dann gehe du hin in deiner kostlichen Unschuld³! 45

Dich kann die Wissenschaft nichts lehren. Sie lerne von dir!
Jenes Gesetz, das mit eh'rнем Stab den Sträubenden lenkt,

Dir nicht gilt's. Was du thust, was dir gefällt, ist Gesetz,
Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort⁴:

Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund 50

¹ Weil es eben noch keine „Schule“ gab.

² Das schwerverständliche, das die Wissenschaft, die „Schule“ ausspricht.

³ Wer sich jene innere Harmonie bewahrt hat, der bedarf der Wissenschaft und des strengen Pflichtzwanges nicht, seine „köstliche Unschuld“ steht höher und trifft sicherer das Gute und Schöne als die tiefste Wissenschaft der Klugen und Philosophen (vgl. Ged. 161, B. 17 f.): er ist der sittliche „Genius“, den die Überschrift nennt.

⁴ Der sittliche Genius, der zugleich künstlerisch und wissenschaftlich genial schafft, wird seiner Mitwelt und Nachwelt das Siegel seines Geistes aufdrücken.

Redenst, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen;
 Du nur merbst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,
 Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget,
 Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.

63. Das verschleierte Bild zu Sais.

1795.

Ein Jüngling, den des Wissens heißer Durst
 Nach Sais in Ägypten¹ trieb, der Priester
 Geheime Weisheit zu erlernen, hatte
 Schon manchen Grad mit schnellem Geist durchheilt;
 5 Stets riß ihn seine Forschbegierde weiter,
 Und kaum befästigte der Hierophant²
 Den ungeduldig Strebenden. „Was hab' ich,
 Wenn ich nicht alles habe?“ sprach der Jüngling,
 „Gibt's etwa hier ein Weniger und Mehr?
 10 Ist deine Wahrheit, wie der Sinne Glück,
 Nur eine Summe, die man größer, kleiner
 Besitzen kann und immer doch besitzt?
 Ist sie nicht eine einz'ge, ungeteilte?
 Nimm einen Ton aus einer Harmonie,
 15 Nimm eine Farbe aus dem Regenbogen,
 Und alles, was dir bleibt, ist nichts, solang'
 Das schöne All der Töne fehlt und Farben.“

Indem sie einst so sprachen, standen sie
 In einer einsamen Rotonde still,
 20 Wo ein verschleiert Bild von Riesengröße
 Dem Jüngling in die Augen fiel. Verwundert
 Blickt er den Führer an und spricht: „Was ist's,
 Das hinter diesem Schleier sich verbirgt?“ —
 „Die Wahrheit“, ist die Antwort. — „Wie?“ ruft jener,
 25 „Nach Wahrheit streb' ich ja allein, und diese
 Gerade ist es, die man mir verhüllt?“ —

¹ Im Nildelta, häufig der ägyptischen Priesterweisheit.

² Priester, Ausleger der Geheimlehre.

„Das mache mit der Gottheit aus“, versekt
Der Hierophant. „Kein Sterblicher“, sagt sie,
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
Und wer mit ungeweihter, schuld'ger Hand 30
Den heiligen, verbot'nen früher hebt,
Der, spricht die Gottheit“ — „Nun?“ — „Der sieht die
Wahrheit.“ —

„Ein seltsamer Orakelspruch! Du selbst,
Du hättest also niemals ihn gehoben?“ —
„Ich? Wahrlich nicht! Und war auch nie dazu 35
Versucht.“ — „Das fass' ich nicht. Wenn von der Wahrheit
Nur diese dünne Scheidewand mich trennte“ —
„Und ein Gesetz“, fällt ihm sein Führer ein.
„Gewichtiger, mein Sohn, als du es es meinst,
Ist dieser dünne Flor — für deine Hand 40
Zwar leicht, doch zentnerschwer für dein Gewissen.“

Der Jüngling ging gedankenvoll nach Hause;
Ihm raubt des Wissens brennende Begier
Den Schlaf, er wälzt sich glühend auf dem Lager
Und rafft sich auf um Mitternacht. Zum Tempel 45
Führt unfreiwillig ihn der scheue Tritt.
Leicht ward es ihm, die Mauer zu ersteigen,
Und mitten in das Innre der Rotonde
Trägt ein beherzter Sprung den Wagenden.

Hier steht er nun, und grauenvoll umfängt
Den Einsamen die lebenlose Stille,
Die nur der Tritte hohler Widerhall
In den geheimen Gräften unterbricht.
Von oben durch der Kuppel Öffnung wirft 55
Der Mond den bleichen, silberblauen Schein,
Und furchtbar, wie ein gegenwärt'ger Gott,
Erglänzt durch des Gewölbes Finsternisse
In ihrem langen Schleier die Gestalt.

Er tritt hinan mit ungewissem Schritt;
Schon will die freche Hand das Heilige berühren,
Da zuckt es heiß und kühl durch sein Gebein
Und stößt ihn weg mit unsichtbarem Arme. 60

„Unglücklicher was willst du thun?“ so ruft
In seinem Innern eine treue Stimme.
65 „Versuchen den Allheiligen willst du?
„Kein Sterblicher“, sprach des Orakels Mund,
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.“
Doch setzte nicht derselbe Mund hinzu:
„Wer diesen Schleier hebt, soll Wahrheit schauen?“
70 Sei hinter ihm, was will! Ich heb' ihn auf.“
Er ruft's mit lauter Stimm': „Ich will sie schauen.“ —
„Schauen!“
Gellt ihm ein langes Echo spottend nach.
Er spricht's und hat den Schleier aufgedeckt.
„Nun,“ fragt ihr, „und was zeigte sich ihm hier?“
75 Ich weiß es nicht. Besinnungslos und bleich,
So fanden ihn am andern Tag die Priester
Am Fußgestell der Isis ausgestreckt.
Was er allda gesehen und erfahren,
Hat seine Zunge nie bekannt. Auf ewig
80 War seines Lebens Heiterkeit dahin,
Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe.
„Weh dem,“ dies war sein warnungsvolles Wort,
Wenn ungestüme Frager in ihn drangen,
„Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,
85 „Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein.“¹



64. Der philosophische Egoist.²

1795.

Hast du den Säugling gesehn, der, unbewußt noch der Liebe,
Die ihn wärmet und wiegt, schlafend von Arme zu Arm³
Wandert, bis bei der Leidenschaft Ruf der Jüngling erwacht
Und des Bewußtseins Blitz dämmernnd die Welt ihm erhellt?

¹ Diese Lehre des Gedichts beruht auf der Anschauung, daß der Mensch die ihm von der Gottheit gesetzten Schranken der Erkenntnis nicht überstreiten solle.

² So nennt Schiller solche Philosophen, welche jede freie Neigung als sittlichen Beweggrund verwerten und Selbstgenügsamkeit, unbebüngte Unabhängigkeit als das höchste Gut betrachten, ohne zu bebenken, daß selbst „das Unendliche“, d. h. die Natur, die Welt, nur durch gegenseitiges Geben und Empfangen bestehen kann, wie durch das Beispiel des hilflosen Säuglings und der aufopfernden Mutterliebe veranschaulicht wird.

³ Von einem Arm der Mutter auf den anderen.

Hast du die Mutter gesehn, wenn sie süßen Schlummer dem 5
Liebling

Kaufst mit dem eigenen Schlaf und für das Träumende sorgt,
Mit dem eigenen Leben ernährt die zitternde Flamme

Und mit der Sorge selbst sich für die Sorge belohnt?
Und du lästerst die große Natur, die, bald Kind und bald
Mutter,

Jetzt empfängst, jetzt gibt, nur durch Bedürfnis besteht? 10
Selbstgenügsam willst du dem schönen Ring dich entziehen,

Der Geschöpf an Geschöpf reiht in vertraulichem Bunde?
Willst, du Armer, stehen allein und allein durch dich selber,
Wenn durch der Kräfte Lanz'ch selbst das Unendliche steht?



65. Die Antike an den nordischen Wanderer.¹

1795.

Über Ströme hast du gesetzt und Meere durchschwommen,
Über der Alpen Gebirg trug dich der schwindlichte Steg.
Mich in der Nähe zu schaun und meine Schöne zu preisen,
Die der begeisterte Ruf röhmt durch die staunende Welt;
Und nun stehst du vor mir, du darfst mich Heil'ge berühren, 5
Aber bist du mir jetzt näher, und bin ich es dir?



66. Deutsche Treue.

1795.

Um den Zepter Germaniens stritt mit Ludwig dem Bayer²
Friedrich aus Habsburgs Stamm³, beide gerufen zum
Thron;
Aber den Austrier führt, den Jüngling, das neidische Kriegsglück
In die Fesseln des Feinds, der ihn im Kampfe⁴ bezwingt.

¹ Das Verständniß der Antike wird auch durch räumliche Nähe und persönliche Betrachtung nicht erschlossen, sofern nicht der innere Sinn des Beschauers der antiken Welt verwandt ist. — Vgl. Ged. 100

² Als deutscher Kaiser (seit 1314) Ludwig IV. (1287—1347).

³ Friedrich der Schöne (1286—1330), Sohn König Albrechts I..

⁴ In der Schlacht bei Mühldorf 1322.

5 Mit dem Throne kaust er sich los¹, sein Wort muß er geben,
 Für den Sieger das Schwert gegen die Freunde zu ziehn.
 Aber was er in Banden gelobt, kann er frei nicht erfüllen;²
 Siehe, da stellt er aufs neu' willig den Banden sich dar.
 Tief gerührt umhalst ihn der Feind, sie wechseln von nun an
 10 Wie der Freund mit dem Freund traulich die Becher des
 Mahls,
 Arm in Arme schlummern auf einem Lager die Fürsten,
 Da noch blutiger Haß grimmig die Völker zerfleischt.
 Gegen Friederichs Heer muß Ludwig ziehn. Zum Wächter
 Bayerns läßt er den Feind, den er bestreitet, zurück.
 15 „Wahrlich! So ist's! Es ist wirklich so! Man hat mir's
 geschrieben!“
 Rieß der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.



67. Das Höchste.³

1795.

Huchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es
 dich lehren.
 Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's!



68. Iliaß.⁴

1795.

Immer zerreißt den Kranz des Homer und zählt die Väter
 Des vollendeten ewigen Werks!
 Hat es doch eine Mutter nur und die Züge der Mutter,
 Deine unsterblichen Züge, Natur!



¹ Indem er darauf verzichtete.

² Friedrich konnte weder seine Brüder noch den Papst bestimmen, seine Verpflichtung anzuerkennen.

³ Das ganze Denken und Handeln (Wollen) des Menschen soll eine so folgerichtige Entwicklung seiner Kräfte sein wie die Entwicklung einer Pflanze, „notwendig wie des Baumes Frucht“.

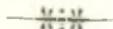
⁴ Der Hallenser Professor der Philologie Friedrich August Wolf (1759—1824) hatte in seiner Schrift „Prolegomena ad Homerum“ 1795 ausgeführt, daß die Homerischen Gedichte in ihrer jetzigen Gestalt unmöglich das

69. Unsterblichkeit.

1795.

Dor dem Tod erschrifft du? Du wünschest unsterblich zu leben?

Leb' im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es bleibt.

70. Der Spaziergang.¹

1795.

Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel,

Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich scheint! Dich auch grüß' ich, belebte Flur, euch, säuselnde Linden,

Und den fröhlichen Chor, der auf den Ästen sich wiegt, Ruhige Bläue, dich auch, die unermesslich sich ausgießt

Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald, Auch um mich, der, endlich entflohn des Zimmers Gefängnis

Und dem engen Gespräch, freudig sich rettet zu dir, Deiner Lüste balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,

Und den durftigen Blick läbt das energische Licht. Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben,

Aber der reizende Streit löset in Unmut sich auf. Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich,

Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad.

Werk eines einzigen Dichters sein könnten, daß vielmehr die im Volke lebende Sage in ihren einzelnen Teilen von verschiedenen „Rhapsoden“ gesungen, fortgespant und erst später zu einem Ganzen vereinigt worden sei. — Das Gedicht spricht den Gedanken aus, daß die Ilias, wenn sie auch auf diese Weise mehreren Dichtern („Vätern“) zugeschrieben sei, doch in der tiefen Naturwahrheit, die überall in ihr hervortritt, eine unsterbliche Einheit besitze. Wolfs Annahme selbst bekämpft Schiller hier nicht. Vgl. Ged. 150.

¹ Der Gegensatz zwischen Natur und Kultur (Kunst), den Schiller in der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ darstellte, wird in unserem Gedichte durch die wechselnden Bilder eines Spaziergangs veranschaulicht. — Der erste Teil (B. 1—58) schilbert die ländliche Umgebung den Preis des einfachen Naturzustandes; im zweiten Teil (B. 59—172) stellt die Phantasie des Dichters, angeregt durch das städtischer werdenbe Aussehen der Landschaft, die Entwicklung des Menschen zu immer höherer Kultur dar, die endlich zu sittlicher Verberniß und Umsturz des Staates führt; der dritte Teil (B. 173—200) kehrt wieder zur wirklichen Umgebung zurück und findet in der ewig gleich bleibenden Größe der Natur Veruhigung über das wechselnde Geschick des Menschen.

15 Um mich summt die geschäftige Bien', mit zweifelndem Flügel
 Wiegt der Schmetterling sich über dem rötlichten Klee.
 Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Weste,
 Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Lust.
 Doch jetzt braust's aus dem nahen Gebüsch; tief neigen der Erlen
 20 Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras.
 Mich umfängt ambrosische¹ Nacht; in duftende Kühlung
 Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein.
 In des Waldes Geheimnis entflieht mir auf einmal die
 Landschaft,
 Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.
 25 Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubiges Gitter
 Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
 Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald gibt
 Überraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
 Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
 30 Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
 Tief an des Berges Fuß, der gählings unter mir abstürzt,
 Wallet des grünlichen Stroms fließender Spiegel vorbei.
 Endlos unter mir seh' ich den Äther, über mir endlos,
 Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.
 35 Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
 Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.
 Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
 Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
 Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigentum scheiden,
 40 In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
 Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden
 Gottes,
 Seit aus der ehernen Welt² fliehend die Liebe verschwand!
 Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder,
 Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
 45 Klimmend, ein schimmernder Streif, die länderverknüpfende
 Straße;
 Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöze dahin.

¹ Das Beiwort bezeichnet bei Homer nur unsterblich, göttlich, heilig; wir empfinden darin die Vorstellung der „duftenden Kühlung“.

² Die Erinnerung an das ehrne Zeitalter im Gegensatz zum goldenen schlägt zum ersten Male leise den Gedanken an die Entwicklung des Menschen- geschlechtes an.

Vielfach extönt der Herden Geläut' im belebten Gefilde,
Und den Widerhall weckt einsam des Hirten Gesang.

Munt're Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden

Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie gäh dort herab. 50
Nachbarlich wohnet der Mensch noch¹ mit dem Acker zusammen,

Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach;
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet, 55

Teilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab!
Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein

fremder
Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur. 60
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.
Stände seh' ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher.
Regel wird alles, und alles wird Wahl und alles Be- 65
deutung;

Dieses Dienergefolg' meldet den Herrscher mir an.
Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppen,
Aus dem felsigten Kern hebt sich die türmende Stadt.
In die Wildnis hinaus sind des Waldes Faunen verstoßen,
Aber die Andacht leihet höheres Leben dem Stein. 70
Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird
um ihn,

Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt..
Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirkt ihr Streit, Größeres wirkt ihr Bünd.
Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schläget in tausend 75
Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,

¹ Das „noch“ hier und B. 55 gibt zuerst den Übergang zu einer geschichtlichen Betrachtung, indem sich der Dichter durch den Anblick der noch jetzt bestehenden einfachen Verhältnisse in die alte Zeit zurückversetzt fühlt. Doch sind auch die folgenden Zeilen bis B. 68 noch Schildderung des wirklich Geschehenen; erst mit B. 69 überläßt er sich seiner Phantasie.

Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze;
 Hier auf dem teuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.
 Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter und nehmen
 80 In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein.
 Herrliche Gaben bescherend erscheinen sie: Ceres vor allen
 Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Ankter herbei,
 Bacchus die Traube, Minerva des Ölbaums grünende Kaiser,
 Auch das krieg'rische Roß führet Poseidon heran;
 85 Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
 In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.¹
 Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit²,
 Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst;
 Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,
 90 Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
 Auf den Mauren erschienen, den Säugling im Arme, die
 Mütter,

Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
 Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
 Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
 95 Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur lehrte zurücke;
 Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
 „Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du
 habest

„Uns hier liegen gesiehn, wie das Gesetz es befahl.“³
 Ruhet sanft, ihr Geliebten! Von eurem Blute begossen,
 100 Grünet der Ölbaum, es keimt lustig die kostliche Saat.
 Munter entbrennt, des Eigentums froh, das freie Gewerbe,
 Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläulichte Gott.
 Bischend fliegt in den Baum die Axt, es erseufzt die Dryade,
 Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last.
 105 Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel beflügelt,
 In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
 Mulcibers⁴ Amboß tönt von dem Takt geschwungener Hämmer,
 Unter der nervichten Faust spritzen die Funken des Stahls,

¹ Cybele wurde mit einer Mauerkrone und von einem Löwengespann gezogen dargestellt. Die Mauerkrone kennzeichnete sie als Städtegründerin.

² Hier so viel wie Menschlichkeit, menschliches Wesen, Bildung.

³ Gedacht ist an den Heldenstob des Leonidas und der dreihundert Spartaner bei Thermopäla.

⁴ Deiname des Vulcan.

Glänzend umwindet der goldne Lein die tanzende Spindel,
 Durch die Saiten des Garns fauset das webende Schiff. 110
 Fern auf der Reede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
 Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß.
 Andre ziehn frohlockend dort ein mit den Gaben der Ferne;
 Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
 Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem 115
 Leben,

Seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr.
 Auf den Stapel schüttet die Ernten der Erde der Kaufmann,
 Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
 Was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet,

Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn¹. 120
 Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
 Von der Freiheit gesäugt wachsen die Künste der Lust².

Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
 Und vom Meißel beseelt, redet der fühlende Stein.

Künstliche Himmel ruhn auf schlanken, ionischen Säulen, 125
 Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon³ ein.

Leicht wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil
 von der Senne,

Hüpset der Brücke Joch über den brausenden Strom.
 Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
 Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist, 130
 Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
 Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Äther
 dem Strahl,

Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
 Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
 Körper und Stimme lehrt die Schrift dem stummen Gedanken, 135
 Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende
 Blatt.

Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
 Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.

¹ Das Horn des Überflusses, Ηυαλός λαχ. κέρας, entweder von der Ziege, aus deren Horn der junge Zeus auf Kreta genährt wurde, oder von der Nymphe, die ihm aus dem Horne die Nahrung reichte.

² Die schönen, Lust und Freude bei eitenden Künste.

³ Gedacht ist an das berühmte Pantheon zu Rom (jetzt Santa Maria della Rotonda).

Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der Beglückte, zerriss' er
 140 Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Bügel der
 Scham!

1 „Freiheit!“ ruft die Vernunft, „Freiheit!“ die wilde Begierde,
 Von der heil'gen Natur ringen sie lustern sich los.
 Ach, da reißen im Sturm die Antler, die an dem Ufer
 Warnend ihn hielten, ihn fäzt mächtig der flutende Strom.
 145 Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,
 Hoch auf der Fluten Gebirg wiegt sich entmästet der Kahn;
 Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche² Sterne,
 Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der
 Gott.³

Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und
 150 Treue
 Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
 In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimnis
 Drängt sich der Sykophant⁴, reißt von dem Freunde den
 Freund.

Auf die Unschuld schielt der Verrat mit verschlingendem Blicke,
 Mit vergiftendem Biß tötet des Lästerers Zahn.
 155 Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
 Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.
 Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
 Angemakft, der Natur kostlichste Stimmen entweicht,
 Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
 160 Raum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.
 Auf der Tribüne prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
 Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron.
 Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
 Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
 165 Bis die Natur erwacht, und mit schweren, ehernen Händen
 An das hohle Gebäu röhret die Not und die Zeit,
 Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
 Und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt,
 Aufsteht mit des Verbrechens Wut und des Elends die Menschheit
 170 Und in der Asche der Stadt sucht die verlor'ne Natur.

¹ Die Darstellung verläßt die alte Welt und nimmt die Farben von der Aufklärung und der sittlichen Verbernis vor der französischen Revolution.

² Weil sie nie untergehen.

³ Selbst ein edles Gefühl verirrt sich.

⁴ Böswilliger Angeber.

O, so öffnet euch, Mauren, und gebt den Gefangenen¹ ledig!

Zu der verlassenen Flur lehr' er gerettet zurück! --
Aber wo bin ich? Es birgt sich der Pfad. Abschüssige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den
Schritt.

Hinter mir blieb der Garten, der Hecken vertraute Begleitung, 175

Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe seh' ich getürmt, aus welchen das Leben
Keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand.
Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen,
Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn. 180
Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Lustraum
Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt.²

Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlorenen Schall menschlicher Mühlen und Lust.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem 185
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mich schaudernd ergriff mit des Lebens furchtbarem Bilde,
Mit dem stürzenden Thal stürzte der finst're hinab.
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück. 190
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.

Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Chrift du, fromme Natur, züchtig das alte Geſetz.
Immer dieselbe, bewahrſt du in treuen Händen dein Manne, 195
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling
vertraut,

Nährſt an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns. 200



¹ Den Menschen, der in den unnatürlichen Verhältnissen so entartet ist. Der Dichter sagt, wie der früher von ihm so hochverehrte Rousseau, die Ursache der geschilderten Verderbnis durchaus in die Abwendung von der Natur.

² Er bildet gewissermaßen eine Vermittelung zwischen der irdischen, festliegenden Welt und der höhern Region der Wolken und des Himmels.

71. Die Teilung der Erde.

1795.

Nehmt hin die Welt!" rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu. „Nehmt, sie soll euer sein;
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen;
Doch teilt euch brüderlich darein.“

5 Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig jung und alt.
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birschte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
10 Der Abt wählt sich den edeln Firnewein¹,
Der König sperrt die Brücken und die Straßen
Und sprach: „Der Gehente ist mein.“

Ganz spät, nachdem die Teilung längst geschehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern';
15 Ach, da war überall nichts mehr zu sehen,
Und alles hatte seinen Herrn.

„Weh' mir! so soll ich denn allein von allen
Vergessen sein, ich, dein getreuster Sohn?“
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen
20 Und warf sich hin vor Jovis Thron.

„Wenn du im Land der Träume dich verweilet“,
Versezt der Gott, „so had're nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt geteilet?“ —
„Ich war“, sprach der Poet, „bei dir.

25 „Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih' dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Erdische verlor!“ —

„Was thun?“ spricht Zeus. „Die Welt ist weggegeben,
30 Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst du in meinem Himmel mit mir leben:
So oft du kommst, er soll dir offen sein.“



¹ Firner Wein, eigentlich vorjähriger, daher alter, besonders kostbarer.

72. Die Weltweisen.¹

1795.

Der Satz², durch welchen alles Ding
Bestand und Form empfangen,
Der Nagel, woran Zeus den Ring
Der Welt, die sonst in Scherben ging,
Vorsichtig aufgehängen,
Den nenn' ich einen großen Geist,
Der mir ergründet, wie er heißt,
Wenn ich ihm nicht drauf helfe —
Er heißt: Zehn ist nicht Zwölfe.

Der Schnee macht kalt, das Feuer brennt,
Der Mensch geht auf zwei Füßen,
Die Sonne scheint am Firmament,
Das kann, wer auch nicht Logik kennt,
Durch seine Sinne wissen.
Doch wer Metaphysik studiert,
Der weiß, daß, wer verbrennt, nicht friert,
Weiß, daß das Nasse feuchtet
Und daß das Helle leuchtet.

Homerus singt sein Hochgedicht,
Der Held besteht Gefahren;
Der brave Mann thut seine Pflicht
Und that sie, ich verhehl' es nicht,
Eh' noch Weltweise waren;
Doch hat Genie und Herz vollbracht,
Was Lock'³ und Des Cartes⁴ nie gedacht,

¹ Schiller am 16. Okt. 1795 an Goethe: „Bei diesem Stücke habe ich mich über den Satz des Widerspruchs lustig gemacht; die Philosophie erscheint immer lächerlich, wenn sie aus eignem Mittel, ohne ihre Abhängigkeit von der Erfahrung zu gestehen, das Wissen erweitern und der Welt Gesetze geben will.“ — Str. 1 und 2 verspotten die Logik, Str. 3 die Ästhetik und Ethik, Str. 4 und 5 die Staats- und Völkerrechtslehre.

² Der Satz des Widerspruchs. Er gehört der Logik an und lautet: Zwei Urteile, die kontrabitorisch entgegengesetzt sind (z. B. A ist B und A ist nicht B), können nicht beide wahr sein, oder: kein Ding ist gleich seinem kontrabitorischen Gegensatz, z. B. kein A gleich nicht A.

³ John Lock (1632 - 1704), englischer Philosoph.

⁴ René Descartes, gewöhnlich Cartesius (1596 - 1650), französischer Philosoph.

Sogleich wird auch von diesen
Die Möglichkeit bewiesen.

30 Im Leben gilt der Stärke Recht,
Dem Schwachen trogt der Kühne,
Wer nicht gebieten kann, ist Knecht;
Sonst geht es ganz exträglich schlecht
Auf dieser Erdenbühne.
35 Doch wie es wäre, fing' der Plan
Der Welt nur erst von vornen an,
Ist in Moralsystemen
Ausführlich zu vernehmen.

40 „Der Mensch bedarf des Menschen sehr
Zu seinem großen Ziele;
Nur in dem Ganzen wirkt er,
Viel Tropfen geben erst das Meer,
Viel Wasser treibt die Mühle.
45 Drum flieht der wilden Wölfe Stand
Und knüpft des Staates dauernd Band!
So lehren vom Katheder
Herr Puffendorf¹ und Feder².

50 Doch weil, was ein Professor spricht,
Nicht gleich zu allen dringet,
So übt Natur die Mutterpflicht
Und sorgt, daß nie die Kette bricht,
Und daß der Reif nie springet.
Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.



¹ Samuel, Freiherr von Puffendorf ober Puffendorf (1632—94), Begründer des Natur- und Völkerrechts, Professor in Heidelberg, später in Stockholm.

² Johann Georg Heinrich Feder (1740—1821), Professor der Philosophie in Göttingen und andernwärts.

73. Theophanie.¹

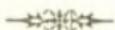
1795.

Beigt sich der Glückliche mir, ich vergesse die Götter des
Himmels;
Aber sie stehn vor mir, wenn ich den Leidenden seh'.

74. Einem jungen Freunde².
als er sich der Weltweisheit widmete.

1795.

Schwere Prüfungen müßte der griechische Jüngling bestehen,
Geh' das Eleusische Haus³ nun den Bewährten empfing.
Bist du bereit und reif, das Heiligtum zu betreten,
Wo den verdächtigen Schatz⁴ Pallas Athene verwahrt?
Weißt du schon, was deiner dort harrt? Wie teuer du kaufest? 5
Dass du ein ungewiß Gut mit dem gewissen⁵ bezahlst?
Fühlst du dir Stärke genug, der Kämpfe schwersten zu kämpfen,
Wenn sich Verstand und Herz, Sinn und Gedanken entzwei'n?
Mut genug, mit des Zweifels unsterblicher Hydra zu ringen
Und dem Feind in dir selbst männlich entgegen zu gehn? 10
Mit des Auges Gesundheit, des Herzens heiliger Unschuld
Zu entlarven den Trug, der dich als Wahres versucht?
Fliehe, bist du des Führers im eigenen Busen⁶ nicht sicher,
Fliehe den lockenden Rand, ehe der Schlund dich verschlingt!
Manche gingen nach Licht und stürzten in tiefere Nacht nur; 15
Sicher im Dämmerschein wandelt die Kindheit dahin.



¹ Gotteserscheinung. Wie der Mensch oft durch das eigene Unglück zu Gott geführt wird, den er im Glücke vergißt, so auch durch den Anblick des Leidens anderer.

² Ob an eine bestimmte Person gedacht ist, weiß man nicht.

³ Der Tempel zu Eleusis, das durch den Geheimdienst der Demeter und Proserpina hochberühmt war.

⁴ Die Wahrheit; sie ist verdächtig, weil es ungewiß ist, ob sie dem Empfänger Gutes oder Böses bringt.

⁵ Mit der unbeschaffenen, noch durch keine Zweifel getrübten kindlichen Weltanschauung.

⁶ Der Kraft des Denkens und des Mutes der Überzeugung.

75. Archimedes und der Schüler.¹

1795.

Bu Archimedes kam ein wißbegieriger Jüngling.
 „Weihe mich“, sprach er zu ihm, „ein in die göttliche Kunst,
 Die so herrliche Frucht dem Vaterlande getragen
 Und die Mauren der Stadt vor der Sambuca* beschützt!“ —
 „Göttlich nennst du die Kunst? Sie ist's“, versetzte der Weise;
 „Aber das war sie, mein Sohn, eh' sie dem Staat noch gedient.
 Willst du nur Früchte von ihr, die kann auch die Sterb-
 liche zeugen;
 Wer um die Göttin freit, suche in ihr nicht das Weib.“

76. Menschliches Wissen.²

1795.

Weil du liefest in ihr, was du selber in sie geschrieben,
 Weil du in Gruppen fürs Aug' ihre Erscheinungen reihst,
 Deine Schnüre gezogen auf ihrem unendlichen Felde,
 Wähnst du, es fasse dein Geist ahnend die große Natur.
 So beschreibt mit Figuren der Astronome den Himmel,
 Daß in dem ewigen Raum leichter sich finde der Blick,
 Knüpft entlegene Sonnen, durch Siriusfern geschieden,
 Aneinander im Schwan und in den Hörnern des Stiers.
 Aber versteht er darum der Sphären mystische Tänze,
 Weil ihm das Sternengewölb' sein Planiglobium zeigt?³



* Der Name einer Belagerungsmaschine, deren sich Marcellus gegen Syrakus bediente.⁴

¹ Archimedes war nach Plutarch von so hoher Auffassung der Wissenschaft, daß er die „Mechanik und jede Kunst, die auf den Augen abzielt, als niedrig und handwerksmäßig betrachtete und seinen ganzen Ehrgeiz nur auf solche Gebiete setzte, die das Schöne und Große unvermischt mit der Rücksicht auf das praktische Bedürfnis enthalten.“

² Die Ordnung, unter der die menschliche Wissenschaft die Natur auffaßt, liegt nicht in dieser selbst; ihr wahres Wesen ist vielleicht ganz anders als unser wohlgeordnetes Fachwerk.

³ Sternengewölb' ist Subjekt, Planiglobium (die Himmelskugel als Fläche dargestellt, Sternkarte) Objekt: aus dem unendlichen Himmel blickt ihm das wohlbekannte, leicht übersichtliche Bild seines Planiglobiums entgegen.

⁴ Anmerkung Schillers in den „Horen“.

77. Die Sänger der Vorwelt.¹

1795.

Sagt, wo sind die Vortrefflichen hin, wo sind' ich die Sänger,

Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt,
Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen
gesungen

Und getragen den Geist hoch auf den Flügeln des Lieds?
Ach, noch leben die Sänger; nur fehlen die Thaten, die Lyra 5
Freudig zu wecken, es fehlt, ach! ein empfangendes Ohr.
Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu Munde

Flog, von Geschlecht zu Geschlecht euer empfundenes Wort.
Wie man die Götter empfängt, so begrüßte jeder mit Andacht,
Was der Genius ihm, redend und bildend², erschuf. 10
An der Glut des Gesangs entflammten des Hörers Gefühle,
An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Glut,
Nähr' und reinigte sie, der Glückliche, dem in des Volkes
Stimme noch hell zurück tönte die Seele des Lieds,
Dem noch von außen erschien, im Leben, die himmlische 15
Gottheit,

Die der Neuere kaum, kaum noch im Herzen vernimmt.

78. Die Führer des Lebens.³

1795.

Zweierlei Genien sind's, die dich durchs Leben geleiten,
Wohl dir, wenn sie vereint helfend zur Seite dir stehn!
Mit erheiterndem Spiel verkürzt dir der eine die Reise,
Leichter an seinem Arm werden dir Schicksal und Pflicht.

¹ Elegische Klage, daß der neuere (sentimentalische) Dichter weber so sangeswürbige Stoffe noch so empfängliche Hörer habe wie die alten (naiven) Sänger, die in einer poetischen Wirklichkeit lebten.

² „Redend“ geht auf den sprachlichen Ausdruck, „bildend“ auf die gestaltenschaffende Phantasie des Dichters. An die bildende Kunst zu denken, wäre der Stelle ganz fremd.

³ Das Schöne und das Erhabene.

5 Unter Scherz und Gespräch begleitet er bis an die Kluft dich,
 Wo an der Ewigkeit Meer schaudernd der Sterbliche steht.
 Hier empfängt dich entschlossen und ernst und schwiegend
 der andre,
 Trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe dich hin.
 Nimmer widme dich einem allein! Vertraue dem ersten
 10 Deine Würde nicht an, nimmer dem andern dein Glück!



79. Karthago.

1795.

Ausgeartetes Kind der bessern menschlichen Mutter¹,
 Das mit des Römers Gewalt paaret des Thriens Liss!
 Aber jener beherrschte mit Kraft die eroberte Erde,
 Dieser bekehrte die Welt, die er mit Klugheit bestahl.
 5 Sprich, was rühmt die Geschichte von dir? Wie der Römer
 erwarbst du
 Mit dem Eisen, was du thrisch mit Golde regierst.



80. Zenith und Nadir.²

1795.

Wo du auch wandelst im Raum, es knüpft dein Zenith
 und Nadir
 An den Himmel dich an, dich an die Achse der Welt.
 Wie du auch handelst in dir, es berühre den Himmel der
 Wille,
 Durch die Achse der Welt gehe die Richtung der That.



¹ Tyrus, Karthagos Mutterstadt, wird besser und menschlich genannt, weil es Waffengewalt meid und Bildung verbreitete.

² Scheitelpunkt und Fußpunkt. Unser Wille soll von oben (von Gott, vom Ideale) seine Kraft erhalten (den „Himmel berühren“), unsere That aber stets die Bedingungen der wirklichen, irdischen Welt berücksichtigen.

81. Das Mädchen aus der Fremde.¹

1796.

In einem Thal bei armen Hirten
 Erschien mit jedem jungen Jahr,
 Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
 Ein Mädchen schön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Thal geboren,
 Man wußte nicht, woher sie kam,
 Und schnell war ihre Spur verloren,
 Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Beseligend war ihre Nähe,
 Und alle Herzen wurden weit,
 Doch eine Würde, eine Höhe
 Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
 Gereift auf einer andern Flur,
 In einem andern Sonnenlichte,
 In einer glücklichern Natur.

Und teilte jedem eine Gabe,
 Dem Früchte, jenem Blumen aus;
 Der Jüngling und der Greis am Stabe,
 Ein jeder ging beschenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäste,
 Doch nahte sich ein liebend Paar,
 Dem reichte sie der Gaben beste,
 Der Blumen allerschönste dar.

¹ Eine Allegorie: Das Mädchen ist die Poesie, das Thal die Erde, die armen Hirten die Menschen. Wenn die Natur im Frühling sich verjüngt, werden alle Menschen für die Gaben der Poesie empfänglicher, am meisten in der Zeit der Jugend und der Liebe.

82. Pompeji und Herkulanium.¹

1796.

Welches Wunder begibt sich? Wir flehnen um trinkbare
Quellen,

Erde, dich an, und was sendet dein Schoß uns herauf?
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entflohn'ne zurück?
5 Griechen², Römer, o kommt! o seht, das alte Pompeji

Findet sich wieder, aufs neu' bauet sich Hercules' Stadt.
Giebel an Giebel steigt, der räumige Portikus öffnet
Seine Hallen, o eilt, ihn zu beleben, herbei!

Aufgethan ist das weite Theater, es stürze durch seine
10 Sieben Mündungen³ sich flutend die Menge herein.

Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! Das bereitete Opfer vollende
Altreus' Sohn⁴, dem Orest folge der grausende Chor!⁵
Wohin führet der Bogen des Siegs?⁶ Erkennt ihr das

Forum?

Was für Gestalten sind das auf dem kurulischen Stuhl?⁷
15 Traget, Liktoren, die Beile voran! Den Sessel besteige

Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihm.
Reinliche Gassen breiten sich aus, mit erhöhetem Pflaster
Ziehet der schmälere Weg neben den Häusern sich hin.

Schüzend springen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
20 Reihn um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.
Öffnet die Läden geschwind und die lange verschütteten Thüren,
In die schaudruckte Nacht falle der lustige Tag!

¹ Die Ausgrabung der 79 n. Chr. (unter Titus) verschütteten Städte wurde 1748 begonnen und nach längerer Unterbrechung 1796 wieder aufgenommen. Die älteste Spur, einige Bilsäulen, fand man bereits 1711, als ein Brunnen bei Portici gegraben wurde. Der Dichter knüpft hieran gleich die ganze Ausgrabung an und schildert die Stadt (ohne Herkulanium und Pompeji voneinander zu scheiden), als wäre sie völlig ausgegraben und alles wohl erhalten, so daß nur die lebendigen Bewohner fehlen.

² Herkulanium hatte ursprünglich griechische Einwohner.

³ Das in Herkulanium ausgegrabene Theater hat sieben Ausgänge.

⁴ Agamemnon, der Iphigenie opfern will.

⁵ Die Furien. Gebacht ist also etwa an eine Aufführung von Euripides' „Iphigenie“ und Aischylos' „Eumeniden“.

⁶ Der Triumphbogen, der in Pompeji zum Forum führt, wo Gericht gehalten wurde.

⁷ Ehrensessel für höhere Staatsbeamte.

Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke sich dehnen,
Wie von buntem Gestein¹ schimmernd das Estrich sich
hebt!

Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben. 25

Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg.

² Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
Fasset der munt're Feston reizende Bildungen ein.

Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber,

Emfige Genien dort keltern den purpurnen Wein; 30

Hochauf springt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet sie
schlummernd,

Und der lauschende Faun hat sich nicht satt noch gefehn.
Flüchtig tummelt sie hier den raschen Centauren, auf einem
Knie nur schwebend, und treibt frisch mit dem Thyrus
ihn an.

Knaben, was säumt ihr? Herbei! Da stehn noch die schönen 35
Geschirre.

Frisch, ihr Mädchen, und schöpft in den etrusischen Krug!
Steht nicht der Dreifuß hier auf schön geflügelten Sphingen?

Schüret das Feuer! Geschwind, Sklaven, bestelle den Herd!
Kaufst, hier geb' ich euch Münzen, vom mächtigen Titus
gepräget;

Auch noch die Wage liegt hier, sehet, es fehlt kein Gewicht. 40
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,

Und mit glänzendem Öl fülle die Lampe sich an!

Was verwahret dies Kästchen? O seht, was der Bräutigam
fendet,

Mädchen! Spangen von Gold, glänzende Pasten³ zum
Schmuck.

Führet die Braut in das duftende Bad, hier stehn noch die 45
Salben,

Schminke find' ich noch hier in dem gehöhlten Kristall.
Aber wo bleiben die Männer? die Alten? Im ernsten Museum

Liegt noch ein kostlicher Schatz seltener Rollen gehäuft.

Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wächerne Tafeln;

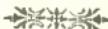
Nichts ist verloren, getreu hat es die Erde bewahrt. 50

¹ Mosaikpflaster.

² Die folgenden vier Distichen schildern die Bilder, die sich an den Wänden befinden.

³ Abdrücke von Gemmen in Glas, Gips u. dgl.

Auch die Penaten, sie stellen sich ein, es finden sich alle
Götter wieder; warum bleiben die Priester nur aus?
Den Caduceus¹ schwingt der zierlich geschenkelte Hermes,
Und die Viktoria fliegt leicht aus der haltenden Hand.
55 Die Altäre, sie stehen noch da, o kommt, o zündet,
Lang' schon entbehrte der Gott, zündet die Opfer ihm an!



83. Die beste Staatsverfassung.

1796.

Diese nur kann ich dafür erkennen, die jedem erleichtert,
Gut zu denken, doch nie, daß er so denke, bedarf.



84. An die Gesetzgeber.

1796.

Sehet immer voraus, daß der Mensch im ganzen das Rechte
Will; im einzelnen nur rechnet mir niemals darauf.



85. Würde des Menschen.

1796.

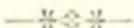
Nichts mehr davon, ich bitt' euch! Zu essen gebt ihm, zu
wohnen;
Habt ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde von selbst.



86. Das Ehrwürdige.

1796.

Ehret ihr immer das Ganze! Ich kann nur Einzelne achten:
Immer in Einzelnen nur hab' ich das Ganze erblickt.



¹ Seinen schlängenumwundenen Heroldstab. Wirklich hatte man in Herkulaneum eine schöne Bronzestatue des Hermes gefunden.

87. Klage der Ceres.¹

1796.

5
Ist der holde Lenz erschienen?
Hat die Erde sich verjüngt?
Die besonnten Hügel grünen,
Und des Eises Rinde springt.
Aus der Ströme blauen Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus²,
Milder wehen Zephyrs Flügel,
Augen treibt das junge Reis.
In dem Hain erwachen Lieder,
Und die Oreade spricht:
10 „Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht.“

15 Ach wie lang' ist's, daß ich walle
Suchend durch der Erde Flur!
Titan³, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der teuren Spur;
Keiner hat mir noch verkündet
Bun dem lieben Angesicht,
Und der Tag, der alles findet,
Die Verlor'ne fand er nicht.
20 Hast du, Zeus, sie mir entrissen?
Hat, von ihrem Reiz gerührt,
Zu des Orkus schwarzen Flüssen
Pluto sie hinabgeführt?

25 Wer wird nach dem düstern Strande
Meines Grames Bote sein?
Ewig stözt der Kahn⁴ vom Lande,
Doch nur Schatten nimmt er ein.

¹ Ceres, die Mutter der von Hades geraubten Persephone, erblickt in den Pflanzen „teure Boten“, die eine lebendige Verbindung zwischen ihr und der Tochter herstellen, indem sie mit den Wurzeln in die Unterwelt, mit Blättern und Blüten in das Licht des Tages reichen.

² Für: Himmel.

³ Helios, so genannt als Sohn des Titanen Hyperion. Nach der Sage hat Ceres ihre Tochter neun Tage vergeblich gesucht und am zehnten von dem allsehenden Helios erfahren, daß Hades sie entführt habe.

⁴ Des Charon.

30

Jedem sel'gen Aug' verschlossen
 Bleibt das nächtliche Gesild',
 Und solang' der Styx geflossen,
 Trug er kein lebendig Bild.
 Nieder führen tausend Steige,
 Keiner führt zum Tag zurück,
 Ihre Thränen bringt kein Zeuge
 Vor der bangen Mutter Blick.

35

40

45

50

55

60

Mütter, die aus Pyrrhas Stamme
 Sterbliche geboren sind,
 Dürfen durch des Grabes Flamme
 Folgen dem geliebten Kind;
 Nur was Jovis Haus bewohnet,
 Nahet nicht dem dunkeln Strand,
 Nur die Seligen verschonet,
 Parzen, eure strenge Hand.
 Stürzt mich in die Nacht der Nächte
 Aus des Himmels goldnem Saal!
 Ehret nicht der Göttin Rechte,
 Ach, sie sind der Mutter Qual!

Wo sie mit dem finstern Gatten
 Freudlos thronet, stieg' ich hin,
 Träte mit den leisen Schatten
 Leise vor die Herrscherin.
 Ach, ihr Auge, feucht von Bären,
 Sucht umsonst das goldne Licht,
 Irret nach entfernten Sphären,
 Auf die Mutter fällt es nicht,
 Bis die Freude sie entdecket¹,
 Bis sich Brust mit Brust vereint,
 Und, zum Mitgefühl erwecket,
 Selbst der rauhe Orkus weint.

Einler Wunsch, verlor'ne Klagen!
 Ruhig in dem gleichen Gleis
 Rollt des Tages sich'rer Wagen,
 Ewig steht der Schluß des Zeus.

¹ Bis ihre freudigen Gebärden sie (die Mutter) verraten.

Weg von jenen Finsternissen
 Wandt' er sein beglücktes Haupt;
 Einmal in die Nacht gerissen,
 Bleibt sie ewig mir geraubt,
 Bis des dunkeln Stromes Welle
 Von Auroraens Farben glüht,
 Iris mitten durch die Hölle
 Ihren schönen Bogen zieht.¹

Ist mir nichts von ihr geblieben?
 Nicht ein süß erinnernd Pfand,
 Daß die Fernen sich noch lieben,
 Keine Spur der teuren Hand?
 Knüpfet sich kein Liebesknoten
 Zwischen Kind und Mutter an?
 Zwischen Lebenden und Toten
 Ist kein Bündnis aufgethan?
 Nein, nicht ganz ist sie entflohen!
 Nein, wir sind nicht ganz getrennt!
 Haben uns die ewig Hohen
 Eine Sprache doch vergönnt!

Wenn des Frühlings Kinder sterben,
 Wenn von Nordes kaltem Hauch
 Blatt und Blume sich entfärbten,
 Traurig steht der nackte Strauch,
 Nehm' ich mir das höchste Leben
 Aus Vertumnus'² reichem Horn,
 Opfernd es dem Styx zu geben,
 Mir des Samens goldnes Korn.
 Traurend senk' ich's in die Erde,
 Leg' es an des Kindes Herz,
 Daß es eine Sprache werde
 Kleiner Liebe, meinem Schmerz.

Führt der gleiche Tanz der Horen
 Freudig nun den Lenz zurück,

¹ Bezeichnung des Unmöglichen, also: bis in Ewigkeit.

² Der italiische Gott der sich verwandelnden Natur, des Wechsels der Jahreszeiten, erscheint etwas auffallend hier unter durchaus griechischen mythischen Vorstellungen.

100

Wird das Tote neu geboren
 Von der Sonne Lebensblick.
 Keime, die dem Auge starben
 In der Erde kaltem Schoß,
 In das heit're Reich der Farben
 Ringen sie sich freudig los.
 Wenn der Stamm zum Himmel eilt,
 Sucht die Wurzel scheu die Nacht,
 Gleich in ihre Pflege teilet
 Sich des Styx, des Athers Macht.

105

Halb berühren sie der Toten,
 Halb der Lebenden Gebiet;
 Ach, sie sind mir teure Boten,
 Süße Stimmen vom Cocht¹!
 Hält er gleich sie selbst verschlossen
 In dem schauervollen Schlund,
 Aus des Frühlings jungen Sprossen
 Redet mir der holde Mund,
 Daß auch fern vom goldnen Tage,
 Wo die Schatten traurig ziehn,
 Liebend noch der Busen schlage,
 Bärtlich noch die Herzen glühn.

110

115

120

O so laßt euch froh begrüßen,
 Kinder der verjüngten Au!
 Euer Kelch soll überfließen
 Von des Nektars reinstem Tau.
 Tauchen will ich euch in Strahlen,
 Mit der Iris schönstem Licht
 Will ich eure Blätter malen,
 Gleich Aurorens Angesicht.
 In des Lenzes heiterm Glanze
 Lese jede zarte Brust,
 In des Herbstes welkem Kranze
 Meinen Schmerz und meine Lust.

125

130



¹ Vgl. S. 9, Anm. 2.

88. Falscher Studiertrieb.

1796.

Dwie viel neue Feinde der Wahrheit! Mir blutet die Seele,
Seh' ich das Eulengeschlecht, das zu dem Lichte sich drängt.

89. Quelle der Verjüngung.

1796.

Glaubt mir, es ist kein Märchen, die Quelle der Jugend,
Wirklich und immer. Ihr fragt, wo? In der dichtenden
Kunst.

90. Die Geschlechter.¹

1796.

Sieh in dem zarten Kind zwei liebliche Blumen vereinigt,
Jungfrau und Jüngling, sie deckt beide die Knospe
noch zu.

Leise löst sich das Band, es entzweien sich zart die Naturen,
Und von der holden Scham trennet sich feurig die Kraft.
Gönne dem Knaben, zu spielen, in wilder Begierde zu toben: 5
Nur die gesättigte Kraft lehret zur Anmut zurück.
Aus der Knospe beginnt die doppelte Blume zu streben,
Rößlich ist jede, doch stillt keine dein sehndes Herz².
Reizende Fülle schwellet der Jungfrau bliühende Glieder,
Aber der Stolz bewacht streng, wie der Gürtel, den Reiz. 10

¹ Im Kind sind die Eigentümlichkeiten der beiden Geschlechter noch nicht entwidelt, die „Knospen“ der beiden „Blumen der Menschheit“ sind gleich; allmählich aber entfalten sie sich immer gegenseitiger und treten im reisen Jugendalter zu einem schroffen, ja feindlichen Gegensatz auseinander, bis die Natur in ihnen die Sehnsucht nacheinander weckt und sie durch die Liebe (Ergänzungsbefürfnis) vereinigt.

² Der Betrachter möchte gern die vollendete Menschheit erblicken.

Scheu, wie das zitternde Reh, das ihr Horn¹ durch die
Wälder verfolget,
Flieht sie im Mann nur den Feind, hasset noch, weil sie
nicht liebt.

Trotzig schauet und kühn aus finstern Wimpern der Jüngling,
Und gehärtet zum Kampf spannet die Sehne sich an.

15 Fern in der Speere Gewühl und auf die stäubende Rennbahn
Ruft ihn der lockende Ruhm, reißt ihn der brausende Mut.
Zeigt beschütze dein Werk, Natur! Auseinander auf immer
Fliehet, wenn du nicht vereinst, feindlich, was ewig sich sucht.
Aber da bist du, du Mächtige, schon, aus dem wildesten Streite

20 Rufst du der Harmonie göttlichen Frieden hervor.
Tief verstimmt die lärmende Jagd, des rauschenden Tages
Tosen verhasset, und leis' sinken die Sterne herab.
Seufzend flüstert das Rohr, sanft murmelnd gleiten die Bäche,
Und mit melodischem Lied füllt Philomela den Hain.

25 Was ergeht zu Seufzern der Jungfrau steigenden Busen?
Jüngling, was füllt den Blick schwelend mit Thränen
dir an?

Ach, sie suchet umsonst, was sie sanft anschmiegend umfasse,
Und die schwelende Frucht beuget zur Erde die Last.²
Ruhelos strebend verzehrt sich in eigenen Flammen der
Jüngling,

30 Ach, der brennenden Glut wehet kein lindernder Hauch.
Siehe, da finden sie sich, es führet sie Amor zusammen,
Und dem geflügelten Gott folgt der geflügelte Sieg.
Göttliche Liebe, du bist's, die der Menschheit Blumen vereinigt!
Ewig getrennt, sind sie doch ewig verbunden durch dich.



91. Der Naturkreis.

1796.

Alls, du Ruhige, schließt sich in deinem Reiche: so kehret
Auch zum Kinde der Greis kindisch und kindlich zurück.



¹ Die Jungfrau wird als Jägerin gebaht, wie die jungfräuliche Göttin Diana.

² Das von Sehnsucht und unbestimmtem Liebesdrang volle und schwere Herz; der Jungfrau.

92. Das Geschenk.¹

1796.

Ring und Stab, o seid mir auf Rheinweinflaschen willkommen!

Ja, wer die Schafe so tränket, der heißt mir ein Hirt!
Dreimal gesegneter Trank! Dich gewann mir die Muse,
die Muse

Schick dich, die Kirche selbst drückte das Siegel dir auf.

93. Der Genius mit der umgekehrten Fackel.²

1796.

Lieblich sieht er zwar aus mit seiner erloschenen Fackel;
Aber, ihr Herren, der Tod ist so ästhetisch doch nicht.



94. Macht des Weibes.

1796.

Mächtig seid ihr, ihr seid's durch der Gegenwart ruhigen
Zauber;

Was die Stille nicht wirkt, wirkt die Rauschende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er,

Aber durch Anmut allein herrschet und herrsche das Weib.
Manche zwar haben geherrscht durch des Geistes Macht und 5
der Thaten,

Aber dann haben sie dich, höchste der Kronen, entbehrt.
Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit:
Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet bloß, weil sie sich zeigt.



¹ Der Freiherr von Dalberg in Erfurt, Bruder des Mannheimer Theaterintendanten, Koabjutor der Bistümer Mainz, Worms und Konstanz, mit dem Schiller in sehr freundschaftlicher Beziehung stand, hatte dem Dichter am 1. März 1796 als Erwiderung auf Übersendung des Musenalmanachs zwölf Flaschen Rheinwein zum Geschenk gemacht.

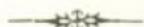
² Diese mythologische Gestalt war durch Lessings berühmte Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet?“ sehr bekannt geworden.

95. Tugend des Weibes.

1796.

Tugenden brauchet der Mann, er stürzet sich wagend ins Leben,

Tritt mit dem stärkeren Glück in den bedenklichen Kampf.
Eine Tugend genüget dem Weib: sie ist da, sie erscheinet;
Lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erscheine sie stets.

96. Weibliches Urteil.¹

1796.

Männer richten nach Gründen, des Weibes Urteil ist seine Liebe; wo es nicht liebt, hat schon gerichtet das Weib.

97. Forum des Weibes.¹

1796.

Frauen, richtet mir nie des Mannes einzelne Thaten;
Aber über den Mann sprechet das richtende Wort!

98. Das weibliche Ideal.²

An Amanda.

1796.

Überall weicht das Weib dem Manne; nur in dem Höchsten
Weicht dem weiblichsten Weib immer der männlichste
Mann.

Was das Höchste mir sei? Des Sieges ruhige Klarheit,
Wie sie von deiner Stirn, holde Amanda, mir strahlt.

¹ Die Gründe des Mannes beruhen auf dem logischen (diskursiven) Denken, die Empfindung der Frau auf der unmittelbaren (intuitiven) Anschauung; daher kann sie eine einzelne That des Mannes leicht verkennen, wird aber in dem Gesamturteil über die Persönlichkeit das Richtige treffen. Das erste Epigramm gibt also den Unterschied der urteilenden Subjekte an, daß zweite die Verschiedenheit der beurteilten Objekte.

² In der Beschränkung auf das Gefühl liegt das Ungebrochene, die innere Selbstgewissheit einer edlen weiblichen Natur. Daher ist die echte Weiblichkeit

Schwimmt auch die Wolke des Grams um die heiter glänzende Scheibe,

Schöner nur malt sich das Bild auf dem vergoldeten Duft. Dünke der Mann sich frei! Du bist es; denn ewig notwendig

Weißt du von keiner Wahl, keiner Notwendigkeit mehr¹. Was du auch gibst, stets gibst du dich ganz; du bist ewig nur Eines,

Auch dein zartester Laut ist dein harmonisches Selbst. Hier ist ewige Jugend bei niemals versiegender Fülle,

Und mit der Blume zugleich brichst du die goldene Frucht.

5

10



99. Die schönste Erscheinung.

1796.

Sahest du nie die Schönheit im Augenblicke des Leidens,
Niemals hast du die Schönheit gesehn.

Sahst du die Freude nie in einem schönen Gesichte,

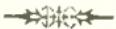
Niemals hast du die Freude gesehn.



100. Der griechische Genius an Meyer² in Italien.

1796.

Tausend andern verstummt, die mit taubem Herzen ihn
fragen,
Dir, dem Verwandten und Freund, redet vertraulich der
Geist.



der vollendeten Männlichkeit überlegen, weil sie in jener Sicherheit des Herzens (vgl. S. 151, Anm. 1) besteht, die Schiller hier „des Sieges ruhige Klarheit“ nennt. Bgl. auch die Schilderung des fiktiven „Genius“ in Gedicht 62.

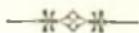
¹ Die innerliche, organische Notwendigkeit schließt das Gefühl einer äußeren Nötigung aus.

² Der Maler Heinrich Meyer aus Stäfa (1759 – 1832), Goethes vertrauter Freund.

101. Erwartung und Erfüllung.

1796.

In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.



102. Das gemeinsame Schicksal.

1796.

Siehe, wir hassen, wir streiten, es trennet uns Neigung
und Meinung;
Aber es bleichtet indes dir sich die Läcke wie mir.



103. Menschliches Wirken.

1796.

An dem Eingang der Bahn liegt die Unendlichkeit offen,
Doch mit dem engsten Kreis höret der Weise auf.

104. Der Vater.¹

1796.

Wirke, soviel du willst, du stehest doch ewig allein da,
Bis an das All die Natur dich, die gewaltige, knüpft.



105. Dithyrambe.

1796.

Nimmer, das glaubt mir,
Erscheinen die Götter,
Nimmer allein.

¹ Kurz vor Abschaffung des Epigramms war Schiller zum zweiten Male Vater geworden.

Naum daß ich Bacchus, den Lustigen, habe,
Kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe,
Phöbus, der Herrliche, findet sich ein.

Sie nahen, sie kommen,
Die Himmelschen alle,
Mit Göttern erfüllt sich
Die irdische Halle.

Sagt, wie bewirt' ich,
Der Erdegeborene,
Himmelschen Chor?
Schenket mir euer unsterbliches Leben,
Götter! Was kann euch der Sterbliche geben?
Hebet zu eurem Olymp mich empor!

Die Freude, sie wohnt nur
In Jupiters Saale,
O füllt mit Nektar,
O reicht mir die Schale!

„Reich' ihm die Schale!
Schenke dem Dichter,
Hebe, nur ein!
Reiz' ihm die Augen mit himmlischem Laue,
Daß er den Styx, den verhaften, nicht schaue,
Einer der Unsern sich dünke zu sein!“

Sie rauschet, sie perlet,
Die himmlische Quelle,
Der Busen wird ruhig,
Das Auge wird helle.

106. Liebe und Begierde.

1796.

Recht gesagt, Schloßer¹! Man liebt, was man hat;
man begehr't, was man nicht hat.
Denn nur das reiche Gemüt liebt, nur das arme begehr't.

¹ Johann Georg Schloßer, Goethes Schwager, schrieb 1796 „Fortsetzung des Platonischen Gespräches über die Liebe“ (des „Gastmahl“), worin

107. Güte und Größe.

1796.

Nur zwei Tugenden gibt's — o wären sie immer vereinigt,
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut!

—*—

108. Votivtafeln.¹

1.

1796.

Was der Gott mich gelehrt, was mir durchs Leben geholfen,
Häng' ich, dankbar und fromm, hier in dem Heiligtum auf.

2. Die verschiedene Bestimmung.

1796.

Millionen beschäftigen sich, daß die Gattung bestehet,
Aber durch wenige nur pflanzt die Menschheit sich fort.
Tausend Keime zerstreuet der Herbst, doch bringet kaum einer

Früchte; zum Element² kehren die meisten zurück.
Aber entfaltet sich auch nur einer, einer allein streut
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.

3. Das Belebende.

1796.

Nur an des Lebens Gipfel, der Blume, zündet sich Neues
In der organischen Welt, in der empfindenden an.

die Bemerkung vor kommt (S. 33), daß „wer liebt, schon alles hat, und daß nur, solange er noch zu lieben begehrte, ihm etwas werden kann“.

¹ Im Altertum pflegten die einer Gefahr, z. B. einem Schiffbruch, Entronnenen in dem Heiligtume des Gottes, dem sie ihre Rettung zuschrieben, ein kleines Gemälde (tabula votiva) aufzuhängen, auf dem die Gefahr abgebildet war. Der Dichter nennt die folgenden Sprüche „Votivtafeln“, weil sie ihn vor mancher Gefahr, in Leben und Kunst, bewahrt haben.

² Zur unorganischen Natur.

4. Zweierlei Wirkungsarten.

1796.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit¹ göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.

5. Unterschied der Stände.

1796.

Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zählen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was
sie sind.

6. Das Werte und Würdige.

1796.

Hast du etwas, so teile mir's mit, und ich zahle, was
recht ist;
Bist du etwas, o dann tauschen die Seelen wir aus.

7. Die moralische Kraft.²

1796.

Kannst du nicht schön empfinden, dir bleibt doch, vernünftig
zu wollen
Und als ein Geist zu thun, was du als Mensch nicht
vermagst.

8. Mitteilung.

1796.

Aus der schlechtesten Hand kann Wahrheit mächtig noch
wirken;
Bei dem Schönen allein macht das Gefäß³ den Gehalt.

¹ Menschlichkeit. Durch das Gute wird die schon vorhandene Pflanze der Sittlichkeit genährt; die Wirkung des Schönen ist nach Schiller insofern schöpferisch, als sie die Sittlichkeit aus sich erzeugt.

² Schön empfindet, wer das Gute aus freier Neigung des Herzens thut (vgl. Ged. 62 und 61, V. 105 ff.); er sieht die beiden Seiten der menschlichen Natur (Sittlichkeit und Sinnlichkeit) in Harmonie und ist also im wahrsten Sinne Mensch. Wem dies aber nicht gegeben ist, der kann darum doch, in einseitiger Beschränkung auf das Geistige, ein achtungswertes, pflichtmäßig handelnder Mensch sein.

³ Die Form.

9. An *¹

1796.

Teile mir mit, was du weißt, ich werd' es dankbar empfangen.
 Aber du gibst mir dich selbst, damit verschone mich,
 Freund.

10. An **¹

1796.

Du willst Wahres mich lehren? Bemühe dich nicht! Nicht
 die Sache
 Will ich durch dich, ich will dich durch die Sache nur sehn.

11. An ***¹

1796.

Dich erwähl' ich zum Lehrer, zum Freund. Dein lebendiges
 Bilden
 Lehrt mich, dein lehrendes Wort röhret lebendig mein Herz.

12. Jetzige Generation.

1796.

War es immer wie jetzt? Ich kann das Geschlecht nicht be-
 greifen.
 Nur das Alter ist jung, ach! und die Jugend ist alt.

13. An die Muse.

1796.

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht — aber mir grauet,
 Seh' ich, was ohne dich Hundert' und Tausende sind.

14. Der geschrifte Arbeiter.

1796.

Nimmer labt ihn des Baumes Frucht, den er mühsam
 erziehet;
 Nur der Geschmack genießt, was die Gelehrsamkeit pflanzt.

¹ An welche bestimmten Persönlichkeiten Schiller hierbei etwa gedacht hat, ist ungewiß.

15. Pflicht für jeden.

1796.

Immer strebe zum Ganzen, und kaunst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an!

16. Aufgabe.¹

1796.

Keiner sei gleich dem andern, doch gleich sei jeder dem
Höchsten!
Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich.

17. Das eigne Ideal.²

1796.

Allen gehört, was du denkst; dein eigen ist nur, was du
fühlest.
Soll er dein Eigentum sein, fühle den Gott, den du denkst.

18. An die Mystiker.

1796.

Das ist eben das wahre Geheimnis, das allen vor Augen
Liegt, euch ewig umgibt, aber von keinem gesehn.

19. Der Schlüssel.

1796.

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es
treiben;
Willst du die andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz.

20. Der Aufpasser.

1796.

Strenge, wie mein Gewissen, bemerkst du, wo ich gefehlet;
Darum hab' ich dich stets wie — mein Gewissen geliebt.

¹ Vgl. Ged. 67.² Vgl. Bot. Taf. Nr. 34 und Ged. 117.

21. Weisheit und Klugheit.

1795.

Willst du, Freund, die erhabensten Höh'n der Weisheit
erfliegen,

Wag' es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht.
Die Kurzsichtige sieht nur das Ufer, das dir zurückflieht,
Jenes nicht, wo dereinst landet dein mutiger Flug.¹

22. Die Abereinstimmung.

1796.

Wahrheit suchen wir beide, du² außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.

Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer;
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.

23. Politische Lehre.³

1796.

Alles sei recht, was du thust, doch dabei laß es bewenden,
Freund, und enthalte dich ja, alles, was recht ist, zu thun.
Wahrem Eifer genügt, daß das Vorhand'ne vollkommen
Sei; der falsche will stets, daß das Vollkommene sei.

24. Majestas populi.⁴

1796.

Majestät der Menschennatur! dich soll ich beim Haufen
Suchen? Bei wenigen nur hast du von jeher gewohnt.
Einzelne wenige zählen, die übrigen alle sind blinde
Nieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

25. An einen Weltverbesserer.

1795.

„Alles opfert' ich hin“, sprichst du, „der Menschheit zu helfen;
Eitel war der Erfolg, Haß und Verfolgung der Lohn.“

¹ Das beste Beispiel hierfür ist Kolumbus (Geb. 58)

² Gemeint ist Goethe.

³ Gegen Fichte.

⁴ Vgl. Gedicht 86.

Soll ich dir sagen, Freund, wie ich mit Menschen es halte?
 Traue dem Spruche! Noch nie hat mich der Führer getäuscht.
 Von der Menschheit — du kannst von ihr nie groß genug denken;
 Wie du im Busen sie trägst, prägst du in Thaten sie aus.
 Auch dem Menschen, der dir im engen Leben begegnet,
 Reich' ihm, wenn er sie mag, freundlich die helfende Hand.
 Nur für Regen und Tau und fürs Wohl der Menschen-
 geschlechter
 Laß du den Himmel, Freund, sorgen wie gestern so heut. 10

26. Meine Antipathie.

1796.

Herzlich ist mir das Laster zuwider, und doppelt zuwider
 Ist mir's, weil es so viel' schwächen von Tugend gemacht.
 „Wie, du haffest die Tugend?“ — Ich wollte, wir übten sie alle,
 Und so spräche, will's Gott, ferner kein Mensch mehr davon.

27. An die Astronomen.

1796.

Schwäche mir nicht so viel von Nebelflecken und Sonnen!
 Ist die Natur nur groß, weil sie zu zählen euch gibt?
 Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume,
 Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.

28. Astronomische Schriften.¹

1796.

So unermesslich ist, so unendlich erhaben der Himmel!
 Aber der Kleinigkeitsgeist zog auch den Himmel herab.

29. Der beste Staat.

1796.

„Woran erkenn' ich den besten Staat?“ Woran du die beste
 Frau kennst — daran, mein Freund, daß man von beiden
 nicht spricht.

¹ Gegen die „Cosmologischen Unterhaltungen für die Jugend“ des Professors Christian Ernst Wünsch (1744—1828).

30. Mein Glaube.¹

1796.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion.

31. Inneres und Äuheres.

1796.

„Gott nur siehet das Herz.“ — Drum eben, weil Gott nur
das Herz sieht,
Sorge, daß wir doch auch etwas Erträgliches sehn.

32. Freund und Feind.

1796.

Teuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind,
was ich soll.

33. Licht und Farbe.²

1796.

Wohne, du ewiglich Eines, dort bei dem ewiglich Einen!
Farbe, du wechselnde, komm freundlich zum Menschen herab!

34. Schöne Individualität.³

1796.

Einig sollst du zwar sein, doch eines nicht mit dem Ganzen;
Durch die Vernunft bist du eins, einig mit ihm durch das
Herz.

Stimme des Ganzen ist deine Vernunft, dein Herz bist du selber;
Wohl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir wohnt!

¹ Der Gegensatz ist: verstandesmäßiges religiöses Dogma und tiefer, uns ausdrückliches religiöses Gefühl, daß sich in keinem Dogma wiedererkennt.

² Die Deutung auf Wahrheit und Schönheit liegt nahe.

³ Das „Ganze“, z. B. der Staat, die Familie, fordert Unterordnung der Individuen: eines mit ihm ist, wer sich so mit ihm identifiziert, daß er seine eigene Individualität verliert, einig dagegen, wer trotzdem eine Persönlichkeit bleibt, aber freiwillig, aus Neigung, mit dem Ganzen übereinstimmt. Das erste (den Zwang) lehrt uns die Vernunft, das zweite (die Liebe) ist Ausfluß des Herzens. Wohl dem, dessen Herz stets mit der Forderung der Vernunft „einig“ ist, sobald er nie den Zwang des „Einsseins“ fühlt. Vgl. Bot. Taf. 17 und Gedicht 118.

35. Die idealische Freiheit.¹

1795.

Aus dem Leben heraus sind der Wege zwei dir geöffnet;
 Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.
 Siehe, daß du bei Beiden noch frei auf dem ersten entspringest,
 Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern entführt.

36. Die Mannigfaltigkeit.

1796.

Viele sind gut und verständig, doch zählen für einen nur alle,
 Denn sie regiert der Begriff, ach! nicht das liebende Herz.
 Traurig herrscht der Begriff, aus tausendfach wechselnden
 Formen

Bringet er dürtig und leer ewig nur eine hervor.
 Aber von Leben rauscht es und Lust, wo bildend die Schönheit 5
 Herrschet; das ewige Eins wandelt sie tausendfach neu.

37. Die drei Alter der Natur.²

1799 (?).

Leben gab ihr die Fabel, die Schule hat sie entselet,
 Schaffendes Leben aufs neu' gibt die Vernunft ihr zurück.

38. Der Genius.

1796.

Wiederholen zwar kann der Verstand, was da schon gewesen,
 Was die Natur gebaut, bauet er wählend ihr nach.
 Über Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in das Leere;
 Du nur, Genius, mehrst in der Natur die Natur.

39. Der Nachahmer.

1796.

Gutes aus Guten, das kann jedweder Verständige bilden;
 Aber der Genius ruft Gutes aus Schlechten hervor.
 An Gebildetem nur darfst du, Nachahmer, dich üben;
 Selbst Gebildetes ist Stoff nur dem bildenden Geist.

¹ Wer sich zum Ideale erhebt, ist „frei in des Todes Reichen“ (Ged. 61, 12).

² Vgl. das in der allgemeinen Einleitung angeführte erste Gespräch zwischen Goethe und Schiller.

40. *Genialität.*

1796.

Wodurch gibt sich der Genius kund? Wodurch sich der Schöpfer
 Kund gibt in der Natur, in dem unendlichen All.
 Klar ist der Äther und doch von unermesslicher Tiefe,
 Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim.

41. *Die Forscher.*

1796.

Alles will jetzt den Menschen von innen, von außen ergründen;
 Wahrheit, wo rettest du dich hin vor der wütenden Jagd?
 Dich zu fangen, ziehen sie aus mit Nezen und Stangen;
 Aber mit Geistesritt schreitest du mitten hindurch.

42. *Die schwere Verbindung.*

1796.

Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
 Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Baum.

43. *Korrekttheit.*

1796.

Frei von Tadel zu sein, ist der niedrigste Grad und der
 höchste,
 Denn nur die Ohnmacht führt oder die Größe dazu.

44. *Das Naturgesetz.*

1796.

So war's immer, mein Freund, und so wird's bleiben:
 die Ohnmacht
 Hat die Regel für sich, aber die Kraft den Erfolg.

45. *Wahl.*

1796.

Kannst du nicht allen gefallen durch deine That und dein
 Kunstwerk,
 Mach' es wenigen recht; vielen gefallen ist schlimm.

46. *Tonkunst.*

1799 (?).

Leben atme die bildende Kunst, Geist fodr' ich vom Dichter;
 Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus.

47. *Sprache.*

1796.

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?
 Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht
 mehr.

48. *An den Dichter.*

1796.

Laß die Sprache dir sein, was der Körper den Liebenden. Er nur
 ist's, der die Wesen trennt, und der die Wesen vereint.

49. *Der Meister.*

1796.

Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht;
 Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils.

50. *Der Gürtel.*

1799 (?).

In dem Gürtel¹ bewahrt Aphrodite der Reize Geheimnis;
 Was ihr den Zauber verleiht, ist, was sie bindet, die Scham.

51. *Die Dilettant.*

1796.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
 Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?

52. *Die Kunstschwäher.*

1796.

Gutes in Künsten verlangt ihr? Seid ihr denn würdig des
 Guten,
 Das nur der ewige Krieg gegen euch selber erzeugt?

¹ Der Anmut.

53. Die Philosophieen.

1796.

Welche wohl bleibt von allen den Philosophieen? Ich weiß nicht.
Aber die Philosophie, hoff' ich, soll ewig bestehn.

54. Die Kunst der Musen.

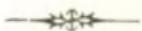
1796.

Mit dem Philister stirbt auch sein Ruhm. Du, himmlische Muse,
Trägst, die dich lieben, die du liebst, in Mnemosynens¹ Schoß

55. Der Homeruskopf² als Siegel.

1796.

Treuer, alter Homer, dir vertrau' ich das zarte Geheimniß;
Um der Liebenden Glück wisse der Sänger allein.



109. Kleinigkeiten.

1. Der epische Hexameter.

1796.

Schwindelnd trägt er dich fort auf rastlos strömenden
Wogen,
Hinter dir siehst du, du siehst vor dir nur Himmel und Meer.

2. Das Distichon.

1796.

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

3. Die achtzeilige Stanze.³

1796.

Stanze, dich schuf die Liebe, die zärtlich schmachtende —
dreimal
Fliehest du schamhaft undkehrst dreimal verlangend zurück.

¹ Mnemosyne (das Gedächtniß) ist die Mutter der Musen.

² Eines solchen Kopfes bediente sich Schiller oft zum Siegeln

³ Bekanntlich reimen sich bei der achtzeiligen Stanze (Ottave) die 1., 3. und 5., ebenso die 2., 4., und 6., endlich die 7. und 8. Verszeile.

4. Der Obelisk.

1796.

Aufgerichtet hat mich auf hohem Gestelle der Meister.
 „Stehe“, sprach er, und ich steh‘ ihm mit Kraft und mit Lust.

5. Der Triumphbogen.

1796.

„Fürchte nicht“, sagte der Meister, „des Himmels Bogen; ich
 stelle
 Dich unendlich wie ihn in die Unendlichkeit hin.“

6. Die schöne Brücke.

1796.

Unter mir, über mir rennen die Wellen, die Wagen, und
 gütig
 Gönnte der Meister mir selbst, auch mit hinüber zu gehn.

7. Das Thor.

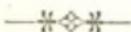
1796.

Schmeichelnd locke das Thor den Wilden herein zum Geseze,
 Froh in die freie Natur führ‘ es den Bürger heraus!

8. Die Peterskirche.¹

1796.

Suchst du das Unermeßliche hier, du hast dich geirret;
 Meine Größe ist die, größer zu machen dich selbst.



110. Das Regiment.

1796.

Das Gesez sei der Mann in des Staats geordnetem
 Haushalt,
 Aber mit weiblicher Huld herrsche die Sitte darin.

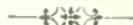


¹ In Rom. Bgl. Ged. 195, 35 und 36.

111. Philister und Schöngest.

1796.

Jener mag gelten, er dient doch als fleißiger Knecht noch
der Wahrheit,
Aber dieser bestiehlt Wahrheit und Schönheit zugleich.



112. Das Subjekt.

1796.

Wichtig wohl ist die Kunst und schwer, sich selbst zu
bewahren,
Aber schwieriger ist diese: sich selbst zu entfliehn.

113. Fräken.

1796.

Fromme, gesunde Natur, wie stellt die Moral¹ dich an
Pranger!
Heil'ge Vernunft, wie tief stürzt dich der Schwärmer¹
herab!



114. Die Triebsfedern.

1796.

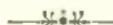
Immer treibe die Furcht den Sklaven mit eisernem Stabe;
Freude, führe du mich immer an rosigem Band!



115. Wahrheit.

1796.

Eine nur ist sie für alle, doch sieht sie jeder verschieden;
Dass es Eines doch bleibt, macht das Verschiedene wahr.



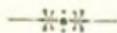
¹ Gedacht ist wohl an Kant und Lavater.

116. Schönheit.

1796.

Schönheit ist ewig nur eine, doch mannigfach wechselt das
Schöne;

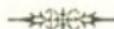
Daß es wechselt, das macht eben das Eine nur schön.

117. Bedingung.¹

1796.

Ewig strebst du umsonst, dich dem Göttlichen ähnlich zu
machen,

Hast du das Göttliche nicht erst zu dem Deinen gemacht.

118. Der Vorzug.²

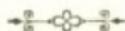
1796.

Über das Herz zu siegen, ist groß; ich verehre den Tapfern,
Aber wer durch sein Herz sieget, er gilt mir doch mehr.

119. Die Erzieher.³

1796.

Bürger erzieht ihr der sittlichen Welt; wir wollten euch loben,
Stricht ihr sie nur nicht zugleich aus der empfindenden aus.

120. Der Verstand.⁴

1796.

Bilden wohl kann der Verstand, doch der tote kann nicht
besiegen;

Aus dem Lebendigen quillt alles Lebendige nur.



¹ Vgl. Bot. Taf. 17.

² Wer nicht über sein Herz zu siegen braucht, um der Vernunft zu gehorchen, sondern solchen Sieg über den sinnlichen Trieb durch die Neigung seines Herzens davonträgt, ist eine „schöne Natur“. Vgl. Bot. Taf. 34.

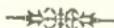
³ Richtet sich gegen dieselbe Übertreibung der Moralphilosophie wie Gedicht 64.

⁴ Der Verstand ordnet, gestaltet, disponiert den vorhandenen Stoff; die Phantasie ruft Leben hervor, aber ohne Ordnung. Nur die wahre, geniale Dichtungskraft vereinigt beides in sich und schafft daher lebende Gestalten.

121. Phantasie.¹

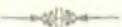
1796.

Schaffen wohl kann sie den Stoff, doch die wilde kann
nicht gestalten;
Aus dem Harmonischen quillt alles Harmonische nur.

122. Dichtungskraft.¹

1796.

Daß dein Leben Gestalt, dein Gedanke Leben gewinne,
Läß die belebende Kraft stets auch die bildende sein.



123. Will und Verstand.

1796.

Der ist zu fürchtsam, jener zu kühn; nur dem Genius
ward es,
In der Nüchternheit kühn, fromm in der Freiheit zu sein.



124. Das Mittelmäßige und das Gute.

1796.

Willst du jenem den Preis verschaffen, zähle die Fehler,
Willst du dieses erhöhn, zähle die Tugenden ab.²



125. Bedeutung.

1796.

Was bedeutet dein Werk?" so fragt ihr den Bildner
des Schönen.
Frager, ihr habt nur die Magd, niemals die Göttin gesehn.



¹ Vgl. S. 168, Anm. 4.

² „Abzählung“ hier nicht: abrechnen, „subtrahieren“, sondern: durch Zählen festsetzen, bestimmen. — Vgl. Bot. Taf. 43.

126. Deutscher Genius.

1796.

Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft, nach griechischer
Schönheit!
Beides gelang dir; doch nie glückte der gallische Sprung¹.

127. Der moralische Dichter.²

1796.

Ja, der Mensch ist ein ärmlicher Wicht, ich weiß — doch
das wollt' ich
Eben vergessen und kam, ach, wie gereut mich's, zu dir!

—*♦*—

128. Das VerbindungsmitteL²

1796.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Nied'res im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

—♦♦—

129. Der Kunstgriff.³

1796.

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen
gefallen?
Malet die Wollust — nur malet den Teufel dazu!

—♦♦—

130. Der erhabene Stoff.⁴

1796.

Deine Muse besingt, wie Gott sich der Menschen erbarmte,
Aber ist das Poesie, daß er erbärmlich sie fand?

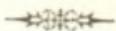
—♦♦—

¹ Die Leichtigkeit des Franzosen.² Gegen Lavater gerichtet.³ Gegen den Romanschriftsteller Johann Timotheus Hermes (1738 – 1821), den Verfasser von „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“.⁴ Bezieht sich auf Klopstocks „Messias“.

131. Der Zeitpunkt.

1796.

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren;
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.



132. Das Unverzehrliche.

1796.

Alles kann mißlingen, wir können's ertragen, vergeben,
Nur nicht, was sich bestrebt, reizend und lieblich zu sein.

133. Die Danaiden.¹

1796.

Jahrelang schöpfen wir schon in das Sieb und brüten den
Stein aus;
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird
nicht voll.



134. Die neuesten Geschmacksrichter.

1796.

Dichter, ihr Armen, was müßt ihr nicht alles hören, da-
mit nur
Sein Exercitium schnell lese gedruckt der Student!



135. Kant und seine Ausleger.

1796.

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu
thun.

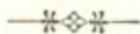


¹ Gerichtet gegen die von Dyl herausgegebene „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften“. Die jetzige Überschrift gibt dem Epigramm eine allgemeinere Bedeutung auf unfruchtbare Bestrebungen jeder Art. Das Ausbrüten eines Steines hängt mit der Danaidenfrage nicht zusammen.

136. Der Geist und der Buchstabe.

1796.

Lange kann man mit Marken, mit Rechenpfennigen zählen,
Endlich, es hilft nichts, ihr Herrn, muß man den Beutel
doch ziehn.



137. Wissenschaft.

1796.

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

138. Das philosophische Gespräch.¹

1796.

Einer, das höret man wohl, spricht nach dem andern,
doch keiner
Mit dem andern; wer nennt zwei Monologen Gespräch?



139. Das Deutsche Reich.

1796.

Deutschland? Aber wo liegt es? ich weiß das Land nicht
zu finden,
Wo das gelehrt beginnt, hört das politische auf.



140. Ein deutsches Meisterstück.

1796.

Alls an diesem Gedicht ist vollkommen, Sprache, Gedanke,
Rhythmus; das Einzige nur fehlt noch: es ist kein Gedicht².



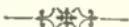
¹ Gegen Ernst Platner (1744—1818) „Gespräch über den Atheismus“.

² Es ist also ein Werk, bei welchem nur der „Verstand“ (Geb. 120), nicht aber die lebendige „Dichtungskraft“ (Geb. 122) thätig war, das daher formell fehlerlos, poetisch aber völlig wertlos ist. Vgl. auch Bot. Taf. 43.

141. Deutsches Lustspiel.

1796.

Thoren hätten wir wohl, wir hätten Franken die Menge;
Leider helfen sie nur selbst zur Komödie nichts.

142. Naturforscher und Transcendentalphilosophen.¹

1796.

Feindschaft sei zwischen euch! Noch kommt das Bündnis
zu früh:
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die Wahrheit
erkannt.

143. An die voreiligen Verbindungsstifter.¹

1796.

Jeder wandle für sich und wisse nichts von dem andern;
Wandeln nur beide gerad', finden sich beide gewiß.

144. G. G.²

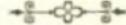
1796.

Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig;
Sind sie in corpore, gleich wird euch ein Dummkopf daraus.

145. Buchhändler-Anzeige.³

1796.

Nichts ist der Menschheit so wichtig, als ihre Bestimmung
zu kennen:
Um zwölf Groschen Courant wird sie bei mir jetzt verkauft.



¹ Naturforschung und Philosophie sollen sich nicht voneinander beeinflussen lassen; streben nur beide ehrlich nach der Wahrheit, so muß zuletzt ihr Ergebnis in einer einheitlichen Weltanschauung zusammenfallen. Vgl. auch Bot. Taf. 22.

² D. h. Gelehrte Gesellschaften.

³ Richtet sich ursprünglich gegen Johann Joachim Spaldings (1714–1804) Buch „Über die Bestimmung des Menschen“ (1748).

146. Griechheit.¹

1796.

Raum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlassen,
 Bricht in der Gräkomanie gar noch ein hiziges aus.
 Griechheit, was war sie? Verstand und Maß und Klarheit!
 Drum dächt' ich,

Etwas Geduld noch, ihr Herrn, eh' ihr von Griechheit uns
 sprech!

Eine würdige Sache verfehlt ihr — nur mit Verstande,
 Bitt' ich, daß sie zum Spott und zum Gelächter nicht wird.

147. Gefährliche Nachfolge.²

1796.

Freunde, bedenket euch wohl, die tiefere, kühnere Wahrheit
 Laut zu sagen: sogleich stellt man sie euch auf den Kopf.

148. Die Sonntagskinder.³

1796.

Jahrelang bildet der Meister und kann sich nimmer genug
 thun;

Dein genialen Geschlecht wird es im Traume beschert.
 Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren:
 Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!

149. Der Wollfische Homer.⁴

1796.

Sieben Städte zankten sich drum, ihn geboren zu haben,
 Nun, da der Wolf ihn zerriß, nehme sich jede ihr Stück.



¹ Gegen Friedrich Schlegels Schrift: „Die Griechen und Römer, historische und kritische Versuche über das klassische Altertum“.

² Gegen Friedrich Schlegel.

³ Gegen die Brüder August Wilhelm (1767—1845) und Friedrich Schlegel (1772—1829), namentlich gegen den letztern, der damals erst 24 Jahre alt war.

⁴ Vgl. S. 125, Anm. 4.

150. Die Homeriden.¹

1796.

Wer von euch ist der Sänger der Ilias? Weil 's ihm
so gut schmeckt,

Ist hier von Heynen ein Pack Göttinger Würste für ihn.
„Mir her! ich sang der Könige Zwist!“ — „Ich die Schlacht
bei den Schiffen!“ —

„Mir die Würste! ich sang, was auf dem Ida geschah!“ —
„Friede! zerreißt mich nur nicht! Die Würste werden nicht
reichen.

Der sie schickte, er hat sich nur auf einen versehn.



151. Die Flüsse.

1796.

1. Rhein.

Treu, wie dem Schweizer gebührt, bewach' ich Germaniens
Grenze;

Aber der Gallier hüpfst über den duldenen Strom.

2. Rhein und Mosel.

Schon so lang' umarm' ich die Lotharingische Jungfrau;
Aber noch hat kein Sohn unsre Verbindung beglückt.²

3. Donau in **.³

Mich umwohnet mit glänzendem Aug' das Volk der Phaiaken;
Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß.

4. Main.

Meine Burgen zerfallen zwar; doch getrostet erblick' ich
Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geschlecht.

¹ Gerichtet gegen Christian Gottlob Heyne (1729—1812), Professor in Göttingen, eifriger Gegner der Wolffschen Hypothese. Es ist bemerkenswert, daß Schiller hier so wenig wie in Ged. 68 Wolffs Anseh' bekämpft.

² Zwischen Mosel und Rhein hatte sich bisher nur geringe Fruchtbarkeit an geistigen Werken gezeigt.

³ D. h. in Österreich. Die Wiener waren damals wie heute als ein frohes, lebenslustiges Volk bekannt, wie es König Alkinoos im achten Buch der „Odyssäe“ von seinen Phääten sagt.

5. Saale.

Kurz ist mein Lauf und begrüßt der Fürsten, der Völker
so viele;
Aber die Fürsten¹ sind gut, aber die Völker sind frei.

6. Elbe.

Meine Ufer sind arm; doch höret die leisere Welle,
Führt der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.

7. Pleiße.

Flach ist mein Ufer und seicht mein Bach, es schöpft'nen zu
durftig
Meine Poeten mich, meine Prosaiker aus.

8. Elbe.²

All ihr andern, ihr sprecht nur ein Kauderwelsch. — Unter
den Flüssen
Deutschlands rede nur ich, und auch in Meissen nur, deutsch.

9. Spree.

Sprache gab mir einst Ramler und Stoff mein Cäsar³; da
nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich schweige seitdem.

10. Weser.

Leider von mir ist gar nichts zu sagen; auch zu dem kleinsten
Epigramme, bedenkt, geb' ich der Muse nicht Stoff.

11. Gesundbrunnen zu **.⁴

Selbstames Land! Hier haben die Flüsse Geschmack und die
Quellen,
Bei den Bewohnern allein hab' ich noch keinen verspürt.

¹ Man denkt wohl zunächst an Karl August.

² Johann Christoph Adelung (1732–1806), Oberbibliothekar in Dresden, behauptete in seinem „Wörterbuch der hochdeutschen Mundart“, die ober-sächsische, insbesondere die Meißener Mundart sei die reinste.

³ Friedrich der Große, den Karl Wilhelm Ramler (1725–96) in schwülstigen, pomphaften Daben gevriesen hatte.

⁴ Karlsbad in Böhmen, wo Schiller 1791 den Brunnen getrunken hatte.

12. *Pegniz.*

Ganz hypochondrisch bin ich vor langer Weile geworden,
Und ich fließe nur fort, weil es so hergebracht ist.¹

13. *Die **chen² Flüsse.*

Unsereiner hat's halter gut in **cher Herren
Ländern; ihr Toch ist sanft, und ihre Lasten sind leicht.

14. *Salzach.*

Aus Juvaviens³ Bergen ström' ich, das Erzstift zu salzen,
Lenke dann Bayern zu, wo es an Salze gebricht.

15. *Der anonyme Fluß.⁴*

Fastenspeisen dem Tisch des frommen Bischofs zu liefern,
Goß der Schöpfer mich aus durch das verhungerte Land.

16. *Les fleuves indiscrets.⁵*

Zeit kein Wort mehr, ihr Flüsse! Man sieht's, ihr wißt
euch so wenig
Zu bescheiden, als einst Diderots Schätzchen gethan.

152. *Jeremiade.⁶*

1796.

Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!
Philosophen verderben die Sprache, Poeten die Logik,
Und mit dem Menschenverstand kommt man durchs Leben
nicht mehr.

¹ Gedacht ist an den 1644 gegründeten „Hirten- und Blumenorden an der Pegnitz“.

² D. h. geistlichen, die durch geistlicher Herren Länder fließen.

³ Juvavia, der alte Name für Salzburg an der Salzach.

⁴ Herber Spott auf den Bischof von Fulda.

⁵ Anspielung auf Diderots frivolen Roman „Les bijoux indiscrets“, worin die Edelsteine die unsauberen Geheimnisse ihrer Herrin verraten.

⁶ Ein ironisches Klaglied über die entschwundene alte gute Zeit aus dem Sinne von Männern wie Gleim oder Nicolai

Aus der Ästhetik, wohin sie gehört, verjagt man die Tugend¹, 5
 Jagt sie, den lästigen Gast, in die Politik hinein.
 Wohin wenden wir uns? Sind wir natürlich, so sind wir
 Platt, und genieren wir uns, nennt man es abgeschmackt gar.
 Schöne Naivität der Stubenmädchen zu Leipzig,
 Komm doch wieder, o komm, wißige Einfalt, zurück! 10
 Komm, Komödie, wieder, du ehrbare Wochenvisite²,
 Siegmund³, du süßer Amant, Mascarill⁴, spaßhafter Knecht!
 Trauerspiele voll Salz, voll epigrammatischer Nadeln,
 Und du, Menuettstritt unsers geborgten Rothurns!
 Philosoph'scher Roman, du Gliedermann, der so geduldig 15
 Still hält, wenn die Natur gegen den Schneider sich wehrt!
 Alte Prosa, komm wieder, die alles so ehrlich heraus sagt,
 Was sie denkt und gedacht, auch was der Leser sich denkt.
 Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen ver-
 schlimmert,
 Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit! 20

153. Die Philosophen.⁵

1796.

Lehrling.

Gut, daß ich euch, ihr Herren, in pleno beisammen hier finde;
 Denn das eine, was not, treibt mich herunter zu euch.
 Aristoteles.
 Gleich zur Sache, mein Freund! Wir halten die Jenaer
 Zeitung⁶
 Hier in der Hölle und sind längst schon von allem belehrt.

¹ Der Vermischung der Ästhetik und Moral waren vor allem Kant und Schiller selbst entgegengetreten.

² Gedacht ist an das Lustspiel „Die Wochenstube“ von dem dänischen Dichter Ludwig von Holberg (1684—1754).

³ Ein Liebhaber in Gellerts „Bärtlichen Schwestern“.

⁴ Der Bediente in Lessings „Schätz“. Danach werden auch die „Stubenmädchen zu Leipzig“ auf die Lustspiele der damaligen Zeit gehen, wie z. B. bei Elias Schlegel, Chr. Felix Weiße und auch in Lessings Jugendstücken die „Lisetten“ und „Kathrinen“ eine besondere Rolle spielen.

⁵ Zu einer in der Unterwelt unter Aristoteles' Vorsitz tagenden Versammlung der neuern Philosophen tritt ein „Lehrling“ und bittet um schnellen und sichern Aufschluß über Gott und die Welt.

⁶ Die Jenaer Litteratur-Zeitung.

Lehrling.

5 Desto besser! So gebt mir, ich geh' euch nicht eher vom Halse,
Einen allgültigen Satz, und der auch allgemein gilt.

Erster.¹

Cogito, ergo sum. Ich denke, und mithin so bin ich!
Ist das eine nur wahr, ist es das andre gewiß.

Lehrling.

Denk' ich, so bin ich. Wohl! Doch wer wird immer auch
denken?

10 Oft schon war ich und hab' wirklich an gar nichts gedacht.

Zweiter.²

Weil es Dinge doch gibt, so gibt es ein Ding aller Dinge;
In dem Ding aller Ding' schwimmen wir, wie wir so sind.

Dritter.³

Just das Gegenteil sprech' ich. Es gibt kein Ding als mich
selber;

Alles andre, in mir steigt es als Blase nur auf.

Vierter.⁴

15 Zweierlei Dinge lass' ich passieren, die Welt und die Seele;
Keins weiß vom andern, und doch deuten sie beide auf eins.

Fünfter.⁵

Von dem Ding weiß ich nichts und weiß auch nichts von
der Seele;

Beide erscheinen mir nur, aber sie sind doch kein Schein.

Sechster.⁶

20 Ich bin Ich und sehe mich selbst, und seh' ich mich selber
Als nicht gesetzt, nun gut, hab' ich ein Nicht-Ich gesetzt.

Siebenter.⁷

Vorstellung wenigstens ist! Ein Vorgestelltes ist also;
Ein Vorstellendes auch, macht mit der Vorstellung drei.

¹ Cartesius, vgl. S. 134, Anm. 4.

² Spinoza, 1632—77: Das „Ding aller Dinge“ ist die unendliche Substanz.

³ Berkeley, 1684—1753, ber die Wirklichkeit der Körperwelt leugnete.

⁴ Leibniz, 1646—1716: Prätabillierte Harmonie.

⁵ Kant, 1724—1804, „Kritik der reinen Vernunft“ 1781.

⁶ Fichte, 1762—1814.

⁷ Reinhold, 1758—1823: „Neue Theorie des Vorstellungsvermögens“ 1795

Lehrling.

Damit lock' ich, ihr Herrn, noch keinen Hund aus dem Ofen.
Einen erschrecklichen Satz will ich, und der auch was sagt!

Achter.¹

Auf theoretischem Feld ist weiter nichts mehr zu finden; 25
Aber der praktische Satz gilt doch: du kannst, denn du sollst!

Lehrling.

Dacht' ich's doch! Wissen sie nichts Vernünftiges mehr zu
erwidern,
Schieben sie's einem geschwind in das Gewissen hinein.

David Hume.²

Rede nicht mit dem Volk! Der Kant hat sie alle verwirret.
Mich frag', ich bin mir selbst auch in der Hölle noch gleich. 30

Rechtsfrage.³

Jahrelang schon bedien' ich mich meiner Nase zum Riechen;
Hab' ich denn wirklich an sie auch ein erweisliches Recht?

Puffendorf.

Ein bedenklicher Fall! Doch die erste Possession scheint
Für dich zu sprechen, und so brauche sie immerhin fort!

Gewissensskrupel.

Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider mit 35
Neigung,
Und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

Entscheidung.

Da ist kein anderer Rat, du mußt suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann thun, wie die Pflicht dir gebeut.



¹ Kants „Kritik der praktischen Vernunft“ (1787), Erhard Schmid, 1781—1813.

² 1711—76, ber entschriebene Skeptiker, der die Möglichkeit einer Erkenntnis der Wahrheit überhaupt leugnete.

³ Die folgenden Disticha sind nur lose angefügt: zuerst wird eine Frage aus dem Naturrecht, dann aus der Tugendlehre aufgeworfen; die erste Antwort verspottet die Spitzfindigkeit gewisser Juristen (Puffendorf; vgl. S. 135, Anm. 1), die andre Kants rigorose Strenge.

154. Shakespeares Schatten.

Parodie.¹

1796.

Endlich erblickt' ich auch die hohe Kraft des Herakles,
 Seinen Schatten. Er selbst, leider, war nicht mehr zu fehn.
 Ringsum schrie, wie Vögelgeschrei, das Geschrei der Tragöden
 Und das Hundengebell der Dramaturgen um ihn.

5 Schauerlich stand das Ungetüm da. Gespannt war der Bogen,
 Und der Pfeil auf der Senn' traf noch beständig das Herz.²
 „Welche noch kühnere That, Unglücklicher, wagest du jezo,
 Zu den Verstorbenen selbst niederzusteigen ins Grab!“ —

„Wegen Tiresias³ mußt' ich herab, den Seher zu fragen,
 10 Wo ich den alten Kothurn fände, der nicht mehr zu fehn.“ —
 „Glauben sie nicht der Natur und den alten Griechen, so holst du
 Eine Dramaturgie ihnen vergeblich heraus.“ —

„O, die Natur, die zeigt auf unsfern Bühnen sich wieder,
 Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.“ —

15 „Wie? So ist wirklich bei euch der alte Kothurnus zu fehen,
 Den zu holen ich selbst stieg in des Tartarus Nacht⁴?“ —
 „Nichts mehr von diesem tragischen Spuk! Raum einmal im
 Jahre

Geht dein geharnischter Geist⁵ über die Bretter hinweg.“ —

„Auch gut! Philosophie hat eure Gefühle geläutert,
 20 Und vor dem heitern Humor fliehet der schwarze Affekt.“ —

„Ja, ein derber und trockener Spaß, nichts geht uns darüber,
 Aber der Jammer auch, wenn er nur naß ist, gefällt.“ —

„Also sieht man bei euch den leichten Tanz der Thalia
 Neben dem ernsten Gang, welchen Melpomene geht?“ —

25 „Keines von beiden! Uns kann nur das Christlich-Moralische
 röhren,
 Und was recht populär, häuslich und bürgerlich ist.“ —

¹ Des 11. Buches der „Odyssäe“, wo Odysseus in der Unterwelt den Schatten des Herakles erblickt; Shakespeare ist gleichsam der Herakles der dramatischen Dichter.

² Er trifft noch heute sicher das Herz des Hörers.

³ Gemeint ist Lessing, wie durch die Aufführung der „Dramaturgie“ (Vers 12) klar ist.

⁴ D. h. in die tiefsten Tiefen der tragischen Kunst (wie Herakles der Sage nach den Cerberus aus dem Tartarus holte)

⁵ Anspielung auf den Geist von Hamlets Vater.

„Was? Es dürste kein Cäsar auf euren Bühnen sich zeigen?

Kein Achill, kein Orest, keine Andromacha mehr?“ —

„Nichts! Man siehet bei uns nur Pfarrer, Kommerzienräte,

Fähndriche, Sekretärs oder Husarenmajors¹.“ —

„Aber ich bitte dich, Freund, was kann denn dieser Misere²

Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn?“ —

„Was? Sie machen Kabale³, sie leihen auf Pfänder⁴, sie stecken

Silberne Löffel ein⁵, wagen den Pranger⁶ und mehr.“ —

„Woher nehmt ihr denn aber das große, gigantische Schicksal,³⁵

Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zer-
malmt?“ —

„Das sind Grillen! Uns selbst und unsre guten Bekannten,

Unsern Jammer und Not suchen und finden wir hier.“ —

„Aber das habt ihr ja alles bequemer und besser zu Hause;

Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch selber nur sucht?“ —

„Rimm's nicht übel, mein Heros, das ist ein verschiedener Kasus:

Das Geschick, das ist blind, und der Poet ist gerecht.“ —

„Also eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euren

Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?“ —

„Der Poet ist der Wirt und der letzte Ultus die Beche;⁴⁵

Wenn sich das Väster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.“



155. Das Spiel des Lebens.

1796.

Wollt ihr in meinen Kästen⁷ sehn?

Des Lebens Spiel, die Welt im kleinen,

Gleich soll sie eurem Aug' erscheinen,

Nur müßt ihr nicht zu nahe stehn,

¹ Die „Pfarrer“ und „Kommerzienräte“ deuten auf Iffland, die „Fähndriche“ auf Schröder, „Sekretärs“ und „Husarenmajors“ aber offenbar auf Schillers eigenes Stück „Kabale und Liebe“.

² Hier s. v. w. jämmerliche Gesellschaft.

³ Wie in „Kabale und Liebe“.

⁴ Wie in Ifflands „Hagelstolzen“.

⁵ Wie in Schröders „Fähndrich“.

⁶ Wie in Ifflands „Verbrechen aus Chrscht“ und in Kohebues „Kind der Liebe“.

⁷ Das Gedicht wurde am 11. Oktober 1796 an Spener nach Berlin für den „Guckkastenmann“ geschickt, durch welchen der Buchhändler zu Neujahr dem Publikum einen Glückwunsch darzubringen pflegte.

5 Ihr müßt sie bei der Liebe Kerzen
Und nur bei Amors Fackel sehn.

Schaut her! Nie wird die Bühne leer,
Dort bringen sie das Kind getragen,
Der Knabe hüpfst, der Jüngling stürmt einher,
10 Es kämpft der Mann, und alles will er wagen.

Ein jeglicher versucht sein Glück,
Doch schmal nur ist die Bahn zum Rennen;
Der Wagen rollt, die Achsen brennen,
Der Held dringt fühl voran, der Schwächling bleibt zurück,
15 Der Stolze fällt mit lächerlichem Falle,
Der Kluge überholt sie alle.

Die Frauen seht ihr an den Schranken stehn,
Mit holdem Blick, mit schönen Händen
Den Dank dem Sieger auszuspenden.

— * * —

156. Die Begegnung.

1796.

5 **N**och seh' ich sie, umringt von ihren Frauen,
Die herrlichste von allen, stand sie da;
Wie eine Sonne war sie anzuschauen,
Ich stand von fern und wagte mich nicht nah'.
Es fasste mich mit wollustvollem Grauen,
10 Als ich den Glanz vor mir verbreitet sah;
Doch schnell, als hätten Flügel mich getragen,
Ergriff es mich, die Saiten anzuschlagen.

Was ich in jenem Augenblick empfunden,
10 Und was ich sang, vergebens finn' ich nach.
Ein neu' Organ hatt' ich in mir gefunden,
Das meines Herzens heil'ge Regung sprach;
Die Seele war's, die, jahrelang gebunden,
Durch alle Fesseln jetzt auf einmal brach
15 Und Töne fand in ihren tiefsten Tiefen,
Die ungeahnt und göttlich in ihr schließen.

Und als die Saiten lange schon geschwiegen,
 Die Seele endlich mir zurücke kam,
 Da sah ich in den engelgleichen Bügen
 Die Liebe ringen mit der holden Scham,
 Und alle Himmel glaubt' ich zu erfliegen,
 Als ich das leise, süße Wort vernahm —
 O droben nur in sel'ger Geister Chören
 Werd' ich des Tones Wohllaut wieder hören!

20

„Das treue Herz, das trostlos sich verzehrt
 Und still bescheiden nie gewagt zu sprechen,
 Ich kenne den ihm selbst verborg'nen Wert,
 Am rohen Glück will ich das edle rächen.
 Dem Armen sei das schönste Los beschert,
 Nur Liebe darf der Liebe Blumen brechen.
 Der schönste Schatz gehört dem Herzen an,
 Das ihn erwidern und empfinden kann.“

25

30



157. Das Geheimnis.

1796.

Sie konnte mir kein Wörtchen sagen,
 Zu viele Lauscher waren wach,
 Den Blick nur durft' ich schüchtern fragen,
 Und wohl verstand ich, was er sprach.
 Leis' komm' ich her in deine Stille,
 Du schön belaubtes Buchenzelt.
 Verborg in deiner grünen Hülle
 Die Liebenden dem Aug' der Welt!

5

Bon ferne mit verworr'nem Sausen
 Arbeitet der geschäft'ge Tag,
 Und durch der Stimmen hohles Brausen
 Erkenn' ich schwerer Hämmer Schlag.
 So sauer ringt die kargen Löse
 Der Mensch dem harten Himmel ab;
 Doch leicht erworben, aus dem Schoße
 Der Götter fällt das Glück herab.

10

15

Daß ja die Menschen nie es hören,
Wie treue Lieb' uns will beglückt!
Sie können nur die Freude stören,
Weil Freude nie sie selbst entzückt.
Die Welt wird nie das Glück erlauben,
Als Beute wird es nur gehascht;
Entwenden mußt du's oder rauben,
Eh' dich die Mißgunst überrascht.

Leiß' auf den Zehen kommt's geschlichen,
Die Stille liebt es und die Nacht;
Mit schnellen Füßen ist's entwichen,
Wo des Verräters Auge wacht.
O schlinge dich, du sanste Quelle,
Ein breiter Strom um uns herum
Und drohend mit empörter Welle
Verteidige dies Heiligtum!

—*—

158. Die Erwartung.

1796.

Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?
Nein, es war des Windes Wehen,
Der durch diese Pappeln schwirrt.

O schmücke dich, du grün belaubtes Dach,
Du sollst die Unmutstrahlende empfangen!
Ihr Zweige, baut ein schattendes Gemach,
Mit holder Nacht sie heimlich zu umfangen!
Und all ihr Schmeichelküste, werdet wach
Und scherzt und spielt um ihre Rosenwangen,
Wenn seine schöne Bürde, leicht bewegt,
Der zarte Fuß zum Sitz der Liebe trägt.

Stille! Was schlüpft durch die Hecken
Raschelnd mit eilendem Lauf?
Nein, es scheuchte nur der Schrecken
Aus dem Busch den Vogel auf.

20
O Lösche deine Fackel, Tag! Hervor,
Du geist'ge Nacht, mit deinem holden Schweigen!
Breit' um uns her den purpurroten Flor,
Umspinn' uns mit geheimnisvollen Zweigen.
Der Liebe Wonne flieht des Lauschers Ohr,
Sie flieht des Strahles unbescheid'nen Zeugen;
Nur Hesper, der verschwiegene, allein
Darf still herblickend ihr Vertrauter sein.

25
Rief es von ferne nicht leise,
Flüsternden Stimmen gleich?
Nein, der Schwan ist's, der die Kreise
Biehet durch den Silberteich.

30
Mein Ohr umtönt ein Harmonieenfluß,
Der Springquell fällt mit angenehmem Rauschen,
Die Blume neigt sich bei des Westes Kuß,
Und alle Wesen seh' ich Wonne tauschen;
Die Traube winkt, die Pfirsche zum Genuß,
Die üppig schwollend hinter Blättern lauschen;
Die Luft, getaucht in der Gewürze Flut,
Trinkt von der heißen Wange mir die Glut.

35
Hör' ich nicht Tritte erschallen?
Rauscht's nicht den Laubgang daher?
Nein, die Frucht ist dort gefallen,
Von der eignen Fülle schwer.

40
Des Tages Flammenauge selber bricht
In süßem Tod, und seine Farben blassen;
Kühn öffnen sich im holden Dämmerlicht
Die Kelche schon, die seine Glüten hassen.
Still hebt der Mond sein strahlend Angesicht,
Die Welt zerschmilzt in ruhig große Massen,
Der Gürtel ist von jedem Reiz gelöst,
Und alles Schöne zeigt sich mir entblößt.

45
Seh' ich nichts Weißes dort schimmern?
Glänzt's nicht wie seidnes Gewand?
Nein, es ist der Säule Flimmern
An der dunkeln Taguswand.

20

25

30

35

40

45

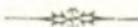
50

55

O sehnd' Herz, ergöze dich nicht mehr,
Mit süßen Bildern wesenlos zu spielen!
Der Arm, der sie umfassen will, ist leer,
Kein Schattenglück kann diesen Busen fühlen.
O führe mir die Lebende daher,
Läßt ihre Hand, die zärtliche, mich fühlen,
Den Schatten nur von ihres Mantels Saum,
Und in das Leben tritt der hohle Traum.

60

Und leiß', wie aus himmlischen Höhen
Die Stunde des Glückes erscheint,
So war sie genah't, ungesehen,
Und weckte mit Küs'en den Freund.



159. An Emma.

1796.

5

Welt in nebelgrauer Ferne
Lieg't mir das vergang'ne Glück,
Nur an einem schönen Sterne
Weilt mit Liebe noch der Blick;
Aber wie des Sternes Pracht
Ist es nur ein Schein der Nacht.

10

Deckte dir der lange Schlummer,
Dir der Tod die Augen zu,
Dich besäße doch mein Kummer,
Meinem Herzen lebtest du.
Aber ach! du lebst im Licht,
Meiner Liebe lebst du nicht.

15

Kann der Liebe süß Verlangen,
Emma, kann's vergänglich sein?
Was dahin ist und vergangen,
Emma, kann's die Liebe sein?
Ihrer Flamme Himmelsglut,
Stirbt sie wie ein irdisch Gut?



160. Am Geburtstage der Frau Griesbach.¹Im Namen seines kleinen Sohnes Karl.²

1797.

Mach' auf, Frau Griesbach! ich bin da
Und klop' an deine Thüre.
Mich schickt Papa und die Mama,
Dß ich dir gratuliere.

Ich bringe nichts als ein Gedicht
Zu deines Tages Feier;
Denn alles, wie die Mutter spricht,
Ist so entseßlich teuer.

Sag' selbst, was ich dir wünschen soll;
Ich weiß nichts zu erdenken.
Du hast ja Küch' und Keller voll,
Nichts fehlt in deinen Schränken.

Es wachsen fast dir auf den Tisch
Die Spargeln und die Schoten;
Die Stachelbeeren blühen frisch,
Und so die Renegloten.

Bei Stachelbeeren fällt mir ein,
Die schmecken gar zu süße;
Und wenn sie werden zeitig sein,
So forge, daß ich's wisse.

Viel fette Schweine mästest du
Und gibst den Hühnern Futter,
Die Kuh im Stalle ruft muh! muh!
Und gibt dir Milch und Butter.

Es haben alle dich so gern,
Die Alten und die Jungen,
Und deinem lieben, braven Herrn
Ist alles wohl gelungen.

5

10

15

20

25

¹ Schiller wohnte in Jena im Hause des Kirchenrats Griesbach, und es entstand bald ein herzliches Freundschaftsverhältnis zwischen beiden Familien. Frau Griesbach war am 28. April 1755 geboren.

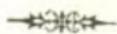
² Geboren am 14. September 1793, also im vierten Jahre.

30

Du bist wohl auf, Gott Lob und Dank!
 Mußt's auch sein immer bleiben;
 Ja höre! werde ja nicht frank,
 Daß sie dir nichts verschreiben.

35

Nun lebe wohl! ich sag' ade.
 Gelt? ich war heut' bescheiden.
 Doch könntest du mir, eh' ich geh',
 'ne Butterbemmme schneiden.



161. Die Worte des Glaubens.

1797.

5

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
 Sie gehen von Munde zu Munde;
 Doch stammen sie nicht von außen her,
 Das Herz nur gibt davon Kunde.
 Dem Menschen ist aller Wert geraubt,
 Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

10

¹ Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
 Und würd' er in Ketten geboren.
 Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
 Nicht den Mißbrauch rasender Thoren!
 Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
 Vor dem freien Menschen erzittert nicht!

15

² Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
 Der Mensch kann sie üben im Leben,
 Und sollt' er auch straucheln überall,
 Er kann nach der göttlichen streben,

¹ Der Mensch ist so geschaffen, daß er es vermag, sich von äußerem Zwange wie von den sinnlichen Trieben frei zu machen und nur dem Gebote des in ihm lebenden Vernunftgesetzes zu folgen. Wer unter der Herrschaft seines sinnlichen Triebes steht, von Mut und Leidenschaft erfüllt ist, der „mißbraucht“ die Freiheit; so der „Pöbel“ und die „rasenden Thoren“, wobei an die Blutmenschen der französischen Revolution, an Sklavenauftände und Vergleichen zu denken ist. Vor solchen Menschen hat man also Ursache zu „sittern“. Wir sollen uns aber dadurch nicht in dem Glauben an den Wert der sittlichen Freiheit irre machen lassen.

² Wäre der Mensch nicht im Sinne von Str. 2 frei, so könnte er auch nicht „die Tugend üben“. Das erste Wort ist also die Bedingung für das zweite.

Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke.
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewahret euch, inhalt schwer,
Sie pflanzen von Munde zu Munde,
Und stammen sie gleich nicht von außen her,
Euer Sinn'res gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,
So lang' er noch an die drei Worte glaubt.



162. Licht und Wärme.

1797.

Der bess're Mensch tritt in die Welt
Mit fröhlichem Vertrauen,
Er glaubt, was ihm die Seele schwelt,
Auch außer sich zu schauen
Und weiht, von edlem Eifer warm,
Der Wahrheit seinen treuen Arm.

Doch alles ist so klein, so eng;
Hat er es erst erfahren,
Da sucht er in dem Weltgedräng'
Sich selbst nur zu bewahren;
Das Herz, in kalter, stolzer Ruh',
Schließt endlich sich der Liebe zu.

Sie geben, ach! nicht immer Glut,
Der Wahrheit helle Strahlen.
Wohl denen, die des Wissens Gut
Nicht mit dem Herzen zählen!
Dum paart zu eurem schönsten Glück
Mit Schwärmer's Ernst des Weltmanns Blick!



163. Breite und Tiefe.

1797.

5 **E**s glänzen viele in der Welt,
Sie wissen von allem zu sagen,
Und wo was reizet und wo was gefällt,
Man kann es bei ihnen erfragen;
Man dächte, hört man sie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.

Doch gehn sie aus der Welt ganz still,
Ihr Leben war verloren.
Wer etwas Treffliches leisten will,
10 Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlässt
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

15 Der Stamm erhebt sich in die Lust
Mit üppig prangenden Zweigen,
Die Blätter glänzen und hauchen Duft,
Doch können sie Früchte nicht zeugen;
Der Kern allein im schmalen Raum
Verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum.



164. Der Taucher.

1797.

5 **W**er wagt es, Rittersmann oder Knapp',
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
10 Er mag ihn behalten, er ist sein eigen."

Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Becherzte, ich frage wieder,
15 Zu tauchen in diese Tiefe nieder?“

Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
„Ist keiner, der sich hinunter waget?“

Doch alles noch stumm bleibt wie zuvor;
Und ein Edelknecht, sanft und leck,
Tritt aus der Knappen zägendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsen Hang
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunterschläng,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getoße
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel sprühet der dampfende Gischt,
Und Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klaßt hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnisvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen, er zeigt sich nimmer.

15

20

25

30

35

40

45

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
 50 In der Tiefe nur brauset es hohl,
 Und bebend hört man von Mund zu Mund:
 „Hochherziger Jüngling, fahre wohl!“
 Und hohler und hohler hört man's heulen,
 Und es¹ harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weinen.

55 „Und wärst du die Krone selber hinein
 Und sprächst: „Wer mir bringet die Krone,
 Er soll sie tragen und König sein“ —
 Mich gelüstete nicht nach dem teuren Lohn.
 Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
 60 Das erzählt keine lebende, glückliche Seele.

„Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefasst,
 Schoß gäh in die Tiefe hinab;
 Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
 Hervor aus dem alles verschlingenden Grab.“
 65 Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
 Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und fiedet und brauset und zischt,
 Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
 Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
 70 Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
 Und wie mit des fernen Donners Getoße
 Entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

Und sieh! aus dem finster flutenden Schoß,
 Da hebet sich's schwanenweiß,
 75 Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
 Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
 Und er ist's, und hoch in seiner Linken
 Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und atmete lang und atmete tief
 80 Und begrüßte das himmlische Licht.
 Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
 „Er lebt! er ist da! es behielt ihn nicht!
 Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserköhle
 Hat der Bräue gerettet die lebende Seele.“

¹ Das Wasser, das noch immer zurückzulehnen säumt.

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schar,
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt;
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

85

„Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da atmet im rosigten Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

90

„Es riß mich hinunter blitzesschnell,
Da stürzt' mir aus felsigtem Schacht
Wildflutend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelstroms wütende Macht,
Und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

100

„Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten, schrecklichen Not
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff;
Das erfaßt' ich behend' und entrann dem Tod.
Und da hing auch der Becher an spiken Korallen,
Sonst wär' er ins Bodenlose gefallen.

105

„Denn unter mir lag's noch vergetief
In purpurner Finsternis da,
Und ob's hier dem Ohr gleich ewig schließt,
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

110

„Schwarz wimmelten da, in grauem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers greuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimimigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

115

120

„Und da hing ich und war's mir mit Grausen bewußt,
 Von der menschlichen Hilfe so weit,
 Unter Larven die einzige fühlende Brust,
 Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
 125 Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
 Bei den Ungeheuern der traurigen Ode.

„Und schaudernd dacht' ich's, da kroch's heran,
 Regte hundert Gelenke zugleich,
 Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
 130 Läss' ich los der Koralle umklammerten Zweig.
 Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben,
 Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben.“

Der König darob sich verwundert schier
 Und spricht: „Der Becher ist dein,
 135 Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
 Geschmückt mit dem kostlichsten Edelstein,
 Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
 Was du sahst auf des Meers tiefunterstem Grunde.“

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
 140 Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
 „Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
 Er hat Euch bestanden, was keiner besteht,
 Und könnt Ihr des Herzens Gelüsten nicht zähmen,
 So mögen die Ritter den Knappen beschämen.“

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
 In den Strudel ihn schleudert hinein:
 „Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',
 So sollst du der trefflichste Ritter mir sein
 Und sollst sie als Eh'gemahl heut' noch umarmen,
 150 Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen.“

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
 Und es blitzt aus den Augen ihm fühl,
 Und er sieht erröten die schöne Gestalt
 Und sieht sie erbleichen und sinken hin.
 155 Da treibt's ihn, den kostlichen Preis zu erwerben,
 Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
 Sie verkündigt der donnernde Schall;
 Da bückt sich's¹ hinunter mit liebendem Blick,
 Es kommen, es kommen die Wässer all,
 Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
 Den Jüngling bringt keines wieder².
160



165. Der Handschuh.

Erzählung.

1797.

Vor seinem Löwengarten,
 Das Kampfspiel zu erwarten,
 Saß König Franz³,
 Und um ihn die Großen der Krone
 Und rings auf hohem Balkone
 Die Damen in schönem Kranz.
5

Und wie er winkt mit dem Finger,
 Auf thut sich der weite Zwinger,
 Und hinein mit bedächtigem Schritt
 Ein Löwe tritt;
 Und sieht sich stumm
 Rings um
 Mit langem Gähnen
 Und schüttelt die Mähnen
 Und streckt die Glieder
 Und legt sich nieder.
10

Und der König winkt wieder,
 Da öffnet sich behend'
 Ein zweites Thor,
 Daraus rennt
 Mit wildem Sprunge
 Ein Tiger hervor.
15

¹ Gemeint ist die Königstochter.

² Dieser (letzte) Vers hat nicht etwa einen Fuß zu wenig, sondern es fehlt nur zwischen „bringt“ und „keines“ die Senkung, so daß die Stimme auf „bringt“ etwas länger ruhen muß, was gerade vor dem Wort „keines“ sehr ausdrucks-voll ist.

³ Franz I. von Frankreich (1515—47).

25

Wie der den Löwen erschaut,
 Brüllt er laut,
 Schlägt mit dem Schweif
 Einen furchtbaren Reif
 Und reckt die Zunge,
 Und im Kreise scheu
 Umgeht er den Leu,
 Grimmig schnurrend;
 Drauf streckt er sich murrend
 Zur Seite nieder.

30

Und der König winkt wieder,
 Da speit das doppelt geöffnete Haus
 Zwei Leoparden auf einmal aus.
 Die stürzen mit mutiger Kampfbegier
 Auf das Tigertier;
 Das packt sie mit seinen grimmigen Zähnen,
 Und der Leu mit Gebrüll
 Richtet sich auf — da wird's still,
 Und herum im Kreis,
 Von Mordsucht heiß,
 Lagern die greulichen Katzen.

40

45

Da fällt von des Altans Rand
 Ein Handschuh von schöner Hand
 Zwischen den Tiger und den Leu
 Mitten hinein.

50

Und zu Ritter Delorges, spottender Weiß,
 Wendet sich Fräulein Kunigund':
 „Herr Ritter, ist Eure Lieb' so heiß,
 Wie Ihr mir's schwört zu jeder Stund',
 Gi, so hebt mir den Handschuh auf!“

55

Und der Ritter in schnellem Lauf
 Steigt hinab in den furchtbaren Zwinger
 Mit festem Schritte,
 Und aus der Ungeheuer Mitte
 Nimmt er den Handschuh mit leckem Finger.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
 Sehen's die Ritter und Edelfrauen,

Und gelassen bringt er den Handschuh zurück. 60
 Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde,
 Aber mit zärtlichem Liebesblick —
 Er verheißt ihm sein nahes Glück —
 Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
 Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht: 65
 „Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!“
 Und verläßt sie zur selben Stunde.

166. Der Ring des Polykrates.¹

Ballade.

1797.

Er stand auf seines Daches Zinnen,
 Er schaute mit vergnügten² Sinnen
 Auf das beherrschte Samos hin.
 „Dies alles ist mir unterhänig“,
 Begann er zu Ägyptens König³,
 „Gesteh, daß ich glücklich bin.“ — 5

„Du hast der Götter Kunst erfahren!
 Die vormals deinesgleichen waren⁴,
 Sie zwingt jetzt deines Zepters Macht.
 Doch einer lebt noch, sie zu rächen,
 Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
 Solang' des Feindes⁵ Auge wacht.“ 10

Und eh' der König noch geendet,
 Da stellt sich, von Milet gesendet,
 Ein Bote dem Tyrannen dar:
 „Laß, Herr, des Opfers Düste steigen
 Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
 Bekränze dir dein festlich Haar!“ 15

¹ Polykrates hatte sich 540 vor Chr. zum Alleinherrschер („Tyrannen“) von Samos aufgeschwungen.

² Hier wohl nach dem alten Sprachgebrauch s. v. w. zufriedenen.

³ Amasis.

⁴ Die Gegenpartei (Aristokraten) in Samos.

⁵ Etwa das Haupt jener aristokratischen Gegner (vgl. Anm. 4), die in Milet Unterstützung gefunden.

20

„Getroffen sank dein Feind vom Speere,
 Mich sendet mit der frohen Märe
 Dein treuer Feldherr Polydor —“
 Und nimmt aus einem schwarzen Becken,
 Noch blutig, zu der beiden Schrecken,
 Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

25

Der König tritt zurück mit Grauen.
 „Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen“,
 Versezt er mit besorgtem Blick.
 „Bedenk“, auf ungetreuen Wellen —
 Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen! —
 30 Schwimmt deiner Flotte¹ zweifelnd Glück.“

30

Und eh' er noch das Wort gesprochen,
 Hat ihn der Jubel unterbrochen,
 Der von der Reede jauchzend schallt.
 Mit fremden Schäzen² reich beladen,
 35 kehrt zu den heimischen Gestaden
 Der Schiffe mastenreicher Wald.

35

Der königliche Gast erstaunet:
 „Dein Glück ist heute gut gelaunet,
 Doch fürchte seinen Unbestand!
 40 Der Kreter waffenkund'ge Scharen
 Bedräuen dich mit Kriegsgefahren;
 Schon nahe sind sie diesem Strand.“

40

Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
 Da sieht man's von den Schiffen wallen,
 45 Und tausend Stimmen rufen: „Sieg!
 Von Feindesnot sind wir befreit,
 Die Kreter hat der Sturm zerstreuet,
 Vorbei, geendet ist der Krieg!“

45

Das hört der Gastfreund mit Entsezen.
 „Fürwahr, ich muß dich glücklich schäzen!
 50 Doch“, spricht er, „zittr' ich für dein Heil.

¹ Hier die Handels-, nicht die Kriegsflotte.

² Mit Waren, nicht etwa mit Kriegsbeute.

Mir grauet vor der Götter Neide¹;
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu teil.

„Auch mir ist alles wohl geraten,
Bei allen meinen Herrscherthaten
Begleitet mich des Himmels Huld;
Doch hatt' ich einen teuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

55

60

„Drum, willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn.
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streuen.

65

„Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren
Und rufe selbst das Unglück her;
Und was von allen deinen Schäzen
Dein Herz am höchsten mag ergözen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer!"

70

Und jener spricht, von Furcht beweget:
„Von allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen² weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen."
Und wirft das Kleinod in die Flut.

75

Und bei des nächsten Morgens Lichte,
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
„Herr, diesen Fisch hab' ich gesangen,
Wie keiner noch ins Neß gegangen,
Dir zum Geschenke bring' ich ihn."

80

¹ Hier im Sinne von Mißgunst.

² Richtiger Erinnen; sie sind die Rächerinnen jeder Verleugnung der Naturordnung, und als solche ist Polykrates' übermäßiges Glück anzusehen.

85 Und als der Koch den Fisch zerteilet,
 Kommt er bestürzt herbeigeeilet
 Und ruft mit hoherstauntem Blick:
 „Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,
 Ihn fand ich in des Fisches Magen,
 90 O, ohne Grenzen ist dein Glück!“

Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
 „So kann ich hier nicht ferner hausen,
 Mein Freund kannst du nicht weiter sein.
 Die Götter wollen dein Verderben,
 Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben.“¹
 95 Und sprach's und schifste schnell sich ein.



167. Nadowessische² Totenklage.

1797.

Gehet, da sitzt er auf der Matte,
 Aufrecht sitzt er da,
 Mit dem Anstand, den er hatte,
 Als er's Licht noch sah.

5 Doch wo ist die Kraft der Fäuste,
 Wo des Atems Hauch,
 Der noch jüngst zum großen Geiste
 Blies der Pfeife Rauch?

10 Wo die Augen, falkenhelle,
 Die des Rentiers Spur
 Zählten auf des Grases Welle,
 Auf dem Tau der Flur?

15 Diese Schenkel, die behender
 Flohen durch den Schnee
 Als der Hirsch, der Zwanzigender,
 Als des Berges Reh?

¹ Polykrates wurde 522 von dem persischen Satrapen Orötes nach Sarabes gelodet und ans Kreuz geschlagen.

² Nadowessier, ein nordamerikanischer Indianerstamm zwischen dem Mississipi und den Rocky Mountains.

Diese Arme, die den Bogen
Spannten streng und straff?
Seht, das Leben ist entflogen,
Seht, sie hängen schlaff!

20

Wohl ihni! er ist hingegangen,
Wo kein Schnee mehr ist,
Wo mit Mais die Felder prangen,
Der von selber sprießt;

Wo mit Vögeln alle Sträuche,
Wo der Wald mit Wild,
Wo mit Fischchen alle Teiche
Lustig sind gefüllt.

25

Mit den Geistern speist er droben,
Ließ uns hier allein,
Dass wir seine Thaten loben
Und ihn scharren ein.

30

Bringet her die letzten Gaben,
Stimmt die Totenklag'!
Alles sei mit ihm begraben,
Was ihn freuen mag.

35

Legt ihm unters Haupt die Beile,
Die er tapfer schwang,
Auch des Bären fette Keule,
Denn der Weg ist lang;

40

Auch das Messer, scharf geschliffen,
Das vom Feindeskopf
Rasch mit drei geschickten Griffen
Schälte Haut und Schopf.

45

Farben auch, den Leib zu malen,
Steckt ihm in die Hand,
Dass er röllich möge strahlen
In der Seelen Land.



168. Ritter Toggenburg.

Ballade.

1797.

Ritter, treue Schwesterliebe
 Widmet Euch dies Herz;
 Fodert keine andre Liebe,
 Denn es macht mir Schmerz.
 Ruhig mag ich Euch erscheinen,
 Ruhig gehen sehn;
 Eurer Augen stilles Weinen
 Kann ich nicht verstehn."

Und er hört's mit stummem Harne,
 Reißt sich blutend los,
 Preßt sie heftig in die Arme,
 Schwingt sich auf sein Roß,
 Schickt zu seinen Männern allen
 In dem Lande Schweiz;
 Nach dem heil'gen Grab sie wallen,
 Auf der Brust das Kreuz.

Große Thaten dort geschehen
 Durch der Helden Arm,
 Ihres Helmes¹ Büsche wehen
 In der Feinde Schwarm,
 Und des Toggenburgers Name
 Schreckt den Muselmann;
 Doch das Herz von seinem Grame
 Nicht genesen kann.

Und ein Jahr hat er's getragen,
 Trägt's nicht länger mehr,
 Ruhe kann er nicht erjagen
 Und verläßt das Heer;
 Sieht ein Schiff an Joppes² Strande,
 Das die Segel bläht,
 Schiffet heim zum teuren Lande,
 Wo ihr Atem weht.

¹ Sehr kühner Gebrauch des kollektiven Singulars.

² Später Jaffa, die berühmte Hafenstadt Syriens.

Und an ihres Schlosses Pforte
 Klopfst der Pilger an,
 Ach, und mit dem Donnerworte
 Wird sie aufgethan:
 „Die Ihr suchet, tragt den Schleier,
 Ist des Himmels Braut,
 Gestern war des Tages Feier,
 Der sie Gott getraut.“

35

40

Da verlässt er auf immer
 Seiner Väter Schloß,
 Seine Waffen sieht er nimmer,
 Noch sein treues Roß.
 Von der Toggenburg hernieder
 Steigt er unbekannt,
 Denn es deckt die edeln Glieder
 Härenes Gewand.

45

Und erbaut sich eine Hütte
 Jener Gegend nah',
 Wo das Kloster aus der Mitte
 Düsterer Linden sah;
 Harrend von des Morgens Lichte
 Bis zu Abends Schein,
 Stille Hoffnung im Gesichte,
 Saß er da allein.

50

55

Blickte nach dem Kloster drüben,
 Blickte stundenlang
 Nach dem Fenster seiner Lieben,
 Bis das Fenster klang,
 Bis die Liebliche sich zeigte,
 Bis das teure Bild
 Sich ins Thal herunter neigte,
 Ruhig, engelmild.

60

65

Und dann legt' er froh sich nieder,
 Schließt getröstet ein,
 Still sich freuend, wenn es wieder
 Morgen würde sein.

70

Und so saß er viele Tage,
 Saß viel Jahre lang,
 Harrend ohne Schmerz und Klage,
 Bis das Fenster klang,

75

Bis die Liebliche sich zeigte,
 Bis das teure Bild
 Sich ins Thal herunter neigte,
 Ruhig, engelmild.
 Und so saß er, eine Leiche,
 Eines Morgens da,
 Nach dem Fenster noch das bleiche,
 Stille Antlitz sah.

80



169. Die Kraniche des Ibykus¹.

Ballade.

1797

5

Zum Kampf der Wagen und Gesänge²,
 Der auf Korinthus³ Landesenge
 Der Griechen Stämme froh vereint,
 Zog Ibykus, der Götterfreund.
 Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
 Der Lieder süßen Mund Apoll;
 So wandert' er an leichtem Stabe
 Aus Rhegium, des Gottes voll.

10

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
 Akrokorinth³ des Wandlers Blicken,
 Und in Poseidons Fichtenhain
 Tritt er mit frommem Schauder ein.
 Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
 Von Kranichen begleiten ihn,
 Die fernhin nach des Südens Wärme
 In graulichem Geschwader ziehn.

15

¹ Lyrischer Dichter aus Rhegium in Unteritalien um 530 v. Chr.

² Zu den sogenannten Isthmischen Spielen, die alle vier Jahre bei Korinth zu Ehren des Poseidon gefeiert wurden.

³ Die Burg (Akropolis) von Korinth.

„Seid mir begrüßt, befreund'te Scharen
 Die mir zur See Begleiter waren!
 Zum guten Leichen nehm' ich euch,
 Mein Los, es ist dem euren gleich:
 Von fernher kommen wir gezogen
 Und flehen um ein wirtlich Dach.
 Sei uns der Gastliche¹ gewogen,
 Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!“

20

Und munter fördert er die Schritte
 Und sieht sich in des Waldes Mitte;
 Da sperren auf gedrangem² Steg
 Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
 Zum Kampfe muß er sich bereiten,
 Doch bald ermattet sinkt die Hand,
 Sie hat der Leier zarte Saiten,
 Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

25

Er ruft die Menschen an, die Götter,
 Sein Flehen bringt zu keinem Retter;
 Wie weit er auch die Stimme schickt,
 Nichts Lebendes wird hier erblickt.
 „So muß ich hier verlassen sterben,
 Auf fremdem Boden, unbeweint,
 Durch böser Buben Hand verderben,
 Wo auch kein Rächer mir erscheint!“

30

Und schwer getroffen sinkt er nieder,
 Da rauscht der Kraniche Gefieder;
 Er hört, schon kann er nicht mehr sehn,
 Die nahen Stimmen furchtbar frähn.
 „Von euch, ihr Kraniche dort oben,
 Wenn keine andre Stimme spricht,
 Sei meines Mordes Klag' erhoben!“
 Er ruft es, und sein Auge bricht.

40

Der nackte Leichnam wird gefunden,
 Und bald, obgleich entstellt³ von Wunden,

45

50

¹ Zeus, der Schützer des Gastrechts.

² Engem.

³ Die Beziehung auf das Objekt „Züge“ ist grammatisch ungenau.

Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm teuer sind.
„Und muß ich so dich wieder finden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
55 Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!“

Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste,
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz.
60 Und stürmend drängt sich zum Prytanen¹
Das Volk, es fodert seine Wut,
Zu rächen des Erschlag'nen Manen,
Zu fühnen mit des Mörders Blut.

65 Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker flutendem Gedränge,
Gelockt von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn seig erschlagen?
70 That's neidisch ein verborg'ner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische besieht.

75 Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
80 Trokt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

85 Denn Bank an Bank gedränget sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stühlen,
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da.
Duntpfsbrausend wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau

¹ Der höchsten obrigkeitlichen Person.

In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau¹.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?
Von Theseus' Stadt², von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Afiens entleg'ner Küste,
Von allen Inseln kamen sie
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie,

Der streng und ernst nach alter Sitte,
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.³
So schreiten keine ird'schen Weiber!
Die zeugte kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß⁴ der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrote Glut,
In ihren Wangen fließt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwoll'nen Bäuche blähn.

Und schauerlich, gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bände um den Sünder schlingt.

¹ Die griechischen Theater waren oben offen.

² Athen

³ Daß der Chor aus dem Hintergrunde kommt und das Theater „umwandelt“, entspricht nicht der Einrichtung des antiken Theaters, wo er vielmehr durch einen der seitlichen Eingänge in die Orchestra zog und die eigentliche Bühne meist gar nicht betrat.

⁴ Die riesenhafte Gestalt erreichten die Schauspieler der Alten durch den Rothurn, einen Schuh mit sehr hoher Sohle.

120

Besinnungraubend, herzbethörend
 Schallt der Grinnen Gesang.
 Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
 Und duldet nicht der Leier Klang:¹

125

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
 Bewahrt die kindlich reine Seele!
 Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
 Er wandelt frei des Lebens Bahn.
 Doch wehe, wehe, wer verstohlen
 Des Mordes schwere That vollbracht!
 Wir heften uns an seine Sohlen,
 Das furchtbare Geschlecht der Nacht.

130

„Und glaubt er fliehend zu entspringen,
 Geflügelt sind wir da, die Schlingen
 Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
 Daß er zu Boden fallen muß.
 So jagen wir ihn ohn' Ermatten,
 Versöhnen kann uns keine Reu',
 Ihn fort und fort bis zu den Schatten
 Und geben ihn auch dort nicht frei.“

135

So singend, tanzen sie den Reigen,
 Und Stille, wie des Todes Schweigen,
 Liegt überm ganzen Hause schwer,
 Als ob die Gottheit² nahe wär'.
 Und feierlich nach alter Sitte
 Umwandelnd des Theaters Rund
 Mit langsam abgemess'nem Schritte,
 Verschwinden sie im Hintergrund.

140

145

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
 Noch zweifelnd jede Brust und bebet
 Und huldiget der furchtbar'n Macht,
 Die richtend im Verborg'nen wacht,
 Die unerforschlich, unergründet
 Des Schicksals dunkeln Knäuel flieht,

150

¹ Er ist so grausig, daß der liebliche Klang der Leier dazu nicht paßt.

² Nicht die Eumeniden, sondern allgemein die Macht der Götter, als deren Vollstreckerinnen die Eumeniden galten

Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:

„Sieh da, sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!“

Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin

Sieht man in schwärzlichem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehn.

155

160

„Des Ibykus!“ — Der teure Name
Röhrt jede Brust mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibykus? den wir beweinen?
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem? was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?“

165

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blißeschlage
Durch alle Herzen: „Gebet acht,
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar.
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!“

170

175

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren —
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Szene wird zum Tribunal,
Und es gestehn die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

180



170. Der Gang nach dem Eisenhammer.

Ballade.

1797.

Ein frommer Knecht war Fridolin
 Und in der Furcht des Herrn
 Ergeben der Gebieterin,
 Der Gräfin von Savern¹.
 Sie war so sanft, sie war so gut;
 Doch auch der Launen Übermut
 Hätt' er geifert zu erfüllen
 Mit Freudigkeit, um Gottes willen.

Früh von des Tages erstem Schein,
 Bis spät die Vesper schlug,
 Lebt' er nur ihrem Dienst allein,
 That nimmer sich genug.
 Und sprach die Dame: „Mach' dir's leicht!“
 Da wurd' ihm gleich das Auge feucht,
 Und meinte seiner Pflicht zu fehlen,
 Durft' er sich nicht im Dienste quälen.

Drum vor dem ganzen Dienertroß
 Die Gräfin ihn erhob,
 Aus ihrem schönen Munde floß
 Sein unerschöpfstes Lob.
 Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
 Es gab sein Herz ihm Kindesrecht,
 Ihr klares Auge mit Vergnügen
 Hing an den wohlgestaltten Zügen.

Darob entbrennt in Roberts Brust,
 Des Jägers, gift'ger Groll,
 Dem längst von böser Schadenlust
 Die schwarze Seele schwoll.
 Und trat zum Grafen, rasch zur That
 Und offen des Verführers Rat²,
 Als einst vom Jagen heim sie kamen,
 Streut' ihm ins Herz des Argwohns Samen.

¹ Savern im Wasgau. *

² Die grammatisch ungenaue Anfügung ist hier um so härter, als das erste Glied „rasch zur That“ auch ganz gut auf Robert passen würde.

„Wie seid Ihr glücklich, edler Graf“, 25
 Hub er voll Arglist an,
 „Euch raubet nicht den goldnen Schlaf
 Des Zweifels gift'ger Zahn.
 Denn Ihr besitzt ein edles Weib,
 Es gürtet Scham den feuschen Leib;
 Die fromme Treue zu berücken,
 Wird nimmer dem Versucher glücken.“ 40

Da rollt der Graf die finstern Brau'n;
 „Was red'st du mir, Gefell?
 Werd' ich auf Weibestugend baun,
 Beweglich wie die Well'?
 Leicht lockt sie des Schmeichlers Mund, 45
 Mein Glaube steht auf festerm Grund:
 Vom Weib des Grafen von Saverne
 Bleibt, hoff' ich, der Versucher ferne.“

Der andre spricht: „So denkt Ihr recht.
 Nur Euren Spott verdient
 Der Thor, der, ein gebor'ner Knecht,
 Ein solches sich erkühnt
 Und zu der Frau, die ihm gebeut,
 Erhebt der Wünsche Lüsternheit.“ — 50
 „Was?“ fällt ihm jener ein und bebet,
 „Red'st du von einem, der da lebet?“ —

„Ja doch, was aller Mund erfüllt,
 Das bär'g' sich meinem Herrn?
 Doch weil Ihr's denn mit Fleiß verhüllt,
 So unterdrück' ich's gern.“ — 55
 „Du bist des Todes, Bube, sprich!“
 Rust jener streng und fürchterlich.
 „Wer hebt das Aug' zu Kunigonden?“ —
 „Nun ja, ich spreche von dem Blonden.

„Er ist nicht häßlich von Gestalt“, 65
 Fährt er mit Arglist fort,
 Indem's den Grafen heiß und kalt
 Durchrieselt bei dem Wort.
 „Ist's möglich, Herr? Ihr sah' es nie,
 Wie er nur Augen hat für sie?“ 70

Bei Tafel Eurer selbst nicht achtet,
An ihren Stuhl gefesselt schmachtet?

„Seht da die Verse, die er schrieb
Und seine Glut gesteht“ —
„Gesteht!“ — „Und sie um Gegenlieb,
Der freche Bube! fleht.
Die gnäd'ge Gräfin, sanft und weich,
Aus Mitleid wohl verbarg sie's Euch;
Mich reuet jetzt, daß mir's entfahren,
Denn, Herr, was habt Ihr zu befahren?“

Da ritt in seines Zornes Wut
Der Graf ins nahe Holz,
Wo ihm in hoher Eisen Glut
Die Eisenstufe schmolz.
Hier nährten früh und spät den Brand
Die Knechte mit geschäft'ger Hand,
Der Funke sprüht, die Bälge blasen,
Als gält' es, Felsen zu verglasen¹.

Des Wassers und des Feuers Kraft
Verbündet sieht man hier;
Das Mühlrad, von der Flut gerafft,
Umwälzt sich für und für.
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und bildsam von den mächt'gen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

Und zweien Knechten winket er,
Bedeutet sie und sagt:
„Den ersten, den ich sende her,
Und der euch also fragt:
„Habt ihr befolgt des Herren Wort?“
Den werft mir in die Hölle dort,
Dafß er zu Asche gleich vergehe
Und ihn mein Aug' nicht weiter sehe!“

¹ In Glas zu verwandeln. Bezeichnung der ungeheuern Hitze, da bei der Gläserbereitung Minerale wie Kiesel und Quarz geschmolzen werden.

Des freut sich das entmenschte Paar
 Mit roher Henkerslust,
 Denn fühllos wie das Eisen war
 Das Herz in ihrer Brust.
 Und frischer mit der Bälge Hauch
 Erhöhen sie des Osens Bauch
 Und schicken sich mit Mordverlangen,
 Das Todesopfer zu empfangen.

Drauf Robert zum Gesellen spricht
 Mit falschem Heuchelschein:
 „Frisch auf, Gesell, und säume nicht,
 Der Herr begehret dein.“
 Der Herr, der spricht zu Fridolin:
 „Mußt gleich zum Eisenhammer hin,
 Und frage mir die Knechte dorten,
 Ob sie gethan nach meinen Worten.“

Und jener spricht: „Es soll geschehn!“
 Und macht sich flugs bereit.
 Doch sinnend bleibt er plötzlich stehn:
 „Ob sie mir nichts gebeut?“
 Und vor die Gräfin stellt er sich:
 „Hinaus zum Hammer schickt man mich,
 So sag', was kann ich dir verrichten?
 Denn dir gehören meine Pflichten.“

Darauf die Dame von Savern
 Versezt mit sanftem Ton:
 „Die heil'ge Messe hört' ich gern,
 Doch liegt mir frank der Sohn.
 So gehe denn, mein Kind, und sprich
 In Andacht ein Gebet für mich,
 Und denkst du reuig deiner Sünden,
 So laß auch mich die Gnade finden!“

Und froh der vielwillkomm'nen Pflicht
 Macht er im Flug sich auf;
 Hat noch des Dorfes Ende nicht
 Erreicht im schnellen Lauf,
 Da tönt ihm von dem Glockenstrang
 Hellschlagend des Geläutes Klang,

105

110

115

120

125

130

135

140

Das alle Sünder, hochbegnadet,
Zum Sakramente¹ festlich ladet.

145 „Dem lieben Gotte weich' nicht aus,
Find'ſt du ihn auf dem Weg!" —
Er spricht's und tritt ins Gotteshaus;
Kein Laut ist hier noch reg'.
150 Denn um die Ernte war's, und heiß
Im Felde glüht' der Schnitter Fleiß,
Kein Chorgehilfe war erschienen,
Die Messe kündig zu bedienen.

155 Entschlossen ist er alsbald
Und macht den Sakristan².
„Das“, spricht er, „ist kein Aufenthalt,
Was fördert himmeln.“
160 Die Stola³ und das Cingulum⁴
Hängt er dem Priester dienend um,
Bereitet hurtig die Gefäße,
Geheiligt zum Dienst der Messe.

165 Und als er dies mit Fleiß gethan,
Tritt er als Ministrant
Dem Priester zum Altar voran,
Das Messbuch in der Hand,
Und kneet rechts und kneet links
170 Und ist gewärtig jedes Wink,
Und als des Sanctus Worte kamen,
Da schellt er dreimal bei dem Namen.⁵

170 Drauf als der Priester fromm sich neigt
Und, zum Altar gewandt,
Den Gott, den gegenwärt'gen, zeigt
In hocherhab'ner⁶ Hand,

¹ Hier: zur Messe

² Messdiener; dasselbe nachher „Ministrant“.

³ Schmäler Überwurf aus Seide oder Goldstoff, den der Priester über dem weißen Unterkleide trägt.

⁴ Weiße Schnur, die als Gürtel dient.

⁵ Das Gebet zur Vorbereitung der Brot- und Weinverwandlung schließt der Priester mit dreimaligem „Sanctus“, wozu der Diener ebenso oft schellt.

⁶ Für hocherhab'ner, nach altem, besonders biblischem Gebrauch.

Da kündet es der Sakristan
 Mit hellem Glöcklein klingend an,
 Und alles kniet und schlägt die Brüste,
 Sich fromm bekreuzend vor dem Christe.

175

So übt er jedes pünktlich aus
 Mit schnell gewandtem Sinn,
 Was Brauch ist in dem Gotteshaus,
 Er hat es alles inn';
 Und wird nicht müde bis zum Schluß,
 Bis beim Bobiscum Dominus
 Der Priester zur Gemein' sich wendet,
 Die heil'ge Handlung segnend endet.

180

Da stellt er jedes wiederum
 In Ordnung säuberlich,
 Erst reinigt er das Heiligtum,
 Und dann entfernt er sich;
 Und eilt in des Gewissens Ruh'
 Den Eisenhütten heiter zu,
 Spricht unterwegs, die Zahl zu füllen,
 Zwölf Paternoster noch im stillen.

185

Und als er rauchen sieht den Schlot
 Und sieht die Knechte stehn,
 Da ruft er: „Was der Graf gebot,
 Ihr Knechte, ist's geschehn?“
 Und grinzend zerren sie den Mund
 Und deuten in des Ofens Schlund:
 „Der ist besorgt und aufgehoben,
 Der Graf wird seine Diener loben.“

190

Die Antwort bringt er seinem Herrn
 In schnellem Lauf zurück.
 Als der ihn kommen sieht von fern,
 Raum traut er seinem Blicke.
 „Unglücklicher! wo kommst du her?“ —
 „Vom Eisenhammer.“ — „Nimmermehr!
 So hast du dich im Lauf verspätet?“ —
 „Herr, nur so lang', bis ich gebetet.“

205

„Denn als von Eurem Angesicht
 Ich heute ging, verzeiht,

210

215

Da fragt' ich erst, nach meiner Pflicht,
 Bei der, die mir gebeut.
 Die Messe, Herr, befahl sie mir
 Zu hören; gern gehorcht' ich ihr
 Und sprach der Rosenkränze viere
 Für Euer Heil und für das ihre."

220

In tiefes Staunen sinket hier
 Der Graf, entsehet sich¹:
 „Und welche Antwort wurde dir
 Am Eisenhammer? sprich!“ —
 „Herr, dunkel war der Rede Sinn,
 Zum Ofen wies man lachend hin:
 Der ist besorgt und aufgehoben,
 Der Graf wird seine Diener loben.“ —

225

„Und Robert?“ fällt der Graf ihm ein,
 Es überläuft ihn kalt,
 „Sollt' er dir nicht begegnet sein?
 Ich sandt' ihn doch zum Wald.“ —
 „Herr, nicht im Wald, nicht in der Flur
 Fand ich von Robert eine Spur.“ —
 „Nun“, ruft der Graf und steht vernichtet²,
 „Gott selbst im Himmel hat gerichtet!“

230

235

240

Und gütig, wie er nie gepflegt,
 Nimmt er des Dieners Hand,
 Bringt ihn der Gattin, tiefbewegt,
 Die nichts davon verstand.
 „Dies Kind, kein Engel ist so rein,
 Laßt's Eurer Huld empfohlen sein!
 Wie schlimm wir auch beraten waren,
 Mit dem ist Gott und seine Scharen.“



¹ Weil ihn aus Fribolins Worten die Unschuld so klar anspricht: er erschreckt, daß er einen so kindlich frommen Knaben so gräßlich hat hinrichten wollen. An Roberts Ende kann er noch nicht denken, darauf bringt ihn erst B. 221 f.

² Er fühlt die völlige Richtigkeit alles menschlichen Wissens und Wollens gegenüber der göttlichen Vorsehung.

171. An Demoiselle Slevvoigt.¹

Bei ihrer Verheiratung mit Herrn Dr. Sturm, von einer mütterlichen und fünf schwesterlichen Freundinnen.

10. Oktober 1797.

Bieh, holde Braut, mit unserm Segen,
Bieh hin auf Hymens Blumentwegen!
Wir sahen mit entzücktem Blick
Der Seele Anmut sich entfalten,
Die jungen Reize sich gestalten
Und blühen für der Liebe Glück.
Dein schönes Los, du hast's gefunden,
Es weicht die Freundschaft ohne Schmerz
Dem süßen Gott, der dich gebunden;
Er will, er hat dein ganzes Herz.

Zu teuren Pflichten, zarten Sorgen,
Dem jungen Busen noch verborgen,
Ruft dich des Kranzes ernste Zier.
Der Kindheit tändelnde Gefühle,
Der freien Jugend flücht'ge Spiele,
Sie bleiben stiehend hinter dir,
Und Hymens ernste Fessel bindet,
Wo Amor leicht und flatternd hüpfst.
Doch für ein Herz, das schön empfindet,
Ist sie aus Blumen nur geknüpft.

Und willst du das Geheimnis wissen,
Das immer grün und unzerrissen
Den hochzeitlichen Kranz bewahrt?
Es ist des Herzens reine Güte,
Der Anmut unverweltete Blüte,
Die mit der holden Scham sich paart,
Die, gleich dem heitern Sonnenbilde,
In alle Herzen Wonne lacht,
Es ist der sanfste Blick der Milde
Und Würde, die sich selbst bewacht.

— ♪ ♪ —

¹ Tochter des Buchhändlers Slevvoigt zu Jena.

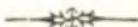
172. Hoffnung.

1797.

Es reden und träumen die Menschen viel
 Von bessern künftigen Tagen,
 Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
 Sieht man sie rennen und jagen.
 5 Die Welt wird alt und wird wieder jung,
 Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Die Hoffnung¹ führt ihn ins Leben ein,
 Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
 Den Jüngling begeistert ihr Zauberſchein,
 Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
 10 Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
 Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
 Erzeugt im Gehirne des Thoren,
 15 Im Herzen kündet es laut sich an:
 Zu was Besserm sind wir geboren.²
 Und was die innere Stimme spricht,
 Das täuscht die hoffende Seele nicht.

173. Das Glück.³

1798.

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
 Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
 Welchem Phöbus⁴ die Augen, die Lippen Hermes⁵ gelöst
 Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!

¹ Der Eltern.

² Das wir trotz aller Enttäuschungen beständig hoffen, gilt dem Dichter als ein Beweis, daß wir „zu etwas Besserem“ geboren sind, daß, unabhängig von äußeren Schicksalen und selbst vom Tode, unverlierbar in uns lebt.

³ Zwei Hauptteile: 1) (V. 1—36) Das Glück ist eine freie Kunst des Himmels, ohne Verdienst. 2) (V. 37—66) Wir dürfen über solche Kunst, die dem einen verliehen, dem anderen versagt ist, nicht zürnen, da das Glückliche und Schöne göttlichen, geheimnißvollen Ursprungs ist. — Als Glücksgüter dieser Art werben (V. 2—4) genannt: äußere Schönheit, klarer geistiger Blick, die Gabe der Rede, endlich eine mächtige Persönlichkeit.

⁴ Der Seher, der fernhin Treffende.

⁵ Der Veredete.

Ein erhabenes Los, ein göttliches, ist ihm gefallen,
Schon vor des Kampfes Beginn sind ihm die Schläfe
bekränzt.

Ihm ist, eh' er es lebte, das volle Leben gerechnet,
Eh' er die Mühe bestand, hat er die Charis¹ erlangt.
Groß zwar nenn' ich den Mann, der, sein eigner Bildner
und Schöpfer,

Durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwingt;
Aber nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Charis
Neidisch geweigert, erringt nimmer der strebende Mut.
Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren,
Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.

Wie die Geliebte dich liebt, so kommen die himmlischen Gaben,

Oben in Jupiters Reich herrscht, wie in Amors, die Kunst.
Neigungen haben die Götter, sie lieben der grünenden Jugend
Lockigte Scheitel, es zieht Freude die Fröhlichen an.

Nicht der Sehende wird von ihrer Erscheinung besiegelt,
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geschaut.

Gern erwählen sie sich der Einfalt kindliche Seele,

In das bescheid'ne Gefäß schließen sie Göttliches ein.

Ungehofft sind sie da, und² täuschen die stolze Erwartung,

Keines Bannes Gewalt zwinget die Freien herab.

Wem er geneigt, dem sendet der Vater der Menschen und Götter
Seinen Adler herab, trägt ihn zu himmlischen Höhn.³

Unter die Menge greift er mit Eigenwillen, und welches
Haupt ihm gefällt, um das flieht er mit liebender Hand
Jetzt den Lorbeer und jetzt die herrschaftgebende Binde,

Krönte doch selber den Gott⁴ nur das gewogene Glück.

Vor dem Glücklichen her tritt Phöbus, der pythische⁵ Sieger,

Und der die Herzen bezwingt, Amor, der lächelnde Gott.

Vor ihm ebnet Poseidon das Meer, sanft gleitet des Schiffes
Kiel, das den Cäsar führt und sein allmächtiges Glück⁶.

¹ Den Dank oder Lohn für die Mühe (B. 56), d. h. die Kunst der Götter, B. 11 personifiziert.

² Adversativ: und täuschen dagegen.

³ Gangmeis' Erhebung in den Olymp als Bild höchsten Glücks.

⁴ Zeus siegte im Kampfe gegen Kronos und im Streit mit seinen Brüdern ebenfalls durch das Glück, durch das „Siegel der Macht“ auf seiner Stirn.

⁵ So heißt Apollon bei den Alten nach seinem Heiligtum zu Pytho (Delphi). Der Ausdruck erinnert zugleich an den Sieger bei den pythischen Kampfspiele.

⁶ Cäsar sagte bei einer stürmischen Fahrt zu dem ängstlichen Bootsmann: „Fürchte nichts, du führst den Cäsar und sein Glück.“

35 Ihm zu Füßen legt sich der Leu, das brausende Delphin¹
Steigt aus den Tiefen, und fromm beut es den Rücken
ihm an.

2 Zürne dem Glücklichen nicht, daß den leichten Sieg ihm die
Götter

Schenken, daß aus der Schlacht Venus den Liebling entrückt.
Ihn, den die Lächelnde rettet, den Göttergeliebten beneid' ich,

40 Jenen nicht, dem sie mit Nacht deckt den verdunkelten Blick.
War er weniger herrlich, Achilles, weil ihm Hephaestos

Selbst geschniedet den Schild und das verderbliche Schwert?
Weil um den sterblichen Mann der große Olymp sich beweget?

Das verherrlicht ihn, daß ihn die Götter geliebt,

45 Daß sie sein Bürnen geehrt und, Ruhm dem Liebling zu
geben,

Hellas' bestes Geschlecht stürzten zum Orkus hinab.

3 Zürne der Schönheit nicht, daß sie schön ist, daß sie ver-
dienstlos

Wie der Lilie Kelch prangt durch der Venus Geschenk!

Laß sie die Glückliche sein, du schaust sie, du bist der Beglückte,
50 Wie sie ohne Verdienst glänzt, so entzückt sie dich.

Freue dich, daß die Gabe des Lieds vom Himmel herabkommt,
Daß der Sänger dir singt, was ihn die Muse gelehrt!

Weil der Gott ihn besellt, so wird er dem Hörer zum Gotte;
Weil er der Glückliche ist, kannst du der Selige sein.

¹ Anspielung auf Uton. Die Betonung Delphin ist auch sonst nicht selten; einzeln dagegen steht der Gebrauch des Wortes als Neutr. um.

² Der zweite Teil des Gedichts, die Warnung vor Unmut über die beim „Glücklichen“ gewährte parteiische Gunst der Götter, spricht zuerst (B. 37—46) von dem Sieger in äußerem Kampfe, sobann von der siegreichen Wirkung des Schönen, die den besonderen herrlichen Vorzug hat, daß hier der Sieger nicht bloß selbst glücklich ist, sondern auch andere glücklich macht. Diesen Vorzug hat der Sieger im Kampfe nicht, da hier notwendig Unterliegende vorhanden sind. Aber auch dann sollen wir ohne Unmut das „Glück“ des Götterlieblings sehen, der, wie Paris, jeder Gefahr entrückt wird oder wie Achilles durch seine Heldenkraft unwiderstehlich ist. Wir sollen diesem nicht die Gunst der Götter von seiner „Herrlichkeit“ abrechnen, denn in dieser Gunst besteht gerade seine Herrlichkeit.

³ Die „Schönheit“ und das „Lied des Sängers“ sind „Wunder“, denn sie entstehen nicht auf gewöhnliche, menschlich begreifliche Weise, sondern sind plötzlich da: die Schönheit des Menschen, vor allem der Liebreiz weiblicher Gestalt („jede irbische Venus“, B. 63) entsteht durch ein glückliches Zusammentreffen organischer Bedingungen, die uns ebenso geheimnisvoll sind wie Aphrodites Ursprung aus dem Wellensaume; jeder Lichtgedanke in Kunst und Wissenschaft kommt so fertig und unbegreiflich aus dem Kopfe des schaffenden Genius, wie einst Minerva aus Zeus' Haupt. Vgl. Gedicht 193, 23.

Auf dem geschäftigen Markt, da führe Themis die Wage, 55
 Und es messe der Lohn streng an der Mühe sich ab;
 Aber die Freude ruft nur ein Gott auf sterbliche Wangen,
 Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu sehn.
 Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und reisen,
 Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit; 60
 Aber das Glückliche siehst du nicht, das Schöne nicht werden,
 Fertig von Ewigkeit her steht es vollendet vor dir.
 Jede irdische Venus ersteht, wie die erste des Himmels,
 Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer;
 Wie die erste Minerva, so tritt, mit der Agis gerüstet, 65
 Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.



174. Der Kampf mit dem Drachen.¹

Romanze.

1798.

Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
 Die langen Gassen brausend fort?
 Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?
 Esrottet sich im Sturm zusammen,
 Und einen Ritter, hoch zu Ross, 5
 Gewahr' ich aus dem Menschentroß.
 Und hinter ihm — welch Abenteuer! —
 Bringt man geschleppt ein Ungeheuer;
 Ein Drache scheint es von Gestalt
 Mit weitem Krokodilesrachen, 10
 Und alles blickt verwundert bald
 Den Ritter an und bald den Drachen.

Und tausend Stimmen werden laut:
 „Das ist der Lindwurm, kommt und schaut,
 Der Hirt und Herden uns verschlungen!
 Das ist der Held, der ihn bezwungen! 15

¹ Die Geschichte spielt auf der Insel Rhodus, wo der geistliche Ritterorden des Hospitals des heiligen Johannes (Johanniter, Hospitalbrüder) seit 1309 seinen Hauptsitz hatte.

20 Biel andre zogen vor ihm aus,
Zu wagen den gewalt'gen Strauß,
Doch keinen sah man wiederkehren;
Den kühnen Ritter soll man ehren!"
Und nach dem Kloster geht der Zug,
Wo Sankt Johannis des Täufers Orden,
Die Ritter des Spitals, im Flug
Zu Rate sind versammelt worden.

25 Und vor den edeln Meister¹ tritt
Der Jüngling mit bescheid'nem Schritt;
Nach drängt das Volk mit wildem Rufen,
Erfüllend des Geländers Stufen.
Und jener nimmt das Wort und spricht:
30 „Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht.
Der Drache, der das Land verödet,
Er liegt von meiner Hand getötet;
Frei ist dem Wanderer der Weg,
Der Hirte treibe ins Gefilde,
35 Froh walle auf dem Felsensteg
Der Pilger zu dem Gnadenbilde.“

Doch strenge blickt der Fürst ihn an
Und spricht: „Du hast als Held gethan;
Der Mut ist's, der den Ritter ehret,
Du hast den kühnen Geist bewahret.
Doch sprich! was ist die erste Pflicht
40 Des Ritters, der für Christum ficht,
Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?²“
Und alle rings herum erbleichen.
Doch er mit edelm Anstand spricht,
45 Indem er sich errötend neiget:
„Gehorsam ist die erste Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeiget.“ —

50 „Und diese Pflicht, mein Sohn“, versieht
Der Meister, „hast du frech verlebt.

¹ Den Großmeister des Ordens, nachher Fürst genannt.

² Die Johanniter trugen ein weißes Kreuz auf schwarzem Mantel. Die drei Klostergeübte sind: Gehorsam, Armut, Keuschheit.

Den Kampf, den das Gesetz versaget,
Hast du mit frevlem Mut gewaget!" —
„Herr, richte, wenn du alles weißt“,
Spricht jener mit gesetztem Geist,
„Denn des Gesetzes Sinn und Willen
Vermeint' ich treulich zu erfüllen.
Nicht unbedachtlos zog ich hin,
Das Ungeheuer zu bekriegen;
Durch List und kluggewandten Sinn
Versucht' ich's, in dem Kampf zu siegen.

55

60

„Fünf unsers Ordens waren schon,
Die Bierden der Religion,¹
Des kühnen Mutes Opfer worden:
Da wehrtest du den Kampf dem Orden.
Doch an dem Herzen nagte mir
Der Unmut und die Streitbegier,
Ja selbst im Traum der stillen Nächte
Fand ich mich leuchend im Gefechte;
Und wenn der Morgen dämmernd kam
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da fasste mich ein wilder Gram,
Und ich beschloß, es frisch zu wagen.

65

70

„Und zu mir selber sprach ich dann:
Was schmückt den Jüngling, ehrt den Mann?
Was leisteten die tapfern Helden,
Von denen uns die Lieder melden,
Die zu der Götter Glanz und Ruhm
Erhub das blinde Heidentum?
Sie reinigten von Ungeheuern
Die Welt in kühnen Abenteuern,
Begegneten im Kampf dem Leu'n²
Und rangen mit dem Minotauren³,
Die armen Opfer zu befrein,
Und ließen sich das Blut nicht dauren.

75

80

¹ D. h. des Ordens, denn dieser wird im Französischen oft kurzweg „la Religion“ genannt.

² Herkules.

³ Theseus.

85 „Ist nur der Sarazen es wert,
Daß ihn bekämpft des Christen Schwert?
Bekriegt er nur die falschen Götter?
Gesandt ist er der Welt zum Retter,
Von jeder Not und jedem Harm
90 Befreien muß sein starker Arm;
Doch seinen Mut muß Weisheit leiten,
Und List muß mit der Stärke¹ streiten.“
95 So sprach ich oft und zog allein,
Des Raubtiers Fährte zu erkunden;
Da flözte mir der Geist es ein,
Froh rief ich aus: „Ich hab's gefunden!“

100 „Und trat zu dir und sprach dies Wort:
„Mich zieht es nach der Heimat fort.“
Du, Herr, willfahrtest meinen Bitten,
Und glücklich war das Meer durchschnitten.
Kaum stieg ich aus am heim'schen Strand,
Gleich ließ ich durch des Künstlers Hand,
Getreu den wohlbererkten Zügen,
Ein Drachenbild zusammenfügen.
105 Auf kurzen Füßen wird die Last
Des langen Leibes aufgetürmet;
Ein schuppicht Panzerhemd umfaßt
Den Rücken, den es furchtbar schirmet.

110 „Lang strecket sich der Hals hervor,
Und gräßlich wie ein Höllenthor,
Als schnappt' es gierig nach der Beute,
Gröffnet sich des Rachens Weite,
Und aus dem schwarzen Schlunde dräun
115 Der Zähne stachelichte Reih'n;
Die Zunge gleicht des Schwertes Spize,
Die kleinen Augen sprühen Blize;
In eine Schlange endigt sich
Des Rückens ungeheure Länge,
Rollt um sich selber furchterlich,
120 Daß es um Mann und Ross sich schlänge.

¹ Mit ihr im Bunde.

„Und alles bild' ich nach genau
Und kleid' es in ein scheußlich Grau;
Halb Wurm erschien's, halb Molch und Drache,
Gezeugt in der gift'gen Lache.

Und als das Bild vollendet war,
Erwähl' ich mir ein Doggenpaar,
Gewaltig, schnell, von flinken Läufen,
Gewohnt, den wilden Ur zu greifen;
Die heiß' ich auf den Lindwurm an,
Erhitzt sie zu wildem Grimme,
Zu fassen ihn mit scharfem Zahn,
Und lenke sie mit meiner Stimme.

„Und wo des Bauches weiches Bließ
Den scharfen Bissen Blöße ließ,
Da reiz' ich sie, den Wurm zu packen,
Die spitzen Zähne einzuhacken.
Ich selbst, bewaffnet mit Geschöß,
Besteige mein arabisch Roß,
Von adelicher Zucht entstammet,
Und als ich seinen Born entflammet,
Rasch auf den Drachen spreng' ich's los
Und stach' es mit den scharfen Sporen
Und werfe ziarend mein Geschöß,
Als wollt' ich die Gestalt durchbohren.

„Ob auch das Roß sich grauend bäumt
Und knirscht und in den Zügel schäumt
Und meine Doggen ängstlich stöhnen,
Nicht rast' ich, bis sie sich gewöhnen.
So üb' ich's aus mit Emsigkeit,
Bis dreimal sich der Mond erneut,
Und als sie jedes recht begriffen,
Führ' ich sie her auf schnellen Schiffen.
Der dritte Morgen ist es nun,
Daß mir's gelungen, hier zu landen;
Den Gliedern gönn' ich kaum zu ruhn,
Bis ich das große Werk bestanden.

„Denn heiß erregte mir das Herz
Des Landes frisch erneuter Schmerz:

125

130

135

140

145

150

155

160

Zerrissen fand man jüngst die Hirten,
 Die nach dem Sumpfe sich verirrten.
 Und ich beschließe rasch die That,
 Nur von dem Herzen neh'm' ich Rat.
 Flugs unterricht' ich meine Knappen,
 Besteige den versuchten Rappen,
 Und von dem edeln Doggenpaar
 Begleitet, auf geheimen Wegen,
 Wo meiner That kein Zeuge war,
 Reit' ich dem Feinde frisch entgegen.

165

170

„Das Kirchlein kennst du, Herr, das hoch
 Auf eines Felsenberges Toch,
 Der weit die Insel überhauet,
 Des Meisters fühner Geist erbauet.
 Verächtlich scheint es, arm und klein,
 Doch ein Mirakel schließt es ein,
 Die Mutter mit dem Jesuksnaben,
 Den die drei Könige begaben.
 Auf dreimal dreißig Stufen steigt
 Der Pilgrim nach der steilen Höhe;
 Doch hat er schwindelnd sie erreicht,
 Erquidt ihn seines Heilands Nähe.

175

180

„Tief in den Fels, auf dem es hängt,
 Ist eine Grotte eingesprengt,
 Vom Tau des nahen Moors besuchtet,
 Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet.
 Hier haustete der Wurm und lag,
 Den Raub erährend, Nacht und Tag.
 So hielt er wie der Höllendrache
 Am Fuß des Gotteshauses Wache;
 Und kam der Pilgrim hergewallt
 Und lenkte in die Unglücksstraße,
 Hervor brach aus dem Hinterhalt
 Der Feind und trug ihn fort zum Fraße.

185

190

„Den Felsen stieg ich jetzt hinan,
 Eh' ich den schweren Strauß beganu;
 Hin kniet' ich vor dem Christuskinde
 Und reinigte mein Herz von Sünde.

Drauf gürt' ich mir im Heiligtum
 Den blanken Schmuck der Waffen um,
 Bewehrte mit dem Spieß die Rechte,
 Und nieder steig' ich zum Gefechte.
 Zurücke bleibt der Knappen Troß;
 Ich gebe scheidend die Befehle
 Und schwinge mich behend aufs Roß,
 Und Gott befehl' ich meine Seele.

200

„Kaum seh' ich mich im eb'nen Plan,
 Flugs schlagen meine Doggen an,
 Und bang' beginnt das Roß zu keuchen
 Und bäumet sich und will nicht weichen;
 Denn nahe liegt, zum Knäul geballt,
 Des Feindes scheußliche Gestalt
 Und sonnet sich auf warmem Grunde.
 Auf jagen ihn die flinken Hunde;
 Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
 Als es den Rachen gähnend teilet
 Und von sich haucht den gift'gen Wind
 Und winselnd wie der Schakal heulet.

205

„Doch schnell erfrisch' ich ihren Mut,
 Sie fassen ihren Feind mit Wut,
 Indem ich nach des Tieres Lende
 Aus starker Faust den Speer versende;
 Doch machtlos, wie ein dünner Stab
 Prallt er vom Schuppenpanzer ab,
 Und eh' ich meinen Wurf erneuet,
 Da bäumet sich mein Roß und scheuet
 An seinem Basiliskenblick
 Und seines Atems gift'gem Wehen,
 Und mit Entsetzen springt's zurück,
 Und jezo war's um mich geschehen.

210

215

„Da schwung' ich mich behend vom Roß,
 Schnell ist des Schwertes Schneide bloß;
 Doch alle Streiche sind verloren,
 Den Felsenharnisch zu durchbohren.
 Und wütend mit des Schweifes Kraft
 Hat es zur Erde mich gerafft;

220

225

230

235

Schon seh' ich seinen Rachen gähnen,
Es haut nach mir mit grimmen Zähnen,
Als meine Hunde, wutentbrannt,
An seinen Bauch mit grimm'gen Bissen
Sich warfen, daß es heulend stand,
Von ungeheurem Schmerz zerrissen.

240

Und eh' es ihren Bissen sich
Entwindet, rasch erheb' ich mich,
Erspähe mir des Feindes Blöße
Und stoße tief ihm ins Gehöse,
Nachbohrend bis ans Hest, den Stahl.
Schwarzquellend springt des Blutes Strahl;
Hin sinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Riesenballe,
Daß schnell die Sinne mir vergehn;
Und als ich neugestärkt erwache,
Seh' ich die Knappen um mich stehn,
Und tot im Blute liegt der Drache."

245

Des Beifalls lang gehemmte Lust
Befreit jetzt aller Hörer Brust,
Sowie der Ritter dies gesprochen;
Und zehnfach am Gewölb' gebrochen,
Wälzt der vermischten Stimmen Schall
Sich brausend fort im Widerhall.
Laut fodern selbst des Ordens Söhne,
Daß man die Heldenstirne kröne,
Und dankbar im Triumphgepräng'
Will ihn das Volk dem Volke zeigen;
Da faltet seine Stirne streng
Der Meister und gebietet Schweigen.

250

255

260

265

270

Und spricht: „Den Drachen, der dies Land
Verheert, schlugst du mit tapferer Hand;
Ein Gott bist du dem Volke worden,
Ein Feind kommst du zurück dem Orden,
Und einen schlimmern Wurm gebar
Dein Herz, als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben stiftet,

Das ist der widerßpenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn der ist's, der die Welt zerstöret.

275

„Mut zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck;
Denn wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtes Blöße¹,
Da stifteten, auf heil'gem Grund,
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen.
Dich hat der eitle Ruhm bewegt,
Drum wende dich aus meinen Blicken!
Denn wer des Herren Soh' nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken.“

280

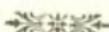
285

Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder.
Doch schweigend blickt der Jüngling nieder,
Still legt er von sich das Gewand
Und küßt des Meisters strenge Hand
Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und spricht: „Umarne mich, mein Sohn!
Dir ist der härt're Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz! Es ist der Lohn
Der Demut, die sich selbst bezwungen.“

290

295

300



¹ Der Orden war zu Jerusalem gestiftet worden.

175. Die Bürgschaft.

Ballade.

1798.

Bu Dionys¹, dem Thrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn schlügen die Hässcher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche? Sprich!“
5 Entgegnet ihm finster der Wüterich.
„Die Stadt vom Thrannen befreien!“ —
„Das sollst du am Kreuze bereuen.“ —

„Ich bin“, spricht jener, „zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
10 Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.“

Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;
Doch wisse, wenn sie verstrichen, die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
20 So muß er statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen.“

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Dß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben.
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
25 So bleib' du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande.“

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
30 Und liefert sich aus dem Thrannen;
Der andere ziehet von dannen.

¹ Dionysios der ältere, 406 — 367 Tyrann von Syrakus.

Und ehe das dritte Morgenrot scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

35

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen.
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißen die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

40

Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn seze an das gewünschte Land,
Kein Fischer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

45

Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen.“

50

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wut,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet.
Da treibt ihn die Angst, da faszt er sich Mut
Und wirkt sich hinein in die brausende Flut
Und teilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

55

Und gewinnt das Ufer und eilet fort
Und danket dem rettenden Gotte.
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord

60

65

70

Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

75

„Was wollt ihr?“ ruft er, für Schrecken bleich,
„Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!“
Und entreißt die Keule dem Nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!“
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er, die andern entweichen.

80

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und, von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Kniee.
„O hast du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben?“

85

Und horch! da sprudelt es silberhell,
Ganz nahe wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu Lauschen;
Und sieh, aus dem Felsen, geschwägig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischt die brennenden Glieder.

90

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorübersiehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.“

100

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen;
Da schimmern in Abendrots Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsezt den Gebieter:

105

„Zurück! du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffnender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den mutigen Glauben
Der Hohn des Thranen nicht rauben.“ —

110

„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht,
Ein Retter, willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Des rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Dass der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht;
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue!“

115

Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker!“ ruft er, „erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!“

120

125

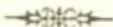
Und Erstaunen ergreift das Volk umher,
In den Armen liegen sich beide
Und weinen für Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermär;
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Lässt schnell vor den Thron sie führen.

130

Und blicket sie lange verwundert an.
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn,
So nehmet auch mich zum Genossen an:
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der dritte.“

135

140



176. Das Eleusische Fest.¹

1798.

Windet zum Kranze die goldenen Ähren,
 Flechtet auch blaue Chanen hinein!
 Freude soll jedes Auge verklären,
 Denn die Königin ziehet ein,
 5 Die Bezhämerin wilder Sitten,
 Die den Menschen zum Menschen gesellt
 Und in friedliche, feste Hütten
 Wandelte das bewegliche Zelt.

10 Scheu in des Gebirges Klüsten
 Barg der Troglodyte sich,
 Der Nomade ließ die Trüsten
 Wüste liegen, wo er strich.
 Mit dem Wurffspieß, mit dem Bogen
 15 Schritt der Jäger durch das Land;
 Weh' dem Fremdling, den die Wogen
 Warfen an den Unglücksstrand!

20 Und auf ihrem Pfad begrüßte,
 Irrend nach des Kindes Spur,
 Ceres die verlass'ne Küste;²
 Ach, da grünte keine Flur!
 Daß sie hier vertraulich weile,
 25 Ist kein Obdach ihr gewährt;
 Keines Tempels heit're Säule
 Zeuget, daß man Götter ehrt.

Keine Frucht der süßen Ähren
 Läßt zum reinen Mahl sie ein;

¹ Das Gedicht ist als ein Chorgesang zur Feier der Eleusinien (eleusischen Mysterien, Geheimdienst der Demeter und ihrer Tochter Persephone oder Kore) gebacht. Doch hat der Dichter keinen bestimmten Teil des attischen Festes im Auge. Er denkt sich wohl nur ein Erntefest, bei welchem die Göttin als Begründerin des Ackerbaues und der Gesittung gefeiert wird. — Das Gedicht besteht aus zwei Hauptteilen von je zwölf Strophen, welche von drei Strophen in anderem Versmaße (1, 14, 27) eingeraumt werden. Die erste Hälfte stellt die Gründung des Ackerbaues unter den bisherigen wilden Höhlenbewohnern („Troglodyten“), Hirten („Nomaden“) und Jägern dar; die zweite die daraus sich entwickelnde Gesittung und bürgerliche Ordnung.

² Die alte Sage läßt Demeter (Ceres) auf ihrer Irrfahrt (vgl. Gedicht 87) nach Attika kommen und dort ihren Dienst sowie den Ackerbau gründen.

Nur auf gräßlichen Altären
Dorret menschliches Gebein.
Ja, so weit sie wandernd kreiste,
Fand sie Elend überall,
Und in ihrem großen Geiste
Jammert sie des Menschen Fall.

30

„Find' ich so den Menschen wieder,
Dem wir unser Bild geliehn,
Dessen schöngestalte Glieder
Droben im Olympus blühn?¹
Gab wir ihm zum Besitz
Nicht der Erde Götterschoß²,
Und auf seinem Königsitz
Schweift er elend, heimatlos?³

35

40

„Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen?
Keiner aus der Sel'gen Chor
Hebet ihn mit Wunderarmen
Aus der tiefen Schmach empor?
In des Himmels sel'gen Höhen
Rühret sie nicht fremder Schmerz;
Doch der Menschheit Angst und Wehen⁴
Fühlet mein gequältes Herz.

45

„Dass der Mensch zum Menschen werde,
Stift' er einen ew'gen Bund⁴
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem müterlichen Grund,
Ehre das Gesetz der Zeiten
Und der Monde heil'gen Gang,
Welche still gemessen schreiten
Im melodischen Gesang.“⁵

50

55

¹ Sofern die Göttergestalt ein Idealbild der menschlichen ist. Vgl. Gedicht 61, 33.

² Den göttlichen Schoß der Erde, der alles Leben gebiert.

³ Ungewöhnlicher Plural zu dem sonst nur im Singular gebräuchlichen „das Weh“.

⁴ Den Ackerbau, durch welchen Mensch und Erde sich gegenseitig verpflichten: er ist an die Scholle gebunden, die er bebaut, sie verheisst ihm den Segen der Frucht. Ist sie „fromm“, d. h. zuverlässig, so muss er „gläubig“ sein, wenn er seine Saat „dem dunklen Schoß der heil'gen Erde“ vertraut.

⁵ Er muss nun auf den Wechsel der Jahreszeiten achten.

60

Und den Nebel teilt sie leise,
 Der den Blicken sie verhüllt;
 Plötzlich in der Wilden Kreise
 Steht sie da, ein Götterbild.
 Schwelgend bei dem Siegesmahle
 Findet sie die rohe Schar,
 Und die blutgefüllte Schale
 Bringt man ihr zum Opfer dar.

65

Aber schaudernd, mit Entsetzen
 Wendet sie sich weg und spricht:
 „Blut'ge Tigermahle nehn
 Eines Gottes Lippen nicht.
 Reine Opfer will er haben,
 Früchte, die der Herbst beschert,
 Mit des Feldes frommen Gaben
 Wird der Heilige verehrt.“

70

75

Und sie nimmt die Wucht des Speeres
 Aus des Jägers rauher Hand;
 Mit dem Schaft des Mordgewehres
 Furchet sie den leichten Sand,
 Nimmt von ihres Kranzes Spize
 Einen Kern, mit Kraft gefüllt,
 Senkt ihn in die zarte Rinde,
 Und der Trieb des Keimes schwollt.

80

85

Und mit grünen Halmen schmücket
 Sich der Boden alsbald,
 Und so weit das Auge blicket,
 Wogt es wie ein goldner Wald.
 Lächelnd segnet sie die Erde,
 Flieht der ersten Garbe Bund,
 Wählt den Feldstein sich zum Herde,
 Und es spricht der Göttin Mund:

90

„Vater Zeus, der über alle
 Götter herrscht in Athers Höh'n,
 Daß dies Opfer dir gefalle,
 Laß ein Zeichen jetzt geschehn!
 Und dem unglücksel'gen Volke,
 Das dich, Hoher, noch nicht nennt,

Nimm hintweg des Auges Wolke,
Daß es seinen Gott erkennt!"

95

Und es hört der Schwester Flehen
Zeus auf seinem hohen Sitz;
Donnernd aus den blauen Höhen
Wirft er den gezackten Blitz.
Prasselnd fängt es an zu lohen,
Hebt sich wirbelnd vom Altar,
Und darüber schwebt in hohen
Kreisen sein geschwinder Ar.

100

Und gerührt zu der Herrscherin Füßen
Stürzt sich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerfließen
In der Menschlichkeit erstem Gefühl,
Werfen von sich die blutige Wehre,
Öffnen den düstergebundenen Sinn
Und empfangen die göttliche Lehre
Aus dem Munde der Königin.

105

Und von ihren Thronen steigen
Alle Himmelschen herab,
Themis selber führt den Reigen,
Und mit dem gerechten Stab
Mischt sie jedem seine Rechte,
Sehet selbst der Grenze Stein¹,
Und des Styx verborg'ne Mächte
Ladet sie zu Zeugen ein.

110

Und es kommt der Gott der Esse,
Zeus' erfindungsreicher Sohn,
Bildner künstlicher Gefäße,
Hochgelehrt in Erzt und Thon.
Und er lehrt die Kunst der Zange
Und der Blasbälge Zug;
Unter seines Hammers Zwange
Bildet sich zuerst der Pflug.

115

120

125

¹ Das erste, wozu der Ackerbau führt, ist die Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung, das Eigentum.

130

Und Minerva, hoch vor allen
 Ragend mit gewicht'gem Speer,
 Lässt die Stimme mächtig schallen
 Und gebeut dem Götterheer.
 Feste Mauren will sie gründen,
 Jedem Schutz und Schirm zu sein,
 Die zerstreute Welt zu binden
 In vertraulichem Verein.

135

Und sie lenkt die Herrscher schritte
 Durch des Feldes weiten Plan,
 Und an ihres Fußes Tritte
 Heftet sich der Grenzgott an.
 Messend führet sie die Kette
 Um des Hügels grünen Saum;
 Auch des wilden Stromes Bette
 Schließt sie in den heil'gen Raum.

140

145

Alle Nymphen, Dreaden,
 Die der schnellen Artemis
 Folgen auf des Berges Pfaden,
 Schwingend ihren Jäger spieß,
 Alle kommen, alle legen
 150 Hände an, der Jubel schallt,
 Und von ihrer Arte Schlägen
 Krachend stürzt der Fichtenwald.

150

160

Auch aus seiner grünen Welle
 Steigt der schilf bekränzte Gott,
 Wälzt den schweren Fuß¹ zur Stelle
 Auf der Göttin Machtgebot;
 Und die leicht geschürzten Stunden²
 Fliegen ans Geschäft gewandt,
 Und die rauhen Stämme runden
 Bierlich sich in ihrer Hand.

Auch den Meergott sieht man eilen;
 Rasch mit des Tridentes³ Stoß

¹ Das eben von den Nymphen gefällte Bauholz.

² Die Horen, die hier, wie auch sonst, Dienerinnen der Götter sind.

³ Dreigads.

Bricht er die granitnen Säulen
Aus dem Erdgerippe los,
Schwingt sie in gewalt'gen Händen
Hoch wie einen leichten Ball,
Und mit Hermes, dem behenden,
Türmet er der Mauren Wall.

Aber aus den goldnen Saiten
Locht Apoll die Harmonie
Und das holde Maß der Zeiten
Und die Macht der Melodie.
Mit neunstimmigem Gesange
Fallen die Ramönen ein;
Leise nach des Liedes Klange
Füget sich der Stein zum Stein.

Und der Thore weite Flügel
Sehet mit erfahrner Hand
Cybele und fügt die Riegel
Und der Schlösser festes Band.
Schnell durch rasche Götterhände
Ist der Wunderbau vollbracht,
Und der Tempel heit're Wände
Glänzen schon in Festes Pracht.

Und mit einem Kranz von Myrten
Naht die Götterkönigin,
Und sie führt den schönsten Hirten
Zu der schönsten Hirtin hin.
Venus mit dem holden Knaben
Schmücket selbst das erste Paar,
Alle Götter bringen Gaben
Segnend den Vermählten dar.¹

Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter sel'gem Chor
Eingeschürt, mit Harmonieen
In das gastlich offne Thor.
Und das Priesteramt verwaltet
Ceres am Altar des Zeus,

¹ Einsezung der Ehe.

200

Segnend ihre Hand gefaltet¹,
Spricht sie zu des Volkes Kreis:

205

„Freiheit liebt das Tier der Wüste,
Frei im Äther herrscht der Gott,
Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
Zähmet das Naturgebot;
Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reihn,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig sein.“²

210

Windet zum Kranze die goldenen Ähren
Flechtet auch blaue Chanen hinein!
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die uns die süße Heimat gegeben,
Die den Menschen zum Menschen gesellt.
Unser Gesang soll sie festlich erheben,
Die beglückende Mutter der Welt.

215



177. Reiterlied.

1798.

5

Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen!
Im Felde, da ist der Mann noch was wert,
Da wird das Herz noch gewogen.
Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man sieht nur Herren und Knechte;

¹ Auffallend beim Segen.

² Weber das Tier noch der Gott fühlt eine aus sittlicher Selbstbestimmung hervorgehende Beschränkung: ohne inneren Kampf, ohne die bange Wahl zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden folgen sie dem Antrieb der Natur und finden nur in sich die Schranke ihres Begehrens. Beide bilben daher keine staatliche Gemeinschaft, der Gott, weil er über, das Tier, weil es unter dieser Lebensform steht.

Die Falschheit herrschet, die Hinterlist
Bei dem feigen Menscheneschlechte.
Der dem Tod ins Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein ist der freie Mann.

10

Des Lebens Ängsten, er wirft sie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu sorgen;
Er reitet dem Schicksal entgegen keck,
Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen;
Und trifft es morgen, so lasset uns heut
Noch schlürfen die Neige der kostlichen Zeit!

15

Von dem Himmel fällt ihm sein lustig Los,
Braucht's nicht mit Müh' zu erstreben.
Der Fröner, der sucht in der Erde Schoß,
Da meint er den Schatz zu erheben.
Er gräbt und schaufelt, solang' er lebt,
Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt.

20

Der Reiter und sein geschwindes Roß,
Sie sind gefürchtete Gäste.
Es flimmern die Lampen im Hochzeitschloß,
Angeladen kommt er zum Feste.
Er wirbt nicht lange, er zeiget nicht Gold,
Im Sturm erringt er den Minnesold.

25

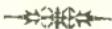
30

Warum weint die Dirn' und zergrämet sich schier?
Laß fahren dahin, laß fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb' nicht bewahren.
Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort,
Seine Rühe läßt er an keinem Ort.

35

Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt,
Die Brust im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauset, das Leben schäumt,
Frisch auf, eh' der Geist noch verdüftet!
Und jetzt ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

40



178. Des Mädelns Klage.

1798.

Der Eichwald brauset,
 Die Wolken ziehn,
 Das Mäglein sitzt
 An Ufers Grün,
 Es bricht sich die Welle mit Macht, mit Macht,
 Und sie seufzt hinaus in die finstre Nacht,
 Das Auge vom Weinen getrübet:

„Das Herz ist gestorben,
 Die Welt ist leer,
 Und weiter gibt sie
 Dem Wunsche nichts mehr.
 Du Heilige¹, rufe dein Kind zurück²,
 Ich habe genossen das irdische Glück,
 Ich habe gelebt und geliebet!“ —

„Es rinnet der Thränen
 Vergeblicher Lauf,
 Die Klage, sie wecket
 Die Toten nicht auf;
 Doch nenne, was tröstet und heilet die Brust
 Nach der süßen Liebe verschwundener Lust,
 Ich, die himmlische, will's nicht versagen.“ —

„Läß rinnen der Thränen
 Vergeblichen Lauf,
 Es wecke die Klage
 Den Toten nicht auf!
 Das süßeste Glück für die traurende Brust
 Nach der schönen Liebe verschwundener Lust
 Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.“



¹ Die Mutter Gottes oder eine sonstige Schutzheilige des Mädelns.

² Läß mich sterben.

³ Erwiderung der Heiligen.

179. Nänie.¹

1799.

Auch das Schöne muß sterben! Das Menschen und Götter
bezwinget,

Nicht die eherne Brust röhrt es des stygischen Zeus².
Einmal nur erweichte die Liebe³ den Schattenbeherrscher,
Und an der Schwelle noch, streng, rieß er zurück sein
Geschenk.

Nicht stillt Aphrodite dem schönen Knaben die Wunde,
Die in den zierlichen Leib grausam der Eber geritzt.⁴
Nicht errettet den göttlichen Held⁵ die unsterbliche Mutter⁶,
Wann er, am fläischen Thor fallend, sein Schicksal er-
füllt.

Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des
Nereus⁷,

Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.¹⁰
Siehe, da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen
alle,

Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.
Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten, ist
herrlich,

Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.



¹ Lateinisch naenia oder nenia, Totenlied, Klagegesang bei der Leiche.

² Hades (Jupiter Stygius).

³ Die rührende Klage des Orpheus um Eurydike. Hades versprach ihm, die Gattin solle ihm zur Oberwelt folgen, unter der Bedingung, daß er sich unterwegs nicht nach ihr umsehe. Da er aber, von Sehnsucht bezwungen, sich umwandte, wurde sie ihm „an der Schwelle noch“ der Oberwelt wieder entlassen.

⁴ Adonis, von Aphrodite geliebt, fand auf der Jagd durch einen Eber seinen Tod.

⁵ Achill. Vgl. S. 54, Anm. 3.

⁶ Thetis.

⁷ Wie es im 24. Buche der „Odyssee“ geschildert wird.

180. Das Lied von der Glode.¹

1799.

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form², aus Lehm gebrannt.
 Heute muß die Glode werden,
 Frisch, Gesellen, seid zur Hand!
 5
 Von der Stirne heiß
 Rinnen muß der Schweiß,
 Soll das Werk den Meister loben;
 Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
 10 Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;

¹ Das Gedicht, das vom Meister gesprochen wird, besteht aus zwei Bestandteilen: den zehn durchweg in gleichem Versmaß gehaltenen Arbeitsprüchen, die das Geschäft des Glodengießens vorführen, und den dazwischenstehenden neun Betrachtungen. Von diesen gibt die erste die Absicht des Meisters an, die Arbeit mit „guten Leben“ zu begleiten, während die zweite das Thema des Gedichtes ausspricht, daß die Glode in engem Zusammenhang mit jedem Menschenleben stehe. Die folgenden vier Betrachtungen umfassen das menschliche Leben in der Familie: Kindheit und Jugend (3), Ehe und Wohlstand (4), Zerstörung des Wohlstandes (5), Tod (6). Die beiden folgenden schildern das Leben der staatlichen Gemeinschaft: den Wohlstand eines friedlichen Staates (7), blutigen Umsturz (8). Die neunte Betrachtung endlich schildert den „Beruf“ der Glode, indem daß Gottesreich den beiden vorher genannten menschlichen Gemeinschaften gegenübergestellt wird. — In den Betrachtungen 3—8 tritt die künstlerische Einheit dreifach hervor, denn sie sind verknüpft 1) untereinander, indem jedesmal am Schluß auf die folgende Betrachtung hingedeutet ist, 2) mit den Arbeitsprüchen, indem jedesmal an den voraufgehenden Spruch anknüpft wird, die Betrachtung also in fortwährendem Zusammenhange mit der Arbeit des Glodengießens bleibt, 3) mit dem Thema des Gedichts, da in jeder das Läuten der Glode vorkommt. Nur am Schluß der sechsten Betrachtung fehlt die Vorbedeutung auf die folgende, weil hier der Hauptabschnitt des Gedichtes ist und zugleich auch die Arbeit zu einem Ruhpunkt gelangt ist. Im siebenten Abschnitt ist das Läuten der Vesperglode nicht in der Betrachtung, sondern schon in dem Arbeitspruch erwähnt.

² Sie wird in der Dammgrube vor dem Gießofen hergerichtet, und es sind in ihr ursprünglich drei Teile zu unterscheiden: 1) der Kern, der die Gestalt der inneren Glode hat, aus Backsteinen gemauert, mit Lehm überstrichen, 2) die Dicke aus Lehm, die auf dem Kern aufliegt, genau von der Gestalt der zu gießenden Glode, 3) der Mantel aus Lehm und anberen Bestandteilen. Die Dicke ist vom Mantel und vom Kern durch Asche oben durch Talg getrennt, so daß sie nicht festkleben kann. Ist alles trocken gebrannt, so nimmt man den Mantel ab, hämmert die Dicke los und stülpt den Mantel alsdann wieder über den Kern, so daß zwischen beiden nunmehr die zur Aufnahme des flüssigen Metalls erforderliche Höhlung entsteht. So weit ist das Geschäft beim Beginn unseres Gedichtes gebiehen.

Wenn gute Reden sie begleiten,
 Dann fließt die Arbeit munter fort.
 So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
 Was durch die schwache Kraft entspringt;
 Den schlechten Mann muß man verachten,
 Der nie bedacht, was er vollbringt. 15
 Das ist's ja, was den Menschen zieret,
 Und dazu ward ihm der Verstand,
 Daz er im innern Herzen spüret,
 Was er erschafft mit seiner Hand. 20

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
 Doch recht trocken laßt es sein,
 Daz die eingepreßte Flamme
 Schläge zu dem Schwalch¹ hinein!
 Kocht des Kupfers Brei,
 Schnell das Binn herbei,
 Daz die zähe Glockenspeise
 Fließe nach der rechten Weise! 25

Was in des Dammes tiefer Grube
 Die Hand mit Feuers Hilfe baut,
 Hoch auf des Turmes Glockenstube,
 Da wird es von uns zeugen laut.
 Noch dauern wird's in späten Tagen
 Und röhren vieler Menschen Ohr
 Und wird mit dem Betrübten klagen
 Und stimmen zu der Andacht Chor. 30
 Was unten tief dem Erdensohne
 Das wechselnde Verhängnis bringt,
 Das schlägt an die metall'ne Krone,
 Die es erbaulich weiter klingt. 35

Weiße Blasen seh' ich springen;
 Wohl! die Massen sind im Fluß.
 Laßt's mit Aschensalz durchdringen,
 Das befördert schnell den Guß.

Auch von Schaume rein
 Muß die Mischung sein, 45

¹ Schwalch ist die Öffnung im Schmelzofen, woburch die Flamme über das Metall streicht.

Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

Denn mit der Freude Feierklange
50 Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitschoße
55 Die schwarzen und die heitern Lüse;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen.
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
60 Er stürmt ins Leben wild hinaus,
Durchmischt die Welt am Wanderstabe.
Fremd lehrt er heim ins Vaterhaus;
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
65 Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
70 Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilde Reih'n.
Errötend folgt er ihren Spuren
Und ist von ihrem Gruß beglückt,
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
75 Womit er seine Liebe schmückt.
O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.
80 O, daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich schon die Pfeisen¹ bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein,
Sehn wir's überglast erscheinen,
Wird's zum Gufse zeitig sein.

¹ Windpfeisen, Zuglöcher am Giehofen, deren Gelb- oder Bräunlichwerden angeigt, daß das Metall flüssig genug ist.

Zeigt, Gefellen, frisch!
 Prüft mir das Gemisch,
 Ob das Spröde mit dem Weichen
 Sich vereint zum guten Zeichen!

85

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
 Wo Starkes sich und Mildes paarten,
 Da gibt es einen guten Klang.
 Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
 Ob sich das Herz zum Herzen findet!
 Der Wahns ist kurz, die Neu' ist lang.
 Lieblich in der Bräute Locken
 Spielt der jungfräuliche Kranz,
 Wenn die hellen Kirchenglocken
 Laden zu des Festes Glanz.
 Ach! des Lebens schönste Feier
 Endigt auch den Lebensmai,
 Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
 Reißt der schöne Wahns entzwei.

90

Die Leidenschaft flieht,
 Die Liebe muß bleiben;
 Die Blume verblüht,
 Die Frucht muß treiben.
 Der Mann muß hinaus
 Ins feindliche Leben,
 Muß wirken und streben
 Und pflanzen und schaffen,
 Ersinnen, erraffen,
 Muß wetten und wagen,
 Das Glück zu erjagen.

100

Da strömet herbei die unendliche Gabe,
 Es füllt sich der Speicher mit kostlicher Habe,
 Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
 Und drinnen waltet
 Die züchtige Hausfrau,
 Die Mutter der Kinder,
 Und herrschet weise,
 Im häuslichen Kreise
 Und lehret die Mädchen
 Und wehret den Knaben,

110

115

120

125

Und reget ohn' Ende
 Die fleißigen Hände,
 Und mehrt den Gewinn
 Mit ordnendem Sinn;
 Und füllet mit Schäzen die duftenden Läden
 Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
 Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
 130 Die schimmernde Wolle, den schneigten Lein,
 Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
 Und ruhet nimmer.

135

140

145

150

Und der Vater mit frohem Blick
 Von des Hauses weitschauendem Giebel
 Überzählet sein blühend Glück;
 Siehet der Pfosten¹ ragende Bäume
 Und der Scheunen gefüllte Räume
 Und die Speicher, vom Segen gebogen,
 Und des Kornes bewegte Wogen;
 Rühmt sich mit stolzem Mund:
 „Fest wie der Erde Grund,
 Gegen des Unglücks Macht
 Steht mir des Hauses Pracht!“
 Doch mit des Geschickes Mächten
 Ist kein ew'ger Bund zu schlechten,
 Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! nun kann der Guß beginnen,
 Schön gezacket ist der Bruch².
 Doch bevor wir's lassen rinnen,
 Betet einen frommen Spruch.
 Stoßt den Zapfen³ aus!
 Gott bewahr' das Haus!
 Rauhend in des Henkels Bogen
 Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

¹ Die in der Mitte eines Getreidehobers errichteten hervorragenden Balken oder Baumstämme.

² Etwas von der Metallmischung wird in einen gehöhlten Stein geschöpft und, wenn es erkaltet ist, zerbrochen. Zeigt der Bruch zu kleinen Baden, so muß noch Kupfer, im andern Falle noch Zinn zugesetzt werden.

³ Das Gießloch des Ofens ist durch einen Zapfen verschlossen, der beim Beginn des eigentlichen Gusses in den Ofen hineingestoßen wird, so daß das Metall durch eine Rinne in den Henkelbogen und von da in die Form abfließt.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.

Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.

Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke ohne Wahl
Zuckt der Strahl.

Hört ihr's wimmern hoch vom Turm?
Das ist Sturm!

Rot wie Blut
Ist der Himmel;
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Straßen auf!

Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile.

Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glühn die Lüste, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Tiere wimmern

Unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette

155

160

165

170

175

180

185

190

195 Fliegt der Gimer, hoch im Bogen
Sprizen Quellen, Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht;
Brasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
200 Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehen.
210

Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bett.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
215 Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

220 Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wut ihm auch geraubt,
225 Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein teures Haupt.

230 In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt.
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Dass es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?

Ach, vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen nach des Himmels Rat.
Noch kostlicheren Samen bergen
Wir traurend in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönernm Los.

Bon dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wand'rer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin ist's, die teure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust.
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar,
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war,
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr,
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeler.

Bis die Glocke sich verkühlet,
Laßt die strenge Arbeit ruhn.
Wie im Laub der Vogel spielt,
Mag sich jeder gütlich thun.

235

240

245

250

255

260

265

- | | |
|-----|--|
| 270 | Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht,
Hört der Purzsch die Vesper schlagen;
Meister muß sich immer plagen. |
| 275 | Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wand'rer
Nach der lieben Heimathütte.
Blökend ziehen heim die Schafe,
Und der Kinder
Breitgestirnte, glatte Scharen
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen; |
| 280 | Bunt von Farben
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz. |
| 285 | Markt und Straße werden stiller,
Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket |
| 290 | Sich die Erde;
Doch den sichern Bürger schreckt
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket;
Denn das Auge des Gesetzes wacht. |
| 295 | Heil'ge Ordnung, segenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden |
| 300 | Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten |
| 305 | |

Und das teuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte fand.

Meister röhrt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schuß,
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Truß.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Hölder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röte
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brände schrecklich strahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht¹ hat's erfüllt,
Dafz² sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelung'nen Bild.

Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand zur rechten Zeit;

¹ Seltener Gebrauch für Zwed.

² Angelehnt an „Zerbrecht mir das Gebäude“.

310

315

320

325

330

335

340

345

Doch wehe, wenn in Flammenbächen
 Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!
 Blindwütend, mit des Donners Krachen
 Bersprengt es das geborst'ne Haus,
 Und wie aus offnem Höllentrachen
 Speit es Verderben zündend aus.
 350 Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
 Da kann sich kein Gebild gestalten;
 Wenn sich die Völker selbst befrein,
 Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

355

Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte
 Der Feuerzunder still gehäuft,
 Das Volk, zerreißend seine Kette,
 Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
 Da zerret an der Glocke Strängen
 Der Aufruhr, daß sie heulend schallt,
 360 Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
 Die Lösung anstimmt zur Gewalt.

360

1 „Freiheit und Gleichheit!“ hört man schallen;
 Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
 Die Straßen füllen sich, die Hallen,
 Und Würgerbanden ziehn umher.
 Da werden Weiber zu Hyänen
 Und treiben mit Entsetzen Scherz;
 Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen
 Zerreißen sie des Feindes Herz.
 370 Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
 Sich alle Bände frommer Scheu;
 Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
 Und alle Laster walten frei.
 Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
 375 Verderblich ist des Tigers Zahn,
 Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
 Das ist der Mensch in seinem Wahn.
 Weh denen, die dem Ewigblinden
 Des Lichtes Himmelsfackel leihn!

¹ Die folgende Schilderung lehnt sich deutlich an die französische Revolution an.

Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städ' und Länder ein.

380

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern
Aus der Hülse, blank und eben,
Schält sich der metall'ne Kern.

385

Von dem Helm zum Kranz¹
Spielt's wie Sonnenglanz.
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfah'rnen Bildner.²

390

Herein! Herein!
Gesellen alle, schließt den Reihen,
Dß wir die Glocke tausend weißen!
Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

395

Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf:
Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie in blauem Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schwieben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben
Wie der Gestirne helle Schar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte³ Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metall'ner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.⁴
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.

400

405

410

¹ „Helm“ oder „Haube“ ist der oberste, „Kranz“ der unterste Teil der Glode.

² Für Bildner, sprachlich richtig abgeleitet, wie Schreiber, Leser, Wähler *et c.*

³ Weil die Horen und Jahreszeiten bekränzt dargestellt werden.

⁴ „Zeit“ ist Subjekt: sie berührt stündlich die Glode, so daß diese beim Stundenschlag erklängt.

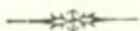
415

Und wie der Klang im Ohr vergehet,
 Der mächtig tönend ihr entschallt,
 So lehre sie, daß nichts bestehet,
 Daß alles Irdische verhallt.

420

Je so mit der Kraft des Stranges
 Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
 Daß sie in das Reich des Klanges
 Steige, in die Himmelsluft.
 Ziehet, ziehet, hebt!
 Sie bewegt sich, schwebt.
 Freude dieser Stadt bedeute,
 Friede sei ihr erst Geläute.¹

425

181. Spruch des Konfucius.²

1799.

5

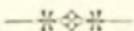
Dreifach ist des Raumes Maß,
 Rastlos fort ohn' Unterlaß
 Strebt die Länge fort ins Weite,
 Endlos giehet sich die Breite,
 Grundlos senkt die Tiefe sich.

10

Dir ein Bild sind sie gegeben:
 Rastlos vorwärts mußt du streben,
 Nie ermüdet stille stehn,
 Willst du die Vollendung sehn;
 Mußt ins Breite dich entfalten,
 Soll sich dir die Welt gestalten;
 In die Tiefe mußt du steigen,
 Soll sich dir das Wesen zeigen.

15

Nur Beharrung führt zum Ziel,
 Nur die Fülle führt zur Klarheit,
 Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.



¹ „Ihr erst Geläute“ ist Subjekt sowohl zu „bedeute Freude“ als auch zu „sei Friede“. Es ist also im vorletzten Verse keineswegs „sie“ ausgelassen.

² Vgl. Ged. 45.

182. Die Worte des Wahns.¹

1799.

Drei Worte hört man, bedeutungsschwer,
 Im Munde der Guten und Besten;
 Sie schallen vergeblich, ihr Klang ist leer,
 Sie können nicht helfen und trösten.
 Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht,
 Solang' er die Schatten zu haschen sucht.

Solang' er glaubt an die goldene Zeit,
 Wo das Rechte, das Gute wird siegen;
 Das Rechte, das Gute führt ewig Streit,
 Nie wird der Feind ihm erliegen,
 Und erstickst du ihn nicht in den Lüsten frei,
 Stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu.²

Solang' er glaubt, daß das buhlende Glück
 Sich dem Edeln vereinigen werde;
 Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick,
 Nicht dem Guten gehöret die Erde.
 Er ist ein Fremdling, er wandert aus
 Und sucht ein unvergänglich Haus.

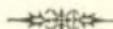
Solang' er glaubt, daß dem ird'schen Verstand
 Die Wahrheit je wird erscheinen;
 Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand
 Wir können nur raten und meinen.
 Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,
 Doch der freie wandelt im Sturme fort.

Drum, edle Seele, entreiß' dich dem Wahns
 Und den himmlischen Glauben bewahre!

¹ Das Gedicht steht in deutlicher Beziehung zu Ged. 161, die drei Worte dort und hier entsprechen sich: 1) Glaube, daß wir frei sind, also unabhängig von allem Bösen außer uns und in uns, aber wähne nicht, daß das Böse in der wirklichen Welt jemals völlig besiegt werden könne. 2) Glaube, daß wir Tugend üben können, aber wähne nicht, daß dem Tugendhaften das (äußere) Glück folge. 3) Glaube, daß es einen Gott gibt, aber wähne nicht, daß wir die Wahrheit (deren letzter Grund in Gott liegt) voll erkennen können. Wer sich solchem Wahne hingibt, sucht „Schatten zu haschen“ (B. 6.).

² Anspielung auf den Riesen Antäos, der aus der Erde, seiner Mutter, immer neue Kraft sog, bis ihn Heracles in die Luft hob und so erstickte.

Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
 Es ist dennoch, das Schöne, das Wahre!
 Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor,
 Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.¹



183. An Goethe,

als er den „Mahomet“ von Voltaire auf die Bühne brachte.²

1800.

Du selbst, der uns von falschem Regelzwange
 Zu Wahrheit und Natur zurückgeführt,
 Der, in der Wiege schon ein Held, die Schlange
 Ersticht, die unsren Genius umschürt,
 Du, den die Kunst, die göttliche, schon lange
 Mit ihrer reinen Priesterbinde ziert,
 Du opferst auf zertrümmerten Altären
 Der Aftermuse, die wir nicht mehr ehren?

Einheim'scher Kunst ist dieser Schauplatz eigen,
 Hier wird nicht fremden Göthen mehr gedient;
 Wir können mutig einen Vorbeer zeigen,
 Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt.
 Selbst in der Künste Heiligtum zu steigen,
 Hat sich der deutsche Genius erführt,
 Und auf der Spur des Griechen und des Britten
 Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten.

¹ Wer das Schöne und Wahre „draußen“ sucht, der unterliegt eben dem „Wahne“, wer es in sich fühlt, hat den „himmlischen Glauben“.

² Im Januar 1800 wollte Goethe den von ihm übersetzten „Mahomet“ Voltaire's zur Aufführung bringen, hauptsächlich, um die Schauspieler „zu einem wörtlichen Memorieren, zu einem gemessenen Vortrage, zu einer gehaltreichen Aktion“ zu veranlassen. Es war vorauszusehen, daß sich im Publikum eine starke Begehrung über den Versuch einer Wiederbelebung dieser prunkenden und steiften Kunstdform zeigen werde. Darum wünschte Goethe, daß die Zuschauer auf den richtigen Gesichtspunkt hingewiesen würden, und bat Schiller, einige Strophen zu diesem Zwecke zu dichten. Schiller ist der Ansicht, daß die sogenannte klassische Tragödie der Franzosen uns zwar nicht mehr Muster sein, wohl aber dazu dienen könne, durch ihre Regelmäßigkeit und strenge Kunstdform der allzu freien naturalistischen Richtung der Gegenwart (eines Roßes u. a.) entgegenzutreten.

Denn dort, wo Sklaven knien, Despoten walten,
 Wo sich die eitle Aftersgröze bläht,
 Da kann die Kunst das Edle nicht gestalten,
 Von keinem Ludwig wird es ausgesät;
 Aus eigner Fülle muß es sich entfalten,
 Es borget nicht von ird'scher Majestät,
 Nur mit der Wahrheit wird es sich vermählen,
 Und seine Glut durchflammt nur freie Seelen.

Drum nicht, in alte Fesseln uns zu schlagen,
 Erneuerst du dies Spiel der alten Zeit,
 Nicht, uns zurückzuführen zu den Tagen
 Charakterloser Minderjährigkeit.
 Es wär' ein eitel und vergeblich Wagen,
 Zu fallen ins bewegte Rad der Zeit;
 Geflügelt fort entführen es die Stunden,
 Das Neue kommt, das Alte ist verschwunden.

Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
 In seinem Raume drängt sich eine Welt;
 Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
 Nur der Natur getreues Bild gefällt;
 Verbannet ist der Sitten falsche Strenge,
 Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held.
 Die Leidenschaft erhebt die freien Töne,
 Und in der Wahrheit findet man das Schöne.

Doch leicht gejimmert nur ist Thespis' Wagen,
 Und er ist gleich dem acheront'schen Kahn;
 Nur Schatten und Idole kann er tragen,
 Und drängt das rohe Leben sich heran,
 So droht das leichte Fahrzeug umzuschlagen,
 Das nur die flücht'gen Geister fassen kann.
 Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
 Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.¹

Denn auf dem bretternen Gerüst der Szene
 Wird eine Idealwelt aufgethan.

¹ Wenn die Kunst auch nach der Wahrheit strebt, so darf sie diese doch nicht in der bloßen Nachahmung der Wirklichkeit suchen; ihre Gestalten müssen stets Ideale („Schatten und Idole“) bleiben.

Nichts sei hier wahr und wirklich als die Thräne,
 Die Rührung ruht auf keinem Sinnenwahn.¹
 Aufrichtig ist die wahre Melpomene²,
 Sie kündigt nichts als eine Fabel an
 Und weiß durch tiefe Wahrheit zu entzücken;
 Die falsche stellt sich wahr, um zu berücken.

55 Es droht die Kunst vom Schauplatz zu verschwinden,
 Ihr wildes Reich behauptet Phantasie;
 Die Bühne will sie wie die Welt entzünden,
 Das Niedrigste und Höchste menget sie.
 60 Nur bei dem Franken war noch Kunst zu finden,
 Erschwang er gleich ihr hohes Urbild nie;
 Gebannt in unveränderlichen Schranken
 Hält er sie fest, und nimmer darf sie wanken.

65 Ein heiliger Bezirk ist ihm die Szene;
 Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
 Sind der Natur nachlässig rohe Töne,
 Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied.
 70 Es ist ein Reich des Wohlauts und der Schöne,
 In edler Ordnung greiftet Glied in Glied,
 Zum ernsten Tempel füget sich das Ganze,
 Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

75 Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden,
 Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist;
 Des falschen Anstands prunkende Gebärden
 Verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preist.
 Ein Führer nur zum Bessern soll er werden,
 Er komme wie ein abgeschied'ner Geist,
 80 Zu reinigen die oft entweihte Szene
 Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

¹ Was die Kunst gibt, ist alles im dem bezeichneten Sinne „unwirklich“, beruht auf Illusion, auf „Täuschung“. Aber die Wirkung, die Rührung der Herzen, ist Wirklichkeit.

² Die Betonung hier und B. 80 wohl nach dem Französischen.

184. Gesang des Pförtners.

1800.

Perschwunden ist die finst're Nacht,
 Die Lerche schlägt, der Tag erwacht,
 Die Sonne kommt mit Prangen
 Am Himmel aufgegangen.
 Sie scheint in Königs Prunkgemach,
 Sie scheinet durch des Bettlers Dach,
 Und was in Nacht verborgen war,
 Das macht sie kund und offenbar.

Lob sei dem Herrn und Dank gebracht,
 Der über diesem Haus gewacht,
 Mit seinen heiligen Scharen
 Uns gnädig wollt' bewahren.
 Wohl mancher schloß die Augen schwer
 Und öffnet sie dem Licht nicht mehr,
 Drum freue sich, wer neu belebt
 Den frischen Blick zur Sonn' erhebt.



185. Die deutsche Muse.

1800.

Rein Augustisch Alter blühte,
 Keines Medicäers Güte
 Lächelte der deutschen Kunst;
 Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
 Sie entfaltete die Blume
 Nicht am Strahl der Fürstengunst.

Von dem größten deutschen Sohne,
 Von des großen Friedrichs Throne
 Ging sie schuhlos, ungeehrt.
 Rühmend darf's der Deutsche sagen,
 Höher darf das Herz ihm schlagen:
 Selbst erschuf er sich den Wert.

Darum steigt in höherm Bogen,
 Darum strömt in vollern Wogen

5

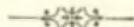
10

15

5

10

Deutscher Barden Hochgesang;
Und in eigner Fülle schwelend
Und aus Herzens Tiefen quellend,
Spottet er der Regeln Zwang.

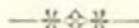


186. Die Antiken zu Paris.

1800.

Was der Griechen Kunst erschaffen,
Mag der Franke mit den Waffen
Führen nach der Seine Strand,
Und in prangenden Museen
Zeig' er seine Siegstrophäen
Dem erstaunten Vaterland!

Ewig werden sie ihm schweigen,
Nie von den Gestellen steigen
In des Lebens frischen Reih'n.
Der allein besitzt die Mäuse,
Der sie trägt im warmen Busen,
Dem Vandalen sind sie Stein.



187. Stammbuchblatt für August von Goethe,¹

vom 17. Dezember 1800.

Holder Knabe, dich liebt das Glück, denn es gab dir der Güter
Erstes, kostlichstes — dich rühmend des Vaters zu freun.
Dezo kennest du nur des Freundes liebende Seele,
Wenn du zum Manne gereist, wirst du die Worte verstehn.
5 Dann erst kehrst du zurück mit neuer Liebe Gefühlen
An des Trefflichen Brust, der dir jetzt Vater nur ist.
Läß ihn leben in dir, wie er lebt in den ewigen Werken,
Die er, der Einzige, uns blühend unsterblich erschuf.
10 Und das herzliche Band der Wechselneigung und Treue,
Das die Väter verknüpft, binde die Söhne noch fort.



¹ Goethes einziger Sohn, geb. am 25. Dezember 1789.

188. Der Antritt des neuen Jahrhunderts.

An ***

1801.

Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.

Und das Band der Länder ist gehoben,
Und die alten Formen stürzen ein;
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein.

Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz;
Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.¹

Gold muß ihnen jede Landschaft wägen,
Und, wie Brennus² in der rohen Zeit,
Legt der Franke seinen eh'rnen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit.

Seine Handelsflotten streckt der Britte
Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite³
Will er schließen wie sein eignes Haus.

Zu des Südpols nie erblickten Sternen
Dringt sein rastlos ungehemmter Lauf,
Alle Inseln spürt er, alle fernen
Küsten — nur das Paradies nicht auf.

Ach, umsonst auf allen Länderkarten
Spähst du nach dem seligen Gebiet,

¹ Wie die beiden weltbeherrschenden Götter Poseidon und Zeus.

² Der Gallierkönig, der, als sich die besiegten Römer beim Abwagen des Lösegeldes über falsches Gewicht beschwerten, mit den Worten: „Vae victis!“ noch sein Schwert in die Wagschale warf.

³ Der Gattin des Meergottes

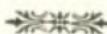
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menschheit schöne Jugend blüht.

30

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
Und die Schiffahrt selbst ermißt sie kaum,
Doch auf ihrem unermess'nen Rücken
Ist für zehn Glückliche nicht Raum.

35

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang.
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gefang.



189. Sehnsucht.¹

1801.

5

Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel,
10 Ewig jung und ewig grün;
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

10

Harmonieen hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh',
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu.
Goldne Früchte seh' ich glühen,
15 Winkend zwischen dunklem Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

15

Ach, wie schön muß sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenchein,

¹ Das Gedicht beruht auf demselben Gegensatz zwischen Wirklichkeit und idealer Welt, den Schiller so oft, am eingehendsten in dem Gedicht „Das Ideal und das Leben“ ausgesprochen hat.

Und die Lust auf jenen Höhen,
O wie labend muß sie sein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust,
Seine Wellen sind gehoben,
Daz die Seele mir ergraust.

20
Einen Nachen seh' ich schwanken,
Aber ach! der Fährmann fehlt.¹
Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind besetzt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leih' kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

25

30

35

190. Das Mädchen von Orleans.²

1801.

Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott.
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er seine Schäze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verlekt den Glauben.

5

Doch, wie du selbst aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin wie du,
Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu.
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben;
Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.

10

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhab'ne in den Staub zu ziehn;

¹ Es kann dich keine fremde Kraft hinüberschaffen.

² Voltaire's „La Pucelle d'Orléans“ (1757) hatte die Gestalt der Jungfrau mit niedrigem und unsauberem Spott überschüttet; Schiller war sich bewußt, sie für immer mit einer „Glorie“ umgeben zu haben.

15 Doch fürchte nicht! Es gibt noch schöne Herzen,
 Die für das Hohe, Herrliche entglühn.
 Den lauten Markt mag Momus¹ unterhalten;
 Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.



191. Hero und Leander.

Ballade.

1801.

5 Seht ihr dort die altergrauen
 Schlösser² sich entgegen schauen,
 Leuchtend in der Sonne Gold,
 Wo der Hellespont die Wellen
 Brausend durch der Dardanellen
 Hohe Felsenpforte rollt?
 10 Hört ihr jene Brandung stürmen,
 Die sich an den Felsen bricht?
 Asien riß sie von Europa,
 Doch die Liebe schreckt sie nicht.

15 Heros³ und Leanders Herzen
 Rührte mit dem Pfeil der Schmerzen
 Amors heil'ge Göttermacht.
 Hero, schön wie Hebe blühend,
 Er, durch die Gebirge ziehend,
 20 Rüstig, im Geräusch der Jagd.
 Doch der Vater feindlich Zürnen
 Trennte das verbund'ne Paar,
 Und die süße Frucht der Liebe
 Hing am Abgrund der Gefahr.

Dort auf Sestos⁴ Felsenurmie,
 Den mit ew'gem Wogensturme
 Schäumend schlägt der Hellespont,
 Saß die Jungfrau, einsam grauend,

¹ Gott des Tadels und Spottes.

² Die sogenannten „alten Schlösser“ am Eingange der Dardanellenstraße, die übrigens erst nach der Eroberung von Konstantinopel gebaut sind.

³ Hero war Priesterin der Aphrodite, wie erst B. 248 erwähnt wird; Leander hatte sie am Feste der Göttin kennen gelernt.

⁴ In Europa.

Nach Abydos¹ Küste schauend,
Wo der Heißgeliebte wohnt.
Ach, zu dem entfernten Strand
Baut sich keiner Brücke Steg,
Und kein Fahrzeug stößt vom Ufer;
Doch die Liebe fand den Weg.

25

Aus des Labyrinthes Pfaden
Leitet sie mit sichern Faden²,
Auch den Blöden macht sie klug,
Beugt ins Joch die wilden Tiere³,
Spannt die feuersprüh'nden Stiere
An den diamantnen Pflug⁴.
Selbst der Styx, der neunfach fließet,
Schließt die wagende nicht aus;
Mächtig raubt sie das Geliebte
Aus des Pluto finsterni Hauses.⁵

35

40

Auch durch des Gewässers Fluten
Mit der Sehnsucht feur'gen Glüten
Stachelt sie Leanders Mut.
Wenn des Tages heller Schimmer
Bleichtet, stürzt der kühne Schwimmer
In des Pontus finst're Flut,
Teilt mit starkem Arm die Woge,
Strebend nach dem teuren Strand,
Wo auf hohem Söller leuchtend
Winkt der Fackel heller Brand.

45

50

Und in weichen Liebesarmen
Darf der Glückliche erwärmen
Von der schwer bestand'nen Fahrt
Und den Götterlohn empfangen,

¹ In Asien.

² Anspielung auf die Sage von Theseus und Ariadne.

³ Abmetos mußte, um seine Gattin Alkestis zu gewinnen, einen Löwen und einen Eber zusammen an einen Wagen spannen.

⁴ Zu den Aufgaben Jasons, durch die er das goldene Blieb und Medeas Hand gewann, gehörte auch die, zwei feuerspeiende Stiere vor einen „diamantenen“, d. h. stählernen Pflug zu spannen (im Griechischen bezeichnet dasselbe Wort *ἀσπαράς* Stahl und Diamant).

⁵ Anspielung auf die Sage von Orpheus und Eurydice.

55 Den in seligem Umfangen
Ihm die Liebe aufgespart,
Bis den Säumenden Aurora
Aus der Wonne Träumen weckt
Und ins kalte Bett des Meeres
60 Aus dem Schöß der Liebe schrekt.

Und so flohen dreißig Sonnen
Schnell im Raub versthöll'ner Wonne
Dem beglückten Paar dahin,
Wie der Brautnacht süße Freuden,
Die die Götter selbst beneiden,
65 Ewig jung und ewig grün.
Der hat nie das Glück gekostet,
Der die Frucht des Himmels nicht
Raubend an des Höllenflusses
70 Schauervollem Rande bricht.

Hesper und Aurora zogen
Wechselnd auf am Himmelsbogen;
Doch die Glücklichen, sie sahn
Nicht den Schmuck der Blätter fallen,
Nicht aus Nords beeisten Hallen
75 Den ergrimmt'nen Winter nahm.
Freudig sahen sie des Tages
Immer kürzern, kürzern Kreis;
Für das läng're Glück der Nächte
Dankten sie behört¹ dem Zeus.

Und es gleichte schon die Wage
An dem Himmel Nächt' und Tage²,
Und die holde Jungfrau stand
Harrend auf dem Felsenschloße,
Sah hinab die Sonnenrosse
85 Fliehen an des Himmels Rand.
Und das Meer lag still und eben,
Einem reinen Spiegel gleich,

¹ Ohne zu bedenken, daß die Herbst- und Winterzeit ihnen größere Gefahr bringen mußte.

² In das Zeichen der Wage tritt die Sonne bei der Herbst- Tag- und Nachtgleiche. Wenn es also B. 76 hieß, daß der Winter nahe, so ist damit nur überhaupt das Näherkommen bezeichnet.

Keines Windes leises Weben
Regte das kristall'ne Reich.

90

Lustige Delphinenscharen
Scherzten in dem silberklaren
Reinen Element umher,
Und in schwärzlicht grauen Zügen,
Aus dem Meergrund aufgestiegen,
Kam der Tethys buntes Heer¹.
Sie, die einzigen, bezeugten
Den verstohl'nen Liebesbund,
Aber ihnen schloß auf ewig
Hekate² den stummen Mund³.

95

100

Und sie freute sich des schönen
Meeres, und mit Schmeicheltonen
Sprach sie zu dem Element:
„Schöner Gott, du solltest trügen?
Nein, den Freveler straf' ich Lügen,
Der dich falsch und treulos nennt.
Falsch ist das Geschlecht der Menschen,
Grausam ist des Vaters Herz,
Aber du bist mild und gütig,
Und dich röhrt der Liebe Schmerz.

105

110

„In den öden Felsenmauern
Müßt' ich freudlos einsam trauern
Und verblühn in ew'gem Harm;
Doch du trägst auf deinem Rücken
Ohne Nachen, ohne Brücken
Mir den Freund in meinen Arni.
Grauenvoll ist deine Tiefe,
Furchtbar deiner Wogen Flut,
Aber dich ersleht die Liebe,
Dich bezwingt der Heldenmut.

115

120

„Denn auch dich, den Gott der Wogen,
Rührte Eros' mächt'ger Bogen,

¹ Die Fische; Tethys ist die Gemahlin des Okeanos.

² Die über die geheimen Kräfte der Natur im Himmel, auf der Erde und im Meere waltet.

³ Proleptisch: den Mund, so daß er stumm ist.

125 Als des goldnen Widders Flug
 Helle, mit dem Bruder fliehend,
 Schön in Jugendfülle blühend,
 Über deine Tiefe trug.¹
 Schnell, von ihrem Reiz besieget,
 Griffst du aus dem finstern Schlund,
 Zugst sie von des Widders Rücken
 130 Nieder in den Meeresgrund.

135 „Eine Göttin mit dem Gotte,
 In der tiefen Wassergrotte,
 Lebt sie jetzt unsterblich fort;
 Hilfreich der verfolgten Liebe,
 Bähmt sie deine wilden Triebe,
 Führt den Schiffer in den Port.
 Schöne Helle! Holde Göttin!
 140 Selige, dich fleh' ich an:
 Bring' auch heute den Geliebten
 Mir auf der gewohnten Bahn!“

145 Und schon dunkelten die Fluten,
 Und sie ließ der Fackel Gluten
 Von dem hohen Söller wehn.
 Leitend in den öden Steichen
 Sollte das vertraute Zeichen
 Der geliebte Wandrer sehn.
 Und es faust und dröhnt von ferne,
 Finster kräuselt sich das Meer,
 Und es löscht² das Licht der Sterne,
 Und es naht gewitterschwer.

155 Auf des Pontus weite Fläche
 Legt sich Nacht, und Wetterbäche
 Stürzen aus der Wolken Schoß;
 Blitze zucken in den Lüften,
 Und aus ihren Felsengräften
 Werden alle Stürme los,

¹ Helle wollte mit ihrem Bruder Phrixos auf dem goldenen Widders nach Kolchis fliehen, ertrank aber in der Meeresstraße, die danach Hellestrop (Meer der Helle) genannt wurde.

² Transitiv; Subjekt ist das unbestimmte „es“.

Wühlen ungeheure Schlünde
In den weiten Wässerschlund;
Gähnend wie ein Höllenrachen
Öffnet sich des Meeres Grund.

160

„Wehe! Weh mir!“ ruft die Arme
Zammernd. „Großer Zeus, erbarme!
Ach! Was wagt' ich zu erslehn!¹
Wenn die Götter mich erhören,
Wenn er sich den falschen Meeren
Preisgab in des Sturmes Wehn!
Alle meergewohnten Vögel
Ziehen heim in eil'ger Flucht,
Alle sturmerprobten Schiffe
Bergen sich in sich'rer Bucht.

165

170

„Ach gewiß, der Unverzagte
Unternahm das oft Gewagte,
Denn ihn trieb ein mächt'ger Gott.
Er gelobte mir's beim Scheiden
Mit der Liebe heil'gen Eiden;
Ihn entbindet nur der Tod.
Ach! in diesem Augenblicke
Ringt er mit des Sturmes Wut,
Und hinab in ihre Schlünde
Reißt ihn die empörte Flut!

175

180

„Falscher Pontus, deine Stille
War nur des Verrates Hülle,
Einem Spiegel warst du gleich;
Tückisch ruhten deine Wogen,
Bis du ihn heraus betrogen
In dein falsches Lügenreich.
Jetzt in deines Stromes Mitte,
Da die Rückkehr sich verschloß,
Läßest du auf den Verrat'nen
Alle deine Schrecken los!“

185

190

Und es wächst des Sturmes Toben,
Hoch, zu Bergen aufgehoben,

¹ Bezieht sich auf B. 139 und 140.

195 Schwilkt das Meer, die Brandung bricht
Schäumend sich am Fuß der Klippen;
Selbst das Schiff mit Eichenrippen
Nahte unzerschmettert nicht.
Und im Wind erlischt die Fackel,
Die des Pfades Leuchte war;
Schrecken bietet das Gewässer,
Schrecken auch die Landung dar.

200 Und sie fleht zur Aphrodite,
Dass sie dem Orkan gebiete,
Säufste der Wellen Born,
Und gelobt, den strengen Winden
Reiche Opfer anzuzünden,
Einen Stier mit goldnem Horn.
205 Alle Göttinnen der Tiefe,
Alle Götter in der Höh'
Fleht sie, lindernd Öl zu gießen
In die sturm bewegte See.¹

210 „Höre meinen Ruf erschallen,
Steig' aus deinen grünen Hallen,
Selige Leukothaea²,
Die der Schiffer in dem öden
Wellenreich, in Sturmnoten
Rettend oft erscheinen sah.
215 Reich' ihm deinen heil'gen Schleier,
Der, geheimnisvoll gewebt,
Die ihn tragen, unvergleichlich
Aus dem Grab der Fluten hebt!“

220 Und die wilden Winde schweigen;
Hell an Himmels Rande steigen
Gos' Pferde in die Höh'.
Friedlich in dem alten Bette
Fließt das Meer in Spiegelsglätte,
Heiter lächeln Luft und See.
Sanfter brechen sich die Wellen
An des Ufers Felsenwand,

¹ Das Öl stürmische Wellen besänftigt, wußten schon die Alten.

² Durch deren Schleier Odyssäus aus dem Sturme gerettet wurde.

Und sie schwemmen, ruhig spielend,
Einen Leichnam an den Strand.

230

Ja, er ist's, der, auch entseellet,
Seinem heil'gen Schwur nicht fehlet!
Schnellen Blicks erkennt sie ihn.
Keine Klage lässt sie schallen,
Keine Thräne sieht man fallen,
Kalt, verzweifelnd starrt sie hin.
Trostlos in die öde Tiefe
Blickt sie, in des Athers Licht,
Und ein edles Feuer¹ rötet
Das erbleichte Angesicht.

235

240

„Ich erkenn' euch, ernste Mächte!
Strenge treibt ihr eure Rechte,
Furchtbar, unerbittlich ein.
Früh schon ist mein Lauf beschlossen;
Doch das Glück hab' ich genossen,
Und das schönste Los war mein.
Lebend hab' ich deinem Tempel
Mich geweiht als Priesterin,
Dir ein freudig Opfer sterb' ich,
Venus, große Königin!“

245

250

Und mit fliegendem Gewande
Schwingt sie von des Turmes Rande
In die Meerflut sich hinab.
Hoch in seinen Flutenreichen
Wälzt der Gott die heil'gen Leichen,
Und er selber ist ihr Grab.
Und mit seinem Raub zufrieden,
Zieht er freudig fort und gießt
Aus der unerschöpfsten Urne
Seinen Strom, der ewig fließt.²

255

260



¹ Sie fühlt sich in der Freiheit ihres Entschlusses dem Schicksal überlegen.

² Das ewig gleiche, unenblliche Wesen der Natur gibt auch hier dem Dichter den letzten beruhigenden Gedanken.

192. Parabeln¹ und Rätsel.

1801–1804.

1.

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See,
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.

Der höchsten Schiffe höchste Masten
Ziehn unter ihrem Bogen hin,
Sie selber trug noch keine Lasten
Und scheint, wie du ihr nahst, zu fliehn.

Sie wird erst mit dem Strom, und schwindet,
Sowie des Wassers Flut versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt?

Auflösung.

Diese Brücke, die von Perlen sich erbaut,
Sich glänzend hebt und in die Lüste gründet,
Die mit dem Strom erst wird und mit dem Strome schwindet,
Und über die kein Wandrer noch gezogen,
Um Himmel siehst du sie, sie heißt der Regenbogen.

2.

Es führt dich meilenweit von dannen
Und bleibt doch stets an seinem Ort;
Es hat nicht Flügel auszuspannen
Und trägt dich durch die Lüste fort.
Es ist die allerschnellste Fähre,
Die jemals einen Wandrer trug,
Und durch das größte aller Meere
Trägt es dich mit Gedankenflug;
Ihni ist ein Augenblick² genug!

¹ Hier nicht, wie sonst in der Poetik, gleichnißartige Erzählungen, sondern wörtlich: Vergleichungen, bei denen aber der verglichene Gegenstand nicht genannt wird, sondern geraten werden muß.

² Das Fernrohr.

³ Mit absichtlichem Doppelsinn: ein überaus kurzer Zeitraum und ein Blick des Auges durch das Fernrohr.

3.

¹ Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der allerälteste Greis.

Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpfsten Born,
Ein Hirte ist ihnen zugegeben
Mit schön gebognem Silberhorn.

Er treibt sie aus zu goldnen Thoren,
Er überzählt sie jede Nacht
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund² hilft sie ihm leiten,
Ein muntrer Widder³ geht voran.
Die Herde, kannst du sie mir deuten?
Und auch den Hirten zeig' mir an!

4.

³ Es steht ein groß geräumig Haus
Auf unsichtbaren Säulen;
Es mißt's und geht's kein Wandrer aus,
Und keiner darf drin weilen.⁴
Nach einem unbegriff'nen Plan
Ist es mit Kunst geziimmert;
Es steckt sich selbst die Lampe an,
Die es mit Pracht durchschimmert.
Es hat ein Dach, kristallenrein,
Von einem einz'gen Edelstein⁵;
Doch noch kein Auge schaute
Den Meister, der es baute.

¹ Die Sterne und der Mond.

² Bekannte Sternbilder.

³ Das Weltgebäude, wie es unserem Blicke erscheint, die Erde als Boden der großen Rotunde gedacht, der Himmel als ihr Dach.

⁴ Sofern der Mensch sterben muß.

⁵ Der klare, unbewölkte, im Sonnenlicht strahlende Himmel ist wie aus einem einzigen ungeheuern Diamant geschnitten.

5.

1 Zwei Eimer sieht man ab und auf
 In einem Brunnen steigen,
 Und schwiebt der eine voll heraus,
 Muß sich der andre neigen.
 5 Sie wandern rastlos hin und her,
 Abwechselnd voll und wieder leer,
 Und bringst du diesen an den Mund,
 Hängt jener in dem tiefsten Grund;
 10 Nie können sie mit ihren Gaben
 In gleichem Augenblick dich laben.

6.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
 Es gibt sich selber Licht und Glanz;
 Ein andres ist's zu jeder Stunde,
 Und immer ist es frisch und ganz.
 5 Im engsten Raum ist's ausgeführt,
 Der kleinste Rahmen faßt es ein,
 Doch alle Gröze, die dich röhret,
 Kennst du durch dieses Bild allein.

10 Und kannst du den Kristall mir nennen?
 Ihm gleicht an Wert kein Edelstein;
 Er leuchtet, ohne je zu brennen,
 Das ganze Weltall saugt er ein.
 Der Himmel selbst ist abgemalet
 15 In seinem wundervollen Ring,
 Und doch ist, was er von sich strahlet,
 Noch schöner, als was er empfing.

Auflösung.

Dies zarte Bild, das, in den kleinsten Rahmen
 Gefaßt, das Unermeßliche uns zeigt,
 Und der Kristall, in dem dies Bild sich malt,
 Und der noch Schön'res von sich strahlt,
 Es ist das Aug', in das die Welt sich drückt,
 20 Dein Auge ist's, wenn es mir Liebe blickt.

¹ Sommer und Winter.

7.

Ein Gebäude steht da von uralten Zeiten,
Es ist kein Tempel, es ist kein Haus;
Ein Reiter kann hundert Tage reiten,
Er umwandert es nicht, er reitet's nicht aus.

Jahrhunderte sind vorüber geflogen,
Es trockte der Zeit und der Stürme Heer;
Frei steht es unter dem himmlischen Bogen,
Es reicht in die Wolken, es neigt sich im Meer.

Nicht eitle Prahl sucht hat es getürmet,
Es dienet zum Heil, es rettet und schirmet;
Seinesgleichen ist nicht auf Erden bekannt,
Und doch ist's ein Werk von Menschenhand.

Auflösung.

Das alte, festgegründete Gebäude,
Das Stürmen und Jahrhunderten getrotzt,
Das sich unendlich, unabsehlich leitet
Und Tausende beschirmt, die große Mauer¹ ist's,
Die China von der Tartarwüste scheidet.

8.

Unter allen Schlangen ist eine,
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wut sich keine vergleicht.

Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in einem Grimme
Den Reiter und sein Ross.

Sie liebt die höchsten Spitzen;
Nicht Schloß, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen;
Der Harnisch — lockt sie an.

¹ Daß die ursprüngliche, im dritten Jahrhundert begonnene Mauer in Trümmer zerfiel und im 15 Jahrhundert eine neue erbaut wurde, läßt der Dichter unbeachtet.

15

Sie bricht, wie dünne Halmien,
Den stärksten Baum entzweit;
Sie kann das **Erz** zermalmen,
Wie dicht und fest es sei.

20

Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nie gedroht —
Es stirbt im eignen Feuer,
Wie's tötet, ist es tot!

Auflösung.

Diese Schlange, der an Schnelle keine gleicht,
Die aus der Höhe schießt, die stärksten Eichen
Wie dünnes Rohr zerbricht, durch Schloß und Riegel dringt,
Vor der kein Harnisch kann beschützen,
25 Die sich in eignem Feuer selbst verzehrt, —
Es ist der **Blick**, der aus der Wolke fährt.

9.

Wir stammen, unsrer **sechs¹** Geschwister,
Von einem wundersamen Paar,
Die Mutter² ewig ernst und düster,
Der Vater² fröhlich immerdar.

5

Bon beiden erbten wir die Jugend,
Von ihr die Milde, von ihm den Glanz;
So drehn wir uns in ew'ger Jugend
Um dich herum im Zirkeltanz.

10

Gern meiden wir die schwarzen Höhlen
Und lieben uns den heitern Tag;
Wir sind es, die die Welt beseelen
Mit unsers Lebens Zaubertrank.

15

Wir sind des Frühlings lust'ge Boten
Und führen seinen muntern Reih'n;
Drum fliehen wir das Haus der Toten,
Denn um uns her muß Leben sein.

¹ Gewöhnlich nimmt man sieben Farben an. Schiller folgt hier Goethes Farbenlehre, der (unter Fortlassung von Indigo) nur Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau und Violett anerkannte.

² Nacht und Tag, da nach Goethe alle Farben aus Mischung von Licht und Schatten entstehen.

Uns mag kein Glücklicher entbehren,
Wir sind dabei, wo man sich freut,
Und läßt der Kaiser sich verehren,
Wir leihen ihm die Herrlichkeit.

20

Auflösung.

Die sechs Geschwister, die freundlichen Wesen,
Die mit des Vaters feuriger Gewalt
Der Mutter sanften Sinn vermählen,
Die alle Welt mit Lust beseelen,
Die gern der Freude dienen und der Pracht
Und sich nicht zeigen in dem Haus der Klagen —
Die Farben sind's, des Lichtes Kinder und der Nacht.

25

10.

Wie heißt das Ding, das wen'ge schäzen?
Doch zierte's des größten Kaisers Hand;
Es ist gemacht, um zu verleihen,
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt

Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden,
Niemand beraubt's und macht doch reich;
Es hat den Erdkreis überwunden,
Es macht das Leben sanft und gleich.

5

Die größten Reiche hat's gegründet,
Die ältesten Städte hat's erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

10

Auflösung.

Dies Ding von Eisen, das nur wen'ge schäzen,
Das Chinas Kaiser selbst in seiner Hand
Zu Ehren bringt am ersten Tag des Jahres,¹
Dies Werkzeug, das, unschuld'ger als das Schwert,
Dem frommen Fleiß den Erdkreis unterworfen —
Wer träte aus den öden wüsten Steppen
Der Tartarei, wo nur der Jäger schwärmt,
Der Hirte weidet, in dies blüh'nde Land

15

20

¹ An dem zu Beginn des Jahres gefeierten Gimhum- (Aderbau-) Feste pflügt der Kaiser von China.

25

Und sähe rings die Saatgesilde grünen
 Und hundert volkbelebte Städte steigen,
 Von friedlichen Gejeken still beglückt,
 Und ehrte nicht das kostliche Geräte,
 Daß allen diesen Segen schuß — den Pfeilug?

11.

5

¹ Ich wohn' in einem steinernen Haus,
 Da lieg' ich verborgen und schlafse;
 Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
 Gesodert mit eiserner Waffe.

10

Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
 Mich kann dein Atem bezwingen,
 Ein Regentropfen schon saugt mich ein,
 Doch mir wachsen im Siege die Schwingen.
 Wenn die mächtige Schwester² sich zu mir gesellt,
 Erwachß' ich zum furchtbar'n Gebieter der Welt.

12.

5

Ich drehe mich auf einer Scheibe,
 Ich wandle ohne Rast und Ruh'.
 Klein ist das Feld, das ich umschreibe,
 Du deckst es mit zwei Händen zu.
 Doch brauch' ich³ viele tausend Meilen,
 Bis ich das kleine Feld durchzogen,
 Flieg' ich gleich fort mit Sturmes Eilen
 Und schneller als der Pfeil vom Bogen.

Auflösung.

10

Was schneller läuft als wie der Pfeil vom Bogen,
 Und, dreht sich's auch auf kleiner Scheibe nur,
 Doch viele tausend Meilen hat durchflogen,
 Eh' es den kleinen Raum durchzogen,
 Der Schatten ist es an der Sonnenuhr.

¹ Der Funke.

² Der Wind.

³ Dieses „ich“ kann unmöglich der „Schatten“ sein, sondern es ist vielmehr die Sonne, die (nach ihrer scheinbaren Bewegung) viele tausend Meilen zurücklegen und mit Sturmes Eilen fliegen muß, um die Bewegung des Schattens über das kleine Feld zuwege zu bringen.

13.

Ein Vogel ist es, und an Schnelle
Buellt es mit eines Adlers Flug;
Ein Fisch ist's und zerteilt die Welle,
Die noch kein größres Untier trug;
Ein Elefant ist's, welcher Türme
Auf seinem schweren Rücken trägt;
Der Spinnen kriechendem Gewürme
Gleicht es, wenn es die Füße regt.
Und hat es fest sich eingebissen
Mit seinem spitz'gen Eisenzahn,
So steht's gleichwie auf festen Füßen
Und trockt dem wütenden Orkan.

5

10

193. Dem Erbprinzen von Weimar,
als er nach Paris reiste.

In einem freundschaftlichen Zirkel gesungen.²

22. Februar 1802.

Go bringet deun die letzte volle Schale
Dem lieben Wandrer dar,
Der Abschied nimmt von diesem stillen Thale
Das seine Wiege war.

Er reißt sich aus den väterlichen Hallen,
Aus lieben Armen los,
Nach jener stolzen Bürgerstadt zu w Allen,
Vom Raub der Länder groß.

5

Die Zwietracht flieht, die Donnerstürme schweigen,
Gefesselt ist der Krieg,³
Und in den Krater darf man niedersteigen,
Aus dem die Lava stieg.

10

¹ Das Schiff.

² Der Erbprinz Karl Friedrich reiste am 23. Februar 1802 nach Paris und wurde zum Abschied noch in Goethes Mittwochstränzchen begrüßt. Das Gedicht wurde nach der Melodie von Claudio's Lied „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher“ gesungen.

³ Im Februar 1801 war der Friebe zu Lüneville geschlossen worden.

15 Dich führe durch das wild bewegte Leben
 Ein gnädiges Geschick!
 Ein reines Herz hat dir Natur gegeben,
 O bring' es rein zurück!

20 Die Länder wirst du sehen, die das wilde
 Gejspann des Kriegs zertrat;
 Doch lächelnd grüßt der Friede die Gefilde
 Und streut die goldne Saat.

25 Den alten Vater Rhein wirst du begrüßen,
 Der deines großen Ahns¹
 Gedenken wird, so lang' sein Strom wird fließen
 Ins Bett des Ozeans.

30 Dort huldige des Helden großen Manen
 Und opfere dem Rhein,
 Dem alten Grenzenhüter der Germanen,
 Von seinem eignen Wein,

35 Daß dich der vaterländ'sche Geist begleite,
 Wenn dich das schwanke Brett
 Hinüberträgt auf jene linke Seite,
 Wo deutsche Treu' vergeht.



194. Die Kunst des Augenblicks.

1802.

5 **U**nd so finden wir uns wieder
 In dem heitern bunten Reih'n²,
 Und es soll der Kranz der Lieder
 Frisch und grün geflochten sein.

10 Aber wem der Götter bringen
 Wir des Liedes ersten Zoll?
 Ihn vor allen laßt uns singen,
 Der die Freude schaffen soll.

¹ Des aus dem Dreißigjährigen Kriege bekannten Herzogs Bernhard von Weimar, der am Rhein 1637 und 1638 Siege erfocht und die Festung Breisach eroberte.

² In Goethes Mittwochskränzchen, für das das Lied gedichtet ist.

Denn was kommt es, daß mit Leben
Ceres den Altar geschmückt?
Daß den Purpursaft der Neben
Bacchus in die Schale drückt?

10

Zückt vom Himmel nicht der Funken,
Der den Herd in Flammen setzt,
Ist der Geist nicht feuertrunken,
Und das Herz bleibt unergründet?

15

Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schoß das Glück,
Und der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick.

20

Von dem allerersten Werden
Der unendlichen Natur
Alles Göttliche auf Erden
Ist ein Lichtgedanke nur.

Langsam in dem Lauf der Horen
Füget sich der Stein zum Stein,
Schnell, wie es der Geist geboren,
Will das Werk empfunden sein.

25

Wie im hellen Sonnenblitze
Sich ein Farbenteppich webt,
Wie auf ihrer bunten Brücke
Iris durch den Himmel schwebt¹,

30

So ist jede schöne Gabe
Flüchtig wie des Blitzes Schein;
Schnell in ihrem düstern Grabe
Schließt die Nacht sie wieder ein.

35



¹ Wenn während des Regens die Sonne plötzlich durchbricht, so webt sich auf der Landschaft ein „Farbenteppich“, in der Wolke erscheint der Regenbogen; beides verschwindet, sobald die Sonne sich wieder verhüllt.

195. An die Freunde.¹

1802.

Lieben Freunde, es gab schön're Seiten
 Als die unsern — das ist nicht zu streiten!
 Und ein edler Volk hat einst gelebt.
 Könnte die Geschichte davon schweigen,
 5 Tausend Steine würden redend zeugen,
 Die man aus dem Schoß der Erde gräbt.
 Doch es ist dahin, es ist verschwunden,
 Dieses hochbegünstigte Geschlecht.
 10 Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
 Und der Lebende hat recht.

Freunde, es gibt glücklichere Zonen
 Als das Land, worin wir leidlich wohnen,
 Wie der weitgereiste Wandrer spricht.
 Aber hat Natur uns viel entzogen,
 15 War die Kunst uns freundlich doch gewogen,
 Unser Herz erwärmt an ihrem Licht.
 Will der Vorbeer hier sich nicht gewöhnen,
 Wird die Myrte unsers Winters Laub,
 20 Grünet doch, die Schläfe zu bekrönen,
 Uns der Rebe muntres Laub.

Wohl von größerem Leben mag es rauschen,
 Wo vier Welten ihre Schäze tauschen,
 An der Themse, auf dem Markt der Welt.
 Tausend Schiffe landen an und gehen;
 25 Da ist jedes köstliche zu sehen,
 Und es herrscht der Erde Gott, das Geld.
 Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche,
 Der von wilden Regengüssen schwollt,
 30 Auf des stillen Baches ebner Fläche
 Spiegelt sich das Sonnenbild.

¹ Wie die beiden voraufgehenden Gedichte für das Mittwochstränzchen. Die Gegenwart, in der der Dichter zu Weimar lebt, wird mit schöneren Seiten (Griechentum), schöneren Himmelsstrichen (Süden), mit dem Platze des größten lebendigen Verkehrs (London), mit der Stätte der herrlichsten Kunstschöpfungen der Vergangenheit (Rom), endlich mit den Schauplätzen der großen Weltbegebenheiten verglichen, und überall wird hervorgehoben, was das „kleinere Leben“ Schönes, wahrhaft Menschliches vor jenem größeren voraus hat.

Prächtiger als wir in unserm Norden
Wohnt der Bettler an der Engelspforten,
Denn er sieht das ewig einz'ge Rom!
Ihn umgibt der Schönheit Glanzgewimmel,
Und ein zweiter Himmel in den Himmel
Steigt Sankt Peters wunderbarer Dom.

Aber Rom in allem seinem Glanze
Ist ein Grab nur der Vergangenheit;
Leben duftet nur die frische Pflanze,
Die die grüne Stunde streut.

Größ'res mag sich anderswo begeben,
Als bei uns in unserm kleinen Leben;
Neues — hat die Sonne nie gesehn.¹
Sehn wir doch das Große aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll still an uns vorübergehn.

Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantasie;
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie!²

35

40

45

50

196. Die vier Weltalter.³

1802.

Wohl perlst im Glaße der purpurne Wein,
Wohl glänzen die Augen der Gäste;
Es zeigt sich der Sänger, er tritt herein,
Zu dem Guten bringt er das Beste;
Denn ohne die Leier im himmlischen Saal
Ist die Freude gemein auch beim Nektarmahl.

Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt;

5

¹ Der Vers ist Parenthese; das folgende begründende „doch“ knüpft nicht an ihn, sondern an den voraufgehenden Gedanken an.

² Nicht die Wirklichkeit, sondern ihr verklärtes Abbild, die Kunst, ist das Bleibende.

³ Auch dieses Gedicht war für Goethes Mittwochskränzchen bestimmt.

⁴ Der geniale Blick des Dichters (Künstlers) bringt in das geheimste Wesen der Dinge ein, sieht ihnen so auf den Grund, daß auch das Verborgene und Zu-

10

Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt.
Er saß in der Götter urältestem Rat
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

15

Er breitet es lustig und glänzend aus,
Das zusammengefaltete Leben;
Zum Tempel schmückt er das irdische Haus,
Ihm hat es die Muse gegeben.
Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

20

Und wie der erfindende Sohn des Zeus¹
Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde,
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall.

25

Er kommt aus dem kindlichen Alter der Welt,
Wo die Völker sich jugendlich freuten;
Er hat sich, ein fröhlicher Wandrer, gesellt
Zu allen Geschlechtern und Zeiten.
Vier Menschenalter hat er gesehn
Und lässt sie am fünften vorübergehn.

30

Erst regierte Saturnus schlicht und gerecht,
Da war es heute wie morgen,
Da lebten die Hirten, ein harmlos Geschlecht,
Und brauchten für gar nichts zu sorgen;
Sie liebten und thaten weiter nichts mehr,
Die Erde gab alles freiwillig her.

35

40

Drauf kam die Arbeit, der Kampf begann
Mit Ungeheuern und Drachen,
Und die Helden fingen, die Herrscher an,
Und den Mächtigen suchten die Schwachen.

Künftige ihm klar ist (Str. 2; vgl. Ged. 58). — Daher ist er fähig, die Wirklichkeit künstlerisch zu gestalten (zu idealisieren): 1) in dem Gewirr des Geschehens, das für den gewöhnlichen Blick ununterschieben, „zusammengefaltet“ liegt, erkennt sein Blick das Schöne, selbst im Kleinsten und Niedrigsten (Str. 3); 2) er faßt die einzelnen, flüchtigen Erscheinungen als ein Sinnbild des Ewigen (Str. 4).

¹ Hephaestos.

Und der Streit zog in des Skamanders Feld¹,
Doch die Schönheit war immer der Gott der Welt.

Aus dem Kampf ging endlich der Sieg hervor,
Und der Kraft entblühte die Milde,
Da sangen die Musen im himmlischen Chor,
Da erhuben sich Göttergebilde. 45
Das Alter der göttlichen Phantasie,
Es ist verschwunden, es kehret nie.

Die Götter sanfen vom Himmelsthron,
Es stürzten die herrlichen Säulen,
Und geboren wurde der Jungfrau Sohn,
Die Gebrechen der Erde zu heilen;
Verbaunt ward der Sinne flüchtige Lust,
Und der Mensch griff denkend in seine Brust. 50

Und der eitle, der üppige Reiz entwickeh,
Der die frohe Jugendwelt zierete;
Der Mönch und die Nonne zergeißelten sich,
Und der eiserne Ritter turnierte.
Doch war das Leben auch finster und wild,
So blieb doch die Liebe lieblich und mild. 55

Und einen heiligen, feuschen Altar
Bewahrten sich stille die Musen;
Es lebte, was edel und sittlich war,
In der Frauen züchtigem Busen.
Die Flamme des Liedes entbrannte neu
An der schönen Minne und Liebestreu'.² 65

Drum soll auch ein ewiges, jartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten,
Sie wirken und weben, Hand in Hand,
Den Gürtel des Schönen und Rechten.
Gesang und Liebe in schönem Verein,
Sie erhalten dem Leben den Jugendschein. 70



¹ Wo der Kampf um Troja stattfand.

² Die vier Alter sind danach 1) das kindlich harmlose in der Vorzeit, 2) das heroische, 3) die Blütezeit griechischer Kunst, das Zeitalter der Phantasie, 4) das christlich ernste Mittelalter. Die neue Zeit, die Gegenwart, ist das fünfte, welchem der Sänger die andern vier vorführt (B. 30).

197. Kassandra.¹

1802.

Freude war in Trojas Hallen,
 Eh' die hohe Feste fiel,
 Jubelhymnen hört man schallen
 In der Saiten goldnes Spiel.
 Alle Hände ruhen müde
 Von dem thränenvollen Streit,
 Weil der herrliche Pelide
 Priams schöne Tochter freit.²

Und geschmückt mit Lorbeerreisern,
 Festlich wallet Schar auf Schar
 Nach der Götter heil'gen Häusern
 Zu des Thymbriers³ Altar.
 Dumpf erbrausend durch die Gassen
 Wälzt sich die bacchant'sche Lust,
 Und in ihrem Schmerz verlassen
 War nur eine traur'ge Brust.

Freudlos in der Freude Fülle,
 Ungejellig und allein,
 Wandelte Kassandra stille
 In Apollos Lorbeerhain.
 In des Waldes tiefste Gründe
 Flüchtete die Seherin,
 Und sie warf die Priesterbinde
 Zu der Erde zürnend hin:

„Alles ist der Freude offen,
 Alle Herzen sind beglückt,
 Und die alten Eltern hoffen,
 Und die Schwester steht geschmückt.

¹ Kassandra, die Tochter des Priamos, hatte von Apollon, dessen Priesterin sie war, die Gabe der Weissagung erhalten, fand aber bei allen ihren Vorhersagungen nur Unglauben und Verhöhnung.

² Achill wollte sich mit Polyxena, einer Schwester der Kassandra, vermählen, und so sollte der Krieg beendigt werden.

³ So hieß Apollon von der troischen Stadt Thymbra, wo er verehrt wurde.

Ich allein muß einsam trauern,
Denn mich flieht der süße Wahns,
Und geflügelt diesen Mauern
Seh' ich das Verderben nahn.

„Eine Fackel seh' ich glühen,
Aber nicht in Hymens Hand;
Nach den Wolken seh' ich's ziehen,
Aber nicht wie Opferbrand.
Feste seh' ich froh bereiten,
Doch im ahnungsvollen Geist
Hör' ich schon des Gottes Schreiten,
Der sie januervoll zerreißt.

„Und sie schelten meine Klagen,
Und sie höhnen meinen Schmerz;
Einsam in die Wüste tragen
Muß ich mein gequältes Herz,
Von den Glücklichen gemieden
Und den Fröhlichen ein Spott!
Schweres hast du mir beschieden,
Pythischer, du arger Gott!

„Dein Orakel zu verkünden,
Warum warfst du mich hin
In die Stadt der ewig Blinden
Mit dem aufgeschloßnen Sinn?
Warum gabst du mir zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
Das Verhängte muß geschehen,
Das Furchtete muß nahn.

„Frommt's, den Schleier aufzuheben,
Wo das nahe Schrecknis droht?
Nur der Irrtum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.
Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit
Mir vom Aug', den blut'gen Schein!
Schrecklich ist es, deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu sein.

65 „Meine Blindheit gib mir wieder
Und den fröhlich dunkeln Sinn!
Nimmer sang ich freud'ge Lieder,
Seit ich deine Stimme bin.
70 Zukunft hast du mir gegeben,
Doch du nahmst den Augenblick,
Nahmst der Stunde fröhlich Leben;
Nimm dein falsch Geschenk zurück!

75 „Nimmer mit dem Schmuck der Bräute
Kränzt' ich mir das duft'ge Haar,
Seit ich deinem Dienst mich weihte
An dem traurigen Altar.
80 Meine Jugend war nur Weinen,
Und ich kannte nur den Schmerz,
Jede herbe Not der Meinen
Schlug an mein empfindend Herz.

85 „Fröhlich seh' ich die Gespielen;
Alles um mich lebt und liebt
In der Jugend Lustgefühlen,
Mir nur ist das Herz getrübt.
Mir erscheint der Lenz vergebens,
Der die Erde festlich schmückt;
Wer ersfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt?

90 „Selig preis' ich Polixenen
In des Herzens trunk'nem Wahn,
Denn den besten der Hellenen
Hofft sie bräutlich zu umfahn.
Stolz ist ihre Brust gehoben,
Ihre Wonne faßt sie kaum,
Nicht euch himmlische dort oben
Neidet sie in ihrem Traum.

95 „Und auch ich hab' ihn¹ gesehn,
Den das Herz verlangend wählt;
Seine schönen Blicke flehen,
Bon der Liebe Glut beseelt.

¹ Der phrygische Fürst Korobos warb um Rassandra.

Gerne möcht' ich mit dem Gatten
In die heim'sche Wohnung ziehn;
Doch es tritt ein styg'scher Schatten¹
Nächtlich zwischen mich und ihn.

„Ihre bleichen Larven alle
Sendet mir Proserpina;
Wo ich wandre, wo ich walle,
Stehen mir die Geister da.
In der Jugend frohe Spiele
Drängen sie sich grausend ein,
Ein entsetzliches Gewühle!
Nimmer kann ich fröhlich sein.

„Und den Mordstahl² seh' ich blinken
Und das Mörderauge glühn;
Nicht zur Rechten, nicht zur Linken
Kann ich vor dem Schrecknis fliehn.
Nicht die Blicke darf ich wenden,
Wissend, schauend, unverwandt
Muß ich mein Geschick vollenden,
Fallend in dem fremden Land.“³

Und noch hallen ihre Worte —
Horch, da dringt verworr'ner Ton
Fernher aus des Tempels Pforte,
Tot lag Thetis' großer Sohn!
Eris schüttelt ihre Schlangen,
Alle Götter fliehn davon,⁴
Und des Donners Wolken hangen
Schwer herab auf Ilion.



¹ Eine dunkle Todesahnung

² Des Paris, der mitten in dem Festjubel den Achill tötete, von Apoll angetrieben und unterstüzt.

³ Vorahnung des eigenen Todes; sie wurde dem Agamemnon als Sklavin übergeben und bei dessen Ermordung von der eifersüchtigen Clytämnestra mit getötet.

⁴ Das Verderben bricht nun ungesäumt auf Troja herein; barum verlassen die Götter die dem Untergang geweihte Stadt.

105

110

115

120

125

198. Thekla.¹

Eine Geisterstimme.

1802.

W^o ich sei, und wo mich hingewendet,
 Als mein flücht'ger Schatte² dir entschwebt?
 Hab' ich nicht beschlossen und geendet,
 Hab' ich nicht geliebet und gelebt?³

5 Willst du nach den Nachtigallen fragen,
 Die mit seelenvoller Melodie
 Dich entzückten in des Lenzes Tagen?
 Nur so lang' sie liebten, waren sie.

Ob ich den Verlorenen gefunden?
 10 Glaube mir, ich bin mit ihm vereint,
 Wo sich nicht mehr trennt, was sich verbunden,
 Dort, wo keine Thräne wird geweint.

Dorten wirst auch du uns wiederfinden,
 Wenn dein Lieben unserm Lieben gleich;
 15 Dort ist auch der Vater, frei von Sünden,
 Den der blut'ge Mord nicht mehr erreicht.⁴

Und er fühlt, daß ihn kein Wahns betrogen,
 Als er aufwärts zu den Sternen sah;⁵
 Denn wie jeder wägt, wird ihm gewogen,
 20 Wer es glaubt, dem ist das Heil'ge nah.

¹ Thellas Schicksal im „Wallenstein“ war insofern unbestimmt geblieben, als man fragen konnte, ob sie wirklich an Magens Grab den Tod gefunden habe. Solche Fragen lehnt der Dichter hier ab, da mit ihrer Liebe auch der Inhalt ihres Lebens erschöpft sei, gemäß ihrem eigenen Worte: „Was ist das Leben ohne Liebesglanz? Ich werf' es hin, da sein Gehalt verschwunden.“

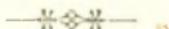
² Die rasch vorüberraschende Erscheinung auf der Bühne.

³ Hinweis auf Thellas Lied („Des Mädchens Klage“, Ged. 178).

⁴ Dort werden alle vereinigt sein, deren Gefühl stark und rein genug war, um das äußere Schicksal, „die Angst des Irdischen“, siegreich zu überwinden; zu solchen zählt sie auch Wallenstein, der durch seinen Tod sein Unrecht gebüßt habe.

⁵ Sein astrologischer Glaube war freilich in allem Einzelnen Wahns und Abergläubie (wie die Tragödie zweifellos zeigt), aber es lag doch darin die tief-sinnige Vorstellung eines inneren Zusammenhanges der Welt, einer sittlichen Weltordnung: dieser heilige Glaube findet für ihn hier Bestätigung, gerade wie der Glaube der Liebenden an die weltüberwindende Kraft ihrer Liebe.

Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem schönen, gläubigen Gefühl.
Wage du, zu irren und zu träumen;
Hoher Sinn liegt oft in kind'schem¹ Spiel.



199. Der Jüngling am Bache.

1803.

An der Quelle saß der Knabe,
Blumen wand er sich zum Kranz.
Und er sah sie, fortgerissen,
Treiben in der Wellen Tanz.
„Und so fliehen meine Tage
Wie die Quelle raschlos hin!
Und so bleichtet meine Jugend,
Wie die Kränze schnell verblühn!

„Frage nicht, warum ich traure
In des Lebens Blütenzeit!
Alles freuet sich und hoffet,
Wenn der Frühling sich erneut.
Aber diese tausend Stimmen
Der erwachenden Natur
Wecken in dem tiefen Busen
Mir den schweren Kummer nur.

„Was soll mir die Freude frommen,
Die der schöne Lenz mir heut?
Eine nur ist's, die ich suche,
Sie ist nah und ewig weit.
Sehnend breit' ich meine Arme
Nach dem teuren Schattenbild,
Ach, ich kann es nicht erreichen,
Und das Herz bleibt ungestillt!

„Komme herab, du schöne Holde,
Und verlaß dein stolzes Schloß!

¹ Hier im Sinne von: kindlichem, wie Geb. 36, 45.

30

Blumen, die der Lenz geboren,
 Streu' ich dir in deinen Schoß.
 Horch, der Hain erschallt von Liedern,
 Und die Quelle rieselt klar!
 Raum ist in der kleinsten Hütte
 Für ein glücklich liebend Paar."

200. Der Pilgrim.¹

1803.

Noch in meines Lebens Lenz
 War ich, und ich wandert' aus,
 Und der Jugend frohe Tänze
 Ließ ich in des Vaters Haus.

5

All mein Erbteil, meine Habe
 Warf ich fröhlich glaubend hin,
 Und am leichten Pilgerstabe
 Zog ich fort mit Kindersinn.

10

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
 Und ein dunkles Glaubenswort:
 „Wandle“, rief's, „der Weg ist offen,
 Immer nach dem Aufgang fort.

15

„Bis zu einer goldnen Pforten
 Du gelangst; da gehst du ein,
 Denn das Irdische wird dorten
 Himmlich, unvergänglich sein.“

20

Abend ward's und wurde Morgen,
 Nimmer, nimmer stand ich still;
 Aber immer blieb's verborgen,
 Was ich suche, was ich will.

Berge lagen mir im Wege,
 Ströme hemmten meinen Fuß,
 Über Schlünde baut' ich Stege,
 Brücken durch den wilden Fluß.

¹ Das Gedicht spricht, wie „Sehnsucht“ (Geb. 189) und ebenfalls in allegorischer Einkleidung, die Sehnsucht nach einem idealen Gute aus, nur mit dem schmerzlichen Bewußtsein, daß ein völliges Erreichen des Ideals auf Erden unmöglich ist.

Und zu eines Stroms Gestaden
Kam ich, der nach Morgen floß;
Froh vertrauend seinem Faden,
Werf' ich mich in seinen Schoß.

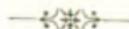
25

Hin zu einem großen Meere
Trieb mich seiner Wellen Spiel.
Vor mir liegt's in weiter Leere,
Näher bin ich nicht dem Ziel.

30

Ach, kein Steg will dahin führen,
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals hier.

35



201. Punschlied.¹

1803.

Dier Elemente,
Innig gesellt,
Bilden das Leben,
Bauen die Welt.

Preßt der Bitrone
Saftigen Stern!
Herb ist des Lebens
Innerster Kern.

5

Zeigt mit des Zuckers
Linderndem Saft
Zähmet die herbe,
Brennende Kraft!

10

¹ Das Gedicht führt drei Begriffssreihen vor: 1) Die vier Bestandteile des Punsches; damit werden verglichen 2) die vier sogenannten Elemente, welche „die Welt bauen“; 3) Elemente unseres Gemütslebens, welche „das Leben bilden“: die Herbheit und die Süßigkeit des Lebens, die Seelenruhe und der feurig angeregte Geist. Der Dichter hebt aber nur die Vergleichungspunkte hervor, die sich ungezwungen darbieten, und verzichtet z. B. darauf, der Bitrone und dem Zucker ein Gegenbild unter den materiellen Elementen zu geben, läßt auch die Gleichstellung des allgemein liegenden Wassers mit der tiefen Ruhe eines befriedigten Gemütes eben nur ahnen.

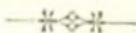
15

Gießet des Wassers
Sprudelnden Schwall!
Wasser umfänget
Ruhig das All.

20

Tropfen des Geistes
Gießet hinein!
Leben dem Leben
Gibt er allein.

Eh' es verdüstet,
Schöpfet es schnell!
Nur wenn er glühet,
Labet der Quell.



202. Punschlied.¹

Im Norden zu singen.

1803.

Auf der Berge freien Höhen,
In der Mittagsonne Schein,
An des warmen Strahles Kräften
Zeugt Natur den goldnen Wein.

5 Und noch niemand hat's erkundet,
Wie die große Mutter schafft;
Unergründlich ist das Wirken,
Unerforschlich ist die Kraft.

10 Funkelnd wie ein Sohn der Sonne,
Wie des Lichtes Feuerquell,
Springt er perlend aus der Tonne,
Purpurn und kristallenhell.

Und erfreuet alle Sinnen,
Und in jede bange Brust

¹ Das Gedicht wendet den Gegensatz von Natur und Kunst auf den natürlichen Wein und den künstlich bereiteten Punsch an, zum Preise der menschlichen Erfindungskraft. Da aber die Bestandteile des Punsches, außer dem Wasser, insgesamt ebenso wenig wie der Wein im Norden erzeugt werden, so verbindet der Dichter damit den Preis der menschlichen Handelstätigkeit, die er im weiteren Sinne unter Kunst mitbegreift.

Gießt er ein balsamisch Hoffen
Und des Lebens neue Lust.

15

Aber matt auf unsre Zonen
Fällt der Sonne schräges Licht;
Nur die Blätter kann sie färben,
Aber Früchte reift sie nicht.

20

Doch der Norden auch will leben,
Und was Lebt, will sich erfreun;
Darum schaffen wir erfindend
Ohne Weinstock uns den Wein.

Bleich nur ist's, was wir bereiten
Auf dem häuslichen Altar;
Was Natur lebendig bildet,
Glänzend ist's und ewig klar.

25

Aber freudig aus der Schale
Schöpfen wir die trübe Flut;
Auch die Kunst ist Himmelsgabe,
Borgt sie gleich von ird'scher Glut.

30

Ihrem Wirken freigegeben
Ist der Kräfte großes Reich;
Neues bildend aus dem Alten,
Stellt sie sich dem Schöpfer gleich.

35

Selbst das Band der Elemente
Trennt ihr herrschendes Gebot,
Und sie ahmt mit Herdes Flammen
Nach den hohen Sonnengott.¹

40

Fernhin zu den sel'gen Inseln²
Richtet sie der Schiffe Lauf,
Und des Südens goldne Früchte
Schüttet sie im Norden auf.

¹ Im Weine sind die „vier Elemente“ vereinigt: Wasser, Buder, Säure, Geist. Die Kunst stellt dieselben einzeln her und vollbringt ihre Vereinigung, die in der Natur die Sonne vollzieht, durch die „Flammen des Herdes“.

² Die Alten sprechen von den „Inseln der Seligen“, die sie sich weit entfernt im Ozean dachten. Man glaubt, daß damit die Kanarischen Inseln gemeint waren, von denen die schönsten Zitronen und Orangen kommen.

45

Drum ein Sinnbild und ein Zeichen
 Sei uns dieser Feuersaft,
 Was der Mensch sich kann erlangen
 Mit dem Willen¹ und der Kraft².



203. Der Graf von Habsburg.

1803.

Du Aachen in seiner Kaiserpracht,
 Im altertümlichen Saale,
 Saß König Rudolfs³ heilige Macht
 Beim festlichen Krönungsmahle.
 5 Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
 Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
 Und alle die Wähler, die sieben⁴,
 Wie der Sterne Chor⁵ um die Sonne sich stellt,
 10 Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
 Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
 Das Volk in freud'gem Gedränge;
 Laut mischte sich in der Posaunen Ton
 Das jauchzende Rufen der Menge.
 15 Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
 War die Kaiserlose, die schreckliche Zeit⁶,
 Und ein Richter war wieder auf Erden.
 Nicht blind mehr walitet der eiserne Speer,
 Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
 20 Des Mächtigen Beute zu werden.⁷

¹ In der Herbeischaffung der Früchte des Südens durch die Schifffahrt.

² Erfindungskraft, in der Herstellung des Punsches.

³ Rudolf I. von Habsburg (1218—91), am 24. Oktober 1273 in Aachen zum deutschen Kaiser gekrönt.

⁴ Die sieben Kurfürsten.

⁵ Die Erde, der Mond und die fünf vor Entbedung des Fernrohrs bekannten Planeten.

⁶ Das Interregnum.

⁷ Rudolf suchte dem Zehde- und Raubritterwejen zu steuern.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
 Und spricht mit zufriedenen Blicken:
 „Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
 Mein königlich Herz zu entzücken;
 Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust, 25
 Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
 Und mit göttlich erhabenen Lehren.
 So hab' ich's gehalten von Jugend an,
 Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
 Nicht will ich's als Kaiser entbehren.“ 30

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
 Trat der Sänger im langen Talare;
 Ihm glänzte die Locke silberweiß,
 Gebleicht von der Fülle der Jahre.

„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold, 35
 Der Sänger singt von der Minne Sold,
 Er preiset das Höchste, das Beste,
 Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
 Doch sage, was ist des Kaisers wert
 An seinem herrlichsten Feste?“ — 40

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger“, spricht
 Der Herrscher mit lächelndem Munde,
 „Er steht in des größeren Herren Pflicht,
 Er gehorcht der gebietenden Stunde¹:
 Wie in den Lüsten der Sturmwind faust, 45
 Man weiß nicht, von wannen er kommt und brauſt,
 Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
 So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
 Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
 Die im Herzen wunderbar schließen.“ 50

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
 Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
 „Auß Weidwerk hinaus ritt ein edler Held,
 Den flüchtigen Gemshock zu jagen.
 Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschöß, 55
 Und als er auf seinem stattlichen Roß

¹ Der Begeisterung des Augenblicks.

60

In eine Au kommt geritten,
 Ein Glöcklein hört er erklingen fern;
 Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
 Voran kam der Mesner geschritten.

65

„Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
 Das Haupt mit Demut entblößet,
 Zu verehren mit glaubigem¹ Christensinn,
 Was alle Menschen erlöst.
 Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
 Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
 Das hemmte der Wanderer Tritte;
 Und beißt' legt jener das Sakrament,
 Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
 Damit er das Bächlein durchschritte.

70

„Was schaffst du?“ redet der Graf ihn an,
 Der ihn verwundert betrachtet.
 „Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
 Der nach der Himmelskost schmachtet;
 Und da ich mich nahe des Baches Steg,
 Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
 Im Strudel der Wellen gerissen.
 Drum daß dem Leidenden werde sein Heil,
 So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
 Durchwaten mit nackten Füßen.“

75

80

„Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
 Und reicht ihm die prächtigen Bäume,
 Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
 Und die heilige Pflicht nicht versäume.
 Und er selber auf seines Knappen Tier
 Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
 Der andre die Reise vollführt.
 Und am nächsten Morgen, mit dankendem Blick,
 Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
 Bescheiden am Zügel geführet.

85

90

„Nicht wolle das Gott“, rief mit Demutsinn
 Der Graf, „daß zum Streiten und Jagen

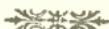
¹ Altertümlich für gläubigem.

Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinß,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst! 95
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Atem und Leben. — 100

„So mög' Euch Gott, der allmächtige Hört,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr jetzt ihn gehret. 105
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland,
Euch blühn sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
,Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus
Und glänzen die spät'sten Geschlechter!“ 110

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Zeht, da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell 115
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten. 120

Anmerkung. Tschudi, der uns diese Anekdote überliefert hat, erzählt auch, daß der Priester, dem dieses mit dem Grafen von Habsburg begegnet, nachher Kaplan bei dem Kurfürsten von Mainz geworden und nicht wenig dazu beigetragen habe, bei der nächsten Kaiserwahl, die auf das große Interregnum erfolgte, die Gedanken des Kurfürsten auf den Grafen von Habsburg zu richten. — Für die, welche die Geschichte jener Zeit kennen, bemerke ich noch, daß ich recht gut weiß, daß Böhmen sein Erzamt bei Rudolfs Kaiserkrönung nicht ausübte.



204. Das Siegesfest.¹

1803.

5 Priams Feste war gesunken,
 Troja lag in Schutt und Staub,
 Und die Griechen, siegestrunken,
 Reich beladen mit dem Raub,
 Saßen auf den hohen Schiffen
 Längs des Hellenpontos Strand,
 Auf der frohen Fahrt begriffen
 Nach dem schönen Griechenland.

„Stimmet an die frohen Lieder!
 10 Denn dem väterlichen Herd
 Sind die Schiffe zugekehrt,
 Und zur Heimat geht es wieder.“²

15 Und in langen Reihen, klagend,
 Saß der Trojerinnen Schar,
 Schmerzvoll an die Brüste schlagend,
 Bleich, mit aufgelöstem Haar.
 In das wilde Fest der Freuden
 Mischten sie den Wehgesang,

¹ Das Gedicht stellt den Gegensatz zwischen Siegen und Unterliegen, der das menschliche Leben, den Kampf ums Dasein beherrscht, an dem Beispiel der Griechen und Troer dar. Str. 1 und 2 geben den Gegensatz im allgemeinen an: hier Siegesfreude, dort schmerzliche Klage. Dann sind Str. 3-9 den Siegern gewidmet, und es wird, nach Anrufung der Götter in Str. 3, zunächst gezeigt, daß auch hier die Freude nicht ohne Schmerz ist: 1) „nicht alle kehren wieder“ (4), 2) auch den Wiederkehrenden kann zu Hause Unheil drohen (5). — Der Glückliche freilich preist die Götter als gerecht (6); aber oft erscheint das Schicksal als blind; denn gerade die Besten werden hingerafft, da sie entweder im Kampfe fallen (7) oder ihrer eigenen Leidenschaft Opfer werden (8). Aber den gefallenen Tapfern bleibt der Ruhm (9). — Hiermit geht der Dichter zu den Besiegten über und zeigt, daß auch ihr Schmerz nicht ohne Milde ist. Denn erstens sind ihre gefallenen Helden derselben ewigen Ruhmes teilhaft (Str. 10), die Überlebenden aber, d. h. die gesangenen Frauen, deren Los am traurigsten ist, entbehren doch auch nicht jedes Trostes, denn 1) hilft das Lebensgefühl dem Menschen über das Schwerste hinweg (Str. 11 und 12), 2) aber muß uns der Gedanke an die Vergänglichkeit alles Irdischen über das Einzelschicksal erheben (Str. 13).

² Die letzten 4 Zeilen jeder Strophe sind zwar nicht ausdrücklich einem Chor zugeschrieben, aber wohl als solcher aufzufassen, da das Gedicht ursprünglich zum Gesang in geselligem Kreise (Mittwochskränzchen) bestimmt war. Sie sind in den meisten Fällen als Chor der griechischen Krieger aufzufassen, nur in Str. 2 als Chor der gefangenen Troerinnen, die in Str. 13 vielleicht zum Abschluß als miteinfallend gedacht werden können, um so passender, als eine von ihnen, Cassandra, zuletzt das Wort hatte.

Weinend um das eigne Leiden
In des Reiches Untergang.
„Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der süßen Heimat fern,
Folgen wir dem fremden Herrn.
Ach wie glücklich sind die Toten!“

20

Und den hohen Göttern zündet
Kälchas jetzt das Opfer an.
Pallas, die die Städte gründet
Und zertrümmert, ruft er an,
Und Neptun, der um die Länder
Seinen Wogengürtel schlingt,
Und den Zeus, den Schreckensender,
Der die Agis grausend schwingt.
„Ausgestritten, ausgerungen
Ist der lange, schwere Streit,
Ausgefüllt der Kreis der Zeit,
Und die große Stadt bezwungen.“

25

30

35

Atreus' Sohn, der Fürst der Scharen,
Übersah der Völker Zahl,
Die mit ihm gezogen waren
Einst in des Skamanders Thal.¹
Und des Kummers finstre Wolke
Zog sich um des Königs Blick;
Von dem hergeführtten Volke
Bracht' er wen'ge nur zurück.
„Drum erhebe frohe Lieder,
Wer die Heimat wieder sieht,
Wem noch frisch das Leben blüht!
Denn nicht alle lehren wieder.“ —

40

45

„Alle nicht, die wiederkehren,
Mögen sich des Heimzugs freun,
An den häuslichen Altären
Kann der Mord bereitet sein.²

50

¹ Vgl. S. 288, Anm. 1.

² Wie dem Agamemnon.

55 Mancher fiel durch Freundestücke,
Den die blut'ge Schlacht verfehlt!"
Sprach's Ulyß mit Warnungsblöfe,
Von Athenens Geist beseelt.

„Glücklich, wenn der Gattin Treue
Rein und feusich das Haus bewahrt!
Denn das Weib ist falscher Art,
Und die Arge liebt das Neue.“

60 Und des frisch erkämpften Weibes
Freut sich der Atrid¹ und strikt
Um den Reiz des schönen Leibes
Seine Arme hochbeglückt.

65 „Böses Werk muß untergehen,
Rache folgt der Frevelhat,
Denn gerecht in Himmelshöhen
Waltet des Kroniden Rat.“ —

70 „Böses muß mit Bösem enden;
An dem frevelnden Geschlecht
Rächtet Zeus das Gastesrecht,
Wägend mit gerechten Händen.“ —

75 „Wohl dem Glücklichen mag's ziemen“,
Ruft Oileus' tapfrer Sohn²,
„Die Regierenden zu rühmen
Auf dem hohen Himmelsthron!
Ohne Wahl verteilt die Gaben,
80 Ohne Billigkeit, das Glück;
Denn Patroclus liegt begraben,
Und Thersites kommt zurück!“ —

„Weil das Glück aus seiner Tonne
Die Geschickte blind verstreut,
Freue sich und jauchze heut',
Wer das Lebenslos gewonnen!“ —

¹ Hier Menelaos.

² Der jüngere Ajax, sehr geeignet zu solcher Anklage der Götter, da er sich nach der „Odyssäe“ (IV, 500) durch ein lästerndes Wort gegen die Götter seinen Tod zuzog.

1 „Ja der Krieg verschlingt die Besten!
 Ewig werde dein gedacht,
 Bruder, bei der Griechen Festen,
 Der ein Turm war in der Schlacht.
 Da der Griechen Schiffe brannten²,
 War in deinem Arm das Heil,
 Doch dem Schlauen, Vielgewandten
 Ward der schöne Preis zu teil.“³ —

„Friede deinen heil’gen Resten!
 Nicht der Feind hat dich entrafft,
 Ajax fiel durch Ajax’ Kraft.
 Ach, der Born verderbt die Besten!“⁴

Dem Erzeuger jetzt, dem großen,
 Gießt Neoptolem⁵ des Weins:
 „Unter allen ird’schen Vösen,
 Hoher Vater, preis’ ich deins.
 Von des Lebens Gütern allen
 Ist der Ruhm das höchste doch;
 Wenn der Leib in Staub zerfallen,
 Lebt der große Name noch.“ —

„Tapfrer, deines Ruhmes Schimmer
 Wird unsterblich sein im Lied;
 Denn⁶ das ird’sche Leben flieht.
 Und die Toten dauern immer.“ —

„Weil des Liedes Stimmen schweigen
 Von dem überwundnen Mann,
 So will ich für Hektor zeugen“,
 Hub der Sohn des Thdeus⁷ an;

¹ Die folgenden Verse spricht Teukros, der Halbbruder des großen Ajax (des Telamonsohnes). Daß der Redende nicht genannt wird, ist auffallend.

² Als die Troer Feuer in die griechischen Schiffe warfen, war Ajax der einzige Held, der sich ihnen mutig entgegenstellte.

³ Im Streit um die Waffen Achills, die der Tapferste erhalten sollte, trug Odysseus, der „ichlau, vielgewandte“, über Ajax den Sieg davon, was für diesen die Veranlassung zu seinem Selbstmorde wurde.

⁴ Der Sohn Achills, der dem toten Vater ein Trankopfer darbringt.

⁵ Daß „denn“ ist verständlich, sobald man die Zeile konzessiv fährt: denn, wenn auch das Leben flieht, die Toten leben in der Erinnerung der Nachwelt fort.

⁶ Auch hier ist die Beurteilung dieser ehrmütigen Worte gerade an Diomedes überaus treffend dem Charakter des Helden angepaßt, der bei Homer als eine besonders edle und ritterliche Gestalt erscheint.

115 „Der für seine Hausaltäre
Kämpfend, ein Beschirmer, fiel;
Krönt den Sieger größre Ehre,
Ghret ihn das schönre Ziel!“ —

120 „Der für seine Hausaltäre
Kämpfend sank, ein Schirm und Hort,
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm seines Namens Ehre.“

125 Nestor jetzt, der alte Becher,
Der drei Menschenalter jah,
Reicht den Laubumkränzten Becher
Der bekrännten Hekuba¹:

130 „Trink' ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Wundervoll ist Bacchus' Gabe,
Balsam fürs zerrissne Herz.“ —

135 „Trink' ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Balsam fürs zerrissne Herz,
Wundervoll ist Bacchus' Gabe.“ —

140 135 „Denn auch Niobe, dem schweren
Zorn der Himmlichen ein Ziel,
Kostete die Frucht der Ahren
Und bezwang das Schmerzgefühl.
Denn solang' die Lebensquelle
Schäumet an der Lippen Rand,
Ist der Schmerz in Lethes Welle
Tief versenkt und festgebannt!“ —

145 „Denn solang' die Lebensquelle
An der Lippen Rande schäumt,
Ist der Jammer weggeträumt,
Fortgespült in Lethes Welle.“

150 Und von ihrem Gott ergriffen,
Hub sich jetzt die Seherin,
Blickte von den hohen Schiffen
Nach dem Rauch der Heimat hin.

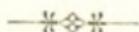
¹ Der gefangenen Gemahlin des Königs Priamos

„Rauch ist alles ird'sche Wesen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen,
Nur die Götter bleiben stät.“ —

„Um das Roß des Reiters schweben,
Um das Schiff die Sorgen her;
Morgen können wir's nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben!“

150

155



205. Aus „Wilhelm Tell“

1804.

1. Lied des Fischerknaben.

Es lächelt der See, er ladet zum Bade,
Der Knabe schließt ein am grünen Gestade,
Da hört er ein Klingen
Wie Flöten so süß,
Wie Stimmen der Engel
Im Paradies.

5

Und wie er erwacht in feliger Lust,
Da spülen die Wasser ihm um die Brust,
Und es ruht aus den Tiefen:
„Lieb Knabe, bist mein!
Ich locke den Schläfer,
Ich zieh' ihn herein.“

10

2. Lied des Hirten.

Ihr Matten, lebt wohl,
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin.

Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kuckuck ruft, wenn erwachen die Lieder,

5

Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
Wenn die Brünlein fließen im lieblichen Mai.

10 Ihr Matten, lebt wohl,
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin.

3. Lied des Alpenjägers.

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf schwindlichem Weg,
Er schreitet verwegen
Auf Feldern von Eis,
5 Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis.

10 Und unter den Füßen ein neblichtes Meer,
Erkennt er die Städte der Menschen nicht mehr,
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Wassern
Das grünende Feld.

4. Jägersliedchen.

Mit dem Pfeil, dem Bogen
Durch Gebirg und Thal
Kommt der Schütz' gezogen
Früh im Morgenstrahl.

5 Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih,
Durch Gebirg und Klüfte
Herrscht der Schütze frei.

10 Ihm gehört das Weite,
Was sein Pfeil erreicht,
Das ist seine Beute,
Was da fleugt und kreucht.

5. Gesang der Barnherzigen Brüder.

Rasch tritt der Tod den Menschen an,
Es ist ihm keine Frist gegeben,
Es stürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reißt ihn fort vom vollen Leben.
Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muß vor seinen Richter stehen.

5

206. Berglied.¹

1804.

Am Abgrund leitet der schwindlichte Steg,
Er führt zwischen Leben und Sterben;
Es sperren die Riesen den einsamen Weg
Und drohen dir ewig Verderben.
Und willst du die schlafende Löwin nicht wecken,
So wandle still durch die Straße der Schrecken.

5

Es schwebt eine Brücke², hoch über den Rand
Der furchtbaren Tiefe gebogen,
Sie ward nicht erbauet von Menschenhand,
Es hätte sich's keiner verwogen³.
Der Strom braust unter ihr spät und früh,
Speit ewig hinauf und zertrümmert sie nie.

10

Es öffnet sich schwarz ein schauriges Thor⁴,
Du glaubst dich im Reiche der Schatten;
Da thut sich ein lachend Gelände hervor,
Wo der Herbst und der Frühling sich gatten.
Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
Möcht' ich fliehen in dieses glückselige Thal.

15

¹ Eine Beschreibung des Aufstiegs auf den Gotthardpass von Amtsteg ober Wassen aus bis auf die Höhe.

² Die sogenannte Teufelsbrücke.

³ Vermessen.

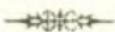
⁴ Das sogenannte „Urner Loch“, ein alter Tunnel, durch den die Straße unerwartet in das freundliche Thal von Andermatt oder Urseren führt.

20 Vier Ströme¹ brausen hinab in das Feld,
 Ihr Quell, der ist ewig verborgen;
 Sie fließen nach allen vier Straßen der Welt,
 Nach Abend, Nord, Mittag und Morgen.
 Und wie die Mutter sie rauschend geboren,
 Fort fliehn sie und bleiben sich ewig verloren.

25 Zwei Zinken² ragen ins Blaue der Lust,
 Hoch über der Menschen Geschlechter,
 Drauf tanzen, umschleiert mit goldenem Duft,
 Die Wolken, die himmlischen Töchter.
 Sie halten dort oben den einsamen Reih'n,
 30 Da stellt sich kein Zeuge, kein irdischer, ein.

Es sitzt die Königin³ hoch und klar
 Auf unvergänglichem Throne,
 Die Stirn umkränzt sie sich wunderbar
 Mit diamantener Krone.
 35 Drauf schießt die Sonne die Pfeile von Licht,
 Sie vergolden sie nur und erwärmen sie nicht.

Anmerkung. Löwin, an einigen Orten der Schweiz der verdorbene Ausdruck für Lawine.



207. Wilhelm Tell.

1804.

Wenn rohe Kräfte feindlich sich entzweien
 Und blinde Wut die Kriegesflamme schürt,
 Wenn sich im Kampfe tobender Parteien
 Die Stimme der Gerechtigkeit verliert,
 5 Wenn alle Laster schamlos sich befreien,
 Wenn freche Willkür an das Heil'ge röhrt,

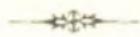
¹ Neuß, Rhone, Tessin, Rhein. Daß sie sich ewig verloren bleibent, ist infolfern ungenau, als sich die Neuß durch die Aar wieder mit dem Rhein vereinigt.

² Schwerlich sind hiermit zwei von den zahlreichen Felshörnern, die den Gotthardpaß umgeben, gemeint, sondern der Dichter denkt wohl an den Furkapaß (furca, Gabel, Zinke), zu dem man vom Gotthard aufsteigt.

³ Viele Erklärer denken dabei an die höchste vom Gotthard aus sichtbare Spize, das Muttenthal, welches aber gar nicht imponierend hervortritt. Vielmehr hat Schiller, der die Ortslichkeit nicht selbst kannte, auch hier seine Phantasie freier schalten lassen und wohl an die Jungfrau gedacht.

Den Aufer löst, an dem die Staaten hängen:
Das ist kein Stoff zu freudigen Gefängen.

Doch wenn ein Volk, das fromm die Herden weidet,
Sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt, 10
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt,
Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet:
Das ist unsterblich und des Liedes wert.
Und solch ein Bild darf ich dir¹ freudig zeigen, 15
Du kennst's, denn alles Große ist dein eigen.



208. Der Alpenjäger.

1804.

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüten,
Spielend an des Baches Ranst.² —
„Mutter, Mutter, laß mich gehen
Jagen nach des Berges Höhen!“ —

„Willst du nicht die Herde locken
Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang.“ — 10
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!“ —

„Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich stehn?
Draußen ladet dich kein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höh'n!“ — 15
„Laß die Blümlein, laß sie blühen!
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!“

¹ Angerebet ist der damalige Kurfürst von Mainz, Karl von Dalberg (früher Koabjutor, vgl. S. 150, Anm. 1). Schiller trug ihm diese Verse am 22. April 1804 in ein geschriebenes Exemplar des „Wilhelm Tell“ ein das er ihm sandte.

² Krümmung, Ufer.

20

Und der Knabe ging zu jagen,
 Und es treibt und reißt ihn fort,
 Hastlos fort mit blindem Wagen
 An des Berges finstern Ort;
 Vor ihm her mit Windeschnelle
 Flieht die zitternde Gazelle¹.

25

Auf der Felsen nackte Rippen
 Klettert sie mit leichtem Schwung,
 Durch den Riß geborstner Klippen
 Trägt sie der gewagte Sprung;
 Aber hinter ihr verwogen
 Folgt er mit dem Todesbogen.

30

Jeço auf den schroffen Zinken
 Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
 Wo die Felsen jäh versinken
 Und verschwunden ist der Pfad,
 Unter sich die steile Höhe,
 Hinter sich des Feindes Nähe.

35

Mit des Jammers stummen Blicken
 Fleht sie zu dem harten Mann,
 Fleht umsonst, denn loszudrücken
 Legt er schon den Bogen an.
 Plötzlich aus der Felsenspalte
 Tritt der Geist, der Bergesalte.

40

Und mit seinen Götterhänden
 Schüttet er das gequälte Tier.
 „Mußt du Tod und Jammer senden“,
 Ruft er, „bis herauf zu mir?
 Raum für alle hat die Erde,
 Was verfolgst du meine Herde?“

45



¹ Mit dichterischer Freiheit fürt Gemse.

209. Einem Freunde ins Stammbuch.

Herrn von Mecheln aus Basel.

1805.

Uner schöpflich an Reiz, an immer erneuerter Schönheit
Ist die Natur! Die Kunst ist unerschöpflich wie sie.
Heil dir, würdiger Greis! Für beide bewahrst du im Herzen
Reges Gefühl, und so ist ewige Jugend dein Los.

Anmerkungen.¹

1. **Hektors Abschied** (S. 9). Gedichtet für Amalia in den „Räubern“ II, 2. Quelle: „Ilias“ VI, 390—502. Das Gedicht ist dramatisch belebt durch Verlegung in die Zeit nach dem Tode des Patroklos, so daß der drängende Schluß als ein Abschied für ewig erscheint. — Zu B. 24. Vielleicht hat Schiller an „Ilias“ XXII, 390 gedacht, wo Achill in Bezug auf Patroklos sagt: „Wenn man auch der Toten vergibt in Alides Wohnung, dennoch werd' ich auch dort des trauesten Freundes gedenken.“

2. **Amalia** (S. 10). Klage Amalias um den verlorenen Geliebten in den „Räubern“ III, 1.

3. **Brutus und Cäsar** (S. 10). Aus den „Räubern“ IV, 5. Nahergetreten war dem Dichter der Gegenstand durch Shakespeare, und die beiden Gestalten haben ihn überaus viel beschäftigt: wie oft führen die Personen im „Fiesko“ den Brutus und noch Wallenstein den Cäsar im Munde! Vgl. auch Schiller an Körner 2. Febr. 1789 (Jonas II, 218).

4. **Eine Leichenphantasie** (S. 12). An den Vater des Verstorbenen, Hauptmann von Hoven, schrieb Schiller am 15. Juni 1780 einen Trostbrief. — Die beiden letzten Strophen erinnern in Gedanken und Ausdruck an Goethes „Werther“ (lechter Brief an Lotte): „Ich stand an dem Grabe, wie sie den Sarg hinunterließen und die Seile schnurrend unter ihm weg und wieder herauf schnellten, dann die erste Schaufel hinunter-

¹ Wir benutzen folgende Abkürzungen:

Archiv = Archiv für Litteraturgeschichte. Bd. 1—2 herausg. von Gosche, Bd. 3—15 herausg. von Schnorr von Carolsfeld.

Borberger = Schillers Werke. Erster und zweiter Band (Deutsche Nationallitteratur, Band 118 und 119). Berlin und Stuttgart, Spemann, o. J.

Brahm = Schiller. Von Otto Brahm (Berlin, Herz, 1888—92, Bd. 1 u. Bd. 2, 1. Hälfte)

Braun = Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. Von Julius B. Braun. Erste Abtheilung: Schiller. Leipzig, Bernhard Schlide, 1882.

Charlotte = Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Stuttgart, Cotta, 1860.

Dünger = Schillers lyrische Gedichte. Erläutert von Heinrich Dünger. Zweite und dritte Auflage, Leipzig, Wartig, 1874—1893.

Goedeke = Schillers sämmtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe. Von Karl Goedeke. Stuttgart, Cotta, 1868—1872

ſchollerte und die ängſtliche Lade einen dumpfen Ton wiedergab, und dumpler und immer dumpfer, und endlich bedeckt war.“

5. **Elegie auf den Tod eines Jünglings** (S. 14). Das Gedicht wurde im Namen und auf Kosten der Stuttgarter medizinischen Freunde des Verstorbenen gedruckt; es erregte wegen der herben Schilderung der Welt und der starken Zweifel an der göttlichen Gerechtigkeit, die die erste Fassung weit greller enthielt, beim Publikum vielfach Unzuf. Schiller selbst schreibt darüber launig an seinen Freund Friedrich von Hoven am 4. Februar 1781 (Jonas I, 33): „Die Fata meines Carmens verdienen eine mündliche Erzählung, denn sie sind zum Totlachen; ich spare sie also bis auf Wiedersehen auf. Bruder! ich fange an in Altivität zu kommen, und das kleine hundsföttische Ding hat mich in der Gegend herum berüchtigter gemacht als 20 Jahre Praxis. Aber es ist ein Namen wie desjenigen, der den Tempel zu Ephesus verbrannte. Gott sei mir gnädig!“ — Mit Strophe 6 sind zu vergleichen Karl Moers Worte („Räuber“ III, 2): „Das bunte Lotto des Lebens, worin so mancher seine Unschuld und seinen Himmel setzt, einen Treffer zu haschen, und — Nullen sind der Auszug — am Ende war kein Treffer darin. Es ist ein Schauspiel, Bruder, das Thränen in dein Auge lockt, wenn es dein Zwerchfell zum Gelächter kitzelt.“

6. **Phantasie an Laura** (S. 18). Der Anfang des Gedichts stimmt zum Teil fast wörtlich überein mit einer Stelle in der Rede, die der „Eleve Schiller“ am 10. Januar 1780 zum Geburtstage der Gräfin von Hohenheim über das vom Herzog aufgegebene Thema „Die Tugend in ihren Folgen betrachtet“ hielt. Ähnlich in der „Theosophie des Julius“: „Liebe, . . . der allmächtige Magnet in der Geisterwelt, . . . ist

Hoffmeister = Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke. Von Dr. Karl Hoffmeister. 5 Bände. Stuttgart, Belz'sche Buchhandlung, 1838.

Hoffm. Nachl. = Schillers Werke. Supplemente aus seinem Nachlaß. Von K. Hoffmeister. 4 Bändchen. Stuttgart, Cotta, 1840—1841.

Jonas = Schillers Briefe. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Kritische Gesamtausgabe Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. (Bisher 4 Bände, seit 1892.)

Kalender = Schillers Kalender vom 18. Juli 1795 bis 1805. Herausgegeben von Emilie von Gleichen-Rußwurm. Stuttgart, Cotta, 1865.

Minor = Schiller. Sein Leben und seine Werke dargestellt von J. Minor. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, seit 1890.

Pütsche = Schillers Gedichte. Für das deutsche Volk erläutert von Dr. Karl Eduard Pütsche. Leipzig, Wartig, 1884.

Viehoff = Schillers Gedichte erläutert und auf ihre Veranlassungen u. s. w. zurückgeführt von Heinrich Viehoff. Vierte Auflage. Stuttgart, Conradi, 1872.

Weltrich = Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Von Richard Weltrich. Stuttgart, Cotta. Seit 1885.

der Widerschein dieser einzigen Urkraft, eine Anziehung des Vortrefflichen" u. s. w. Vgl. auch S. 43, Anm. 1. Die Idee selbst geht schließlich auf die Lehre der ältesten griechischen Philosophen zurück, besonders auf die des Empedokles, wonach die Sonderung und Verbindung der ursprünglich im Chaos ungeordneten und gestaltlosen Elemente ein Werk der Liebe (*ēōs*) war.

10. Die Kindesmörderin (S. 23). Das Thema lag in der Zeit. Gegenüber den strengen Strafen und schimpflichen Bußen, die Staat und Kirche auf den Kindesmord setzten, hoben Dichter und Menschenfreunde zur Milderung des moralischen Urteils die Verführung und die Leidenschaft hervor. Vgl. Bürgers Ballade „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“, h. L. Wagners „Kindesmörderin“, Goethes Gretchen. Beccalozzis Schrift: „Über Gesetzgebung und Kindesmord“, die erst 1783 erschien, kann Schiller allerdings nicht gekannt haben, wohl aber einen Aufsatz in Augs „Schwäbischen Magazin“ von 1780 über denselben Gegenstand. Die nächste Veranlassung zu dem Gedichte war vielleicht Stäudlins: „Seltha, die Kindesmörderin“ im „Musenalmanach“ auf 1782. Vgl. Weltrich I, S. 534.

12. Der Triumph der Liebe (S. 29). In der anonymen Selbstanzeige der „Anthologie“ im „Württembergischen Repertorium“ bemerkt Schiller, daß dies Gedicht „wahrscheinlich auf Veranlassung der „Nachtfeier der Venus“ von Bürger geschrieben“ sei. Diese, zuerst 1773 erschienen, geht ihrerseits bekanntlich auf das fälschlich dem Catull zugeschriebene „Per-vigilium Veneris“ zurück („Cras amet, qui numquam amavit, quique amavit, cras amet“). Während aber Bürgers Gedicht sich im Gedankengange dem lateinischen Original so weit anschließt, daß es trotz der völlig freien Behandlung des Einzelnen immerhin als eine Nachdichtung gelten muß, zeigt sich bei Schiller die Unlehnung kaum in ein paar Äußerlichkeiten, die ganze Anlage dagegen ist völlig anders und ihm eigentümlich.

16. Die Größe der Welt (S. 37). In Str. 4 u. 5 ist die unugelehrte Verteilung der Worte an die Redenden, wie sie meist angenommen wird, gegen den Sinn. Die oben gewählte muß als die richtige bezeichnet werden, denn 1) schließt sich das „Halt“ an!“ natürlicher dem Fortgang der Erzählung an, 2) würde man sonst die Absicht des zweiten Sonnenwanderers gar nicht erfahren, 3) würden die Worte „Zum Gestade“ z. B. eine müßige Wiederholung sein, während sie so dem Wanderer ein Spiegelbild seines eigenen Vorhabens bieten und dem Leser durch die wörtliche Übereinstimmung mit Str. 1 die Unendlichkeit nach beiden Seiten hin fühlbar machen.

18. Das Geheimniß der Reminiscenz (S. 39). Die Vorstellung der Zurückerinnerung an einen Zustand vor unserer Geburt ist platonisch (*ἀνάμνησις*), und der besondere Gedanke des Gedichts stammt aus Platons „Gastmahl“, wo Aristophanes einen Mythos vorträgt, nach dem die Menschen ursprünglich Doppelwesen waren und erst später von Zeus zerschnitten wurden, woher den so entstandenen Teilen noch eine geheimnisvolle unüberwindliche Sehnsucht zu einander innenwohne.

21. Die Freundschaft (S. 43). Die Gedanken des Gedichts sind in den „Philosophischen Briefen“, namentlich in der „Theosophie des Julius“, enthalten (vgl. auch zu Ged. 6, S. 18), vor allem der Schlußgedanke unter der Überschrift „Gott“: „Alle Vollkommenheiten im Universum sind vereinigt in Gott“ rc. Vgl. auch Brief an Reinwald vom 14. April 1783 (Jonas I, 113): „Liebe, das große unfehlbare Band der empfindenden Schöpfung ist zuletzt nur ein glücklicher Betrug“ rc. — Die drei letzten Zeilen setzte Hegel an das Ende seiner „Phänomenologie des Geistes“.

27. Der Kampf und 28. Resignation (S. 56 und 57). Minor II, 347: „Daß die beiden ungestümsten Dichtungen, welche jemals aus Schillers Feder geflossen sind, dem Verhältnis zu Charlotte von Kalb entsprungen sind, duldet keinen Zweifel.“ Schiller selbst hatte bei der ersten Veröffentlichung in der „Thalia“ 1786 den Leser irre geführt, indem er zu dem ersten den Zusatz machte: „Als Laura vermählt war im Jahre 1782“, zu dem zweiten: „Eine Phantasie“, und hinzufügte: „Ich habe um so weniger Unstand genommen, die zwei folgenden Gedichte hier aufzunehmen, da ich von jedem Leser erwarten kann, er werde so billig sein, eine Aufwallung der Leidenschaft nicht für ein philosophisches System und die Verzweiflung eines er dichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntnis des Dichters anzusehen. Widrigenfalls möchte es übel um den dramatischen Dichter ausgehen, dessen Intrigue selten ohne einen Bösewicht fortgeführt werden kann: und Milton und Klopstock müßten um so schlechtere Menschen sein, je besser ihnen ihre Teufel glückten.“ In der ersten Ausgabe der Gedichte (1800) fehle er die Jahreszahl 1786 dazu; beides offenbar in der Absicht, die Beziehung auf Frau von Kalb zu verstecken. Daher war dieselbe oft verkannt worden. Der Mannheimer Buchhändler Schwan, um dessen Tochter Margareta Schiller sich von Leipzig aus unterm 24. April 1785 bewarb, hat später am Rande des Briefes bemerkt: „Laura in Schillers Resignation“ ist niemand anders als meine älteste Tochter.“ Und Wilhelm von Humboldt sagt im Vorwort zum Briefwechsel S. 42, man könnte die „Resignation“, die „zu dem Besten gehört, was wir von ihm besitzen“

nur mit Unrecht als einen Ausdruck wirklicher Meinungen des Dichters selbst ansehen". — „Den durch das Ganze durchgeföhrten Hauptgedanken kann man nur als vorübergehende Stimmung eines leidenschaftlich bewegten Gemüts ansehen, aber er ist darin so meisterhaft geschildert, daß die Leidenschaft ganz in der Betrachtung aufgegangen und der Ausspruch nur Frucht des Nachdenkens und der Erfahrung zu sein scheint.“ Dagegen behauptete Hoffmeister mit Recht, daß das Gedicht Schillers eigenes, „mit tiefstem Gefühl ausgesprochenes Glaubensbekennniß“ enthalte und die „Gesamterfahrung seines bedrängten Lebens“ ausspreche; er war aber durch die von Schiller angegebene Jahreszahl noch so getäuscht, daß er es wirklich in die Dresdener Zeit setzte und hinzufügte: „Wie in dem Gedichte an die Freude der Sänger das Glück bewillkommen, so nimmt er hier nach kurzer Selbstäuschung schon wieder Abschied von ihm.“ Vielmehr müssen sowohl „Der Kampf“ als „Resignation“ in die Zeit fallen, wo sich sein Verhältnis zur Frau von Kälb immer leidenschaftlicher gestaltete und zuletzt damit endigte, daß er sich entschloß, Mannheim zu verlassen und ihre Nähe zu fliehen; das waren die letzten Monate des Jahres 1784 bis zum Februar 1785, wo er sich von ihr losgerissen zu haben scheint. Vgl. Minor II, 333—353. — Eine Besprechung der „Resignation“ von C. F. Venkowiz aus dem Jahre 1790 f. bei Braun I, 284. Der Verfasser erschrikt vor dem Schlußgedanken; von der tief sittlichen Bedeutung des Wortes „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ hat er keine Ahnung. — Das Wort „Et in Arcadia ego“ schrieb der Maler Schidone (gest. 1615) auf eins seiner Bilder; Goethe setzte „Auch ich in Arkadien“ als Motto seiner „Italienischen Reise“ voran; Rückert (Lenz, „Aprilreiseblätter“ 20) beginnt mit Schillers erster Zeile ein Sonett, welches ebenfalls mit dem Gedanken schließt, daß nur ideale Güter („die Poesie“) den Menschen zum Glück führen.

29. **An die Freude** (S. 61). Das Gedicht ist hervorgerufen durch die beseligende Stimmung, die den Dichter in Leipzig ergriff, als er mit dem neuen Freundeckreise vereint war. Es fand fast allgemein begeisterte Aufnahme im Publikum. Selbst Fr. L. von Stolberg gesteht in demselben Aufsage, der die „Götter Griechenlands“ so hart verurteilt (vgl. zu Ged. 33): „Bis zu Wonnethränen hat mich Schillers Rundgesang an die Freude gerührt. — Hat der Dichter zwei Seelen, wie jener junge Meder beim Xenophon zu haben wünschte? Bläst er aus einem Munde kalt und warm?“ (Braun I, S. 213). Schiller selbst urteilte später sehr ungünstig über das Gedicht (vgl. Brief an Körner vom 21. Oktober 1800).

30. **Bittschrift** (S. 64). Verschiedene andere Darstellungen des Vorgangs mit allerhand Abweichungen ohne wesentlichen Belang findet man bei Goedele IV, S. 17.

32. **Die unüberwindliche Flotte** (S. 66). Louis Sébastien Mercier (1740—1814) schrieb 1785 ein dramatisches Gedicht: „Portrait de Philippe second“ und dazu einen „Précis historique“. Letzteren übersetzte Schiller in der „Thalia“ 1786. Bei Erwähnung des Untergangs der Armada sagt Mercier: „Voici de quelle manière un poète a peint cet événement“ und gibt alsdann eine Darstellung in poetischer Sprache, aber nicht in Versen, an die Schiller sich in seinem Gedicht ziemlich genau angeschlossen hat; nur Str. 4 ist ganz frei hinzugedichtet, um den berechtigten Freiheitsstolz und die selbsterrungene Größe Englands hervorzuheben. Zum Schluß knüpft Mercier an die Worte des Dichters „Le Tout-Puissant souffla“ die Bemerkung über die Denkmünze an, die Schiller ebenfalls übernahm. Doch ist Schillers Anmerkung insofern ungenau, als die Denkmünze, wie Dünker bemerkt, nicht von der Königin Elisabeth, sondern in Holland geschlagen wurde, und die Zeitschrift nicht „dissipati sunt“, sondern „dissipantur“ schließt. Vgl. Goedele IV, S. 110. — Wer der „poète“ sei, dessen Gedicht Mercier umschreibt, war unbekannt, bis Manchot in seiner Schrift „Martin Crugot“ (Bremen 1886) das Original nachwies, und zwar in einem deutschen Schriftsteller. Martin Crugot (1725—90), Hofprediger beim Fürsten von Carolath in Schlesien, gab in seiner Schrift „Der Christ in der Einsamkeit“ (1756) zum Lobe der Allmacht Gottes eine Schilderung, die Mercier zu Grunde gelegen hat. Sie beginnt: „Sie brauset durch die Fluten daher, jene schreckliche Flotte, oder vielmehr das furchtbare Heer schwimmender Schlösser. Sie heißt auf Erden die Unüberwindliche, und sie heißt es dem Ansehen nach mit Recht. Das Weltmeer weicht unter ihrer Last. Mächtige Winde befördern nur langsam ihren majestätischen Gang“ und schließt ebenfalls: „Der Allmächtige blies und zerstörte die Unüberwindliche wie Spren, welche der Wind zerstreuet.“ Mercier hat Crugots Buch wahrscheinlich in einer 1770 zu Lausanne erschienenen Übersetzung kennen gelernt. — Schiller hatte in der „Thalia“ Merciers ganze Anmerkung fortgelassen, aber in einer eigenen Anmerkung sein Gedicht mit den Worten gegeben: „Diese merkwürdige Begabeheit hat ein Dichter jener Zeit in folgender Ode besungen.“ Im 2. Bande der Gedichte (1803) mache er zur Überschrift den Zusatz: „Nach einem älteren Dichter.“ Danach hat er von Crugot schwerlich etwas gewußt, sondern nur Mercier vor Augen gehabt. — Zu B. 9 u. 10 vgl. Mercier: „La terreur, qu'elle inspire, consacre ce nom.“

33. **Die Götter Griechenlands** (S. 68). Schiller an Körner 17. März 1788: „Wieland rechnete auf mich bei dem neuen Merkurstücke, und da machte ich in der Angst — ein Gedicht. Du wirst es im März des Merkur“ finden und Vergnügen daran haben, denn es ist doch ziemlich das beste, das ich neuerdings hervorgebracht habe, und die Horazische Korrektheit, die Wieland ganz betroffen hat, wird dir neu daran sein.“ Am 5. Mai 1793, als er die Ausgabe einer Auswahl seiner Gedichte vorbereitete, schreibt er über die dazu nötige „Revision“ an Körner: „Ich fürchte, die Korrektur wird sehr streng und zeitverderbend für mich sein; denn schon die Götter Griechenlands, welches Gedicht beinahe die meiste Korrektion hat, kostete mir unsägliche Arbeit, da ich kaum mit 15 Strophen darin zufrieden bin.“ Veröffentlicht wurde diese zweite Bearbeitung erst 1800 bei Herausgabe der Gedichte, und sie enthält von den ursprünglichen 25 Strophen in der That nur 14, zu denen zwei völlig neu gedichtete hinzukamen, die jetzigen Strophen 6 und 16.

Die Streichungen und Änderungen gingen zwar zum Teil aus äußerlichen Gründen hervor; besonders galt es die Beseitigung der allzu großen Länge. So war die Vergleichung mit der heutigen Welt durch eine ausgedehnte Reihe von Komparativen („Werter war durch eines Gottes Güte, Teurer jede Gabe der Natur“) recht ermüdend, zuweilen auch sachlich unhaltbar, wenn z. B. selbst das Band der Ehe im Vergleich mit der unsrigen nicht bloß „sanfter“, sondern auch „heiliger“ genannt wurde. Aber vornehmlich war es Schillers Bestreben, alles auszuschieden, was das religiöse Gefühl des Lesers beleidigen mußte. Denn in der ersten Abschrift war eine Anzahl von Stellen, die an der modernen Natur- und Gottesauffassung nicht bloß den Mangel für Phantasie und Gefühl hervorhoben (was ja dichterisch berechtigt war), sondern die positiv herabsetzende oder tadelnde Züge enthielten. Es mußte notwendig verleken, wenn Gott ein „heiliger Barbar“ genannt wurde, der „nach der Geister schrecklichen Gesetzen“ richte, „dessen Augen Thränen nie benecken“ u. dgl. Diese und ähnliche Stellen waren es, die bei vielen Zeitgenossen heftigen Widerspruch, ja Abscheu hervorriefen. Friedrich Leopold von Stolberg erklärte im „Deutschen Museum“, August 1788 (Braun I, 208), er möchte „lieber der Gegenstand des allgemeinen Hohnes sein, als solches Lied gemacht haben, wenn auch ein solches Lied ihm den Ruhm des großen Homers zu geben vermöchte“. Es fehlte nicht viel, daß man den Dichter geradezu des Polytheismus zieh. Dieselben Stellen hatte auch Körner im Auge, als er am 25. April 1788 an den Freund schrieb, er wünsche einige „Aus-

fälle“ weg, welche „zum Wert des Gedichts nicht beitragen“ und ihm „ein Ansehen von Bravour geben“, dessen Schiller „nicht bedürfe, um seine Arbeiten zu würzen“. Er fügt hinzu: „Ich wünschte mir dein Talent, um ein Gegenstück zu machen.“ Dies hat wirklich Franz von Kleist im „Deutschen Merkur“ 1789 (III, 113): „Lob des einzigen Gottes, ein Gegenstück zu Schillers Gedicht ‚Die Götter Griechenlands‘“, ein poetisch unbedeutendes Erzeugnis, welches zu seinem Sprachschatz außer Schillers Gedicht vornehmlich Bürgers „Hohes Lied von der Einzigkeit“ benutzt. Ebenso von Venkowitz in „Archenholz“ „Litteratur- und Völkerkunde“, September 1789. — Dagegen wurde Schiller verteidigt von J. J. Stolz, einem schweizerischen Pfarrer, der nur den „heiligen Barbaren“ anstößig fand, und in einer Anzeige der Stolzschen Besprechung in der „Allgemeinen Litteraturzeitung“, April 1792 (Braun I, 332).

Die einzige Stelle, die auch in der neuen Fassung Anstoß erregen kann, ist der Anfang von Strophe 13, namentlich B. 99: „Einen zu bereichern unter allen“, da hierdurch der unendliche eine Gott auf eine Stufe mit jenen menschenähnlichen Bildern der Phantasie gerückt wird. Viel stärker freilich trat dies in der unterdrückten Strophe (23) hervor, wo es hieß, daß jetzt „ein anderer in des Athers Reichen auf Saturnus‘ umgestürztem Thron herrsche“. Wenn Gott ebendorf „freundlos“ genannt und von ihm gesagt wurde, „er sehe in dem langen Strom der Zeiten ewig nur sein eignes Bild“, so ist bemerkenswert, daß Schiller in der Schlußstrophe von Gedicht 21 („Die Freundschaft“) genau denselben Gedanken, weit wahrer und tiefer, gerade als das Höchste und Herrlichste der Gottesidee hervorhob. Richtiger war in Strophe 24 das Verhältnis bezeichnet: „Bürger des Olymps konnt’ ich erreichen — Was ist neben dir der höchste Geist?“ ic. Aber auch diese Zeilen wurden mit Recht gestrichen. Höchst kurzfichtig ist es, daß nicht wenige neuere Beurteiler (Hoffmeister, Biehoff, Dünher) Schillers bewunderungswürdigen Takt bei dieser Umarbeitung verkennen oder gar der früheren Fassung des Gedichts den Vorzug geben. — B. 8 steht wörtlich so in Bürgers „Nachtfeier der Venus“. Bgl. zu Ged. 12 (S. 317).

34. Einer jungen Freundin ins Stammbuch (S. 72). Ursprünglich unterm 3. April 1788 in das Stammbuch Charlottes geschrieben, als sich diese eine Zeitlang am Hofe zu Weimar aufhielt.

35. Die berühmte Frau (S. 73). Zuerst erwähnt im Brief an Körner vom 12. Juni 1788 (Jonas II, 75). Über die Veranlassung ist nichts bekannt. W. Fielitz führt einen Brief Lottens von Lengefeld an Schiller vom 2. Dezember 1788 an, worin sie von Sophie von La Roche spricht,

deren Unkunst in Weimar man erwartet hatte: „Wenn Sie noch bei uns wären“, fährt sie dann fort, „könnte es geschehen; sie würde sich gern für Ihr schönes Bild bedanken.“ Dies „Bild“ wäre dann eben unser Gedicht. Doch ist die Vermutung sehr unsicher.

36. **Die Künstler** (S. 78). Erste Erwähnung des Gedichts im Brief an Körner vom 20. Oktober 1788 (Jonas II, 132). Am Vorabend seines Geburtstages las er es den Schwestern Charlotte von Lengefeld und Karoline von Beulwitz vor. Am 12. Januar 1789 schickte er das fertige Gedicht an Körner, doch betrug es (nach dem Brief vom 25. Februar 1789) etwa nur ein Drittel des späteren Umfangs und begann mit den Versen, die jetzt „Die Macht des Gesanges“ eröffnen. Er hatte schon viel darin gestrichen, weil es ihm zu sehr anschwoll. Körner beschwore ihn, dem Gedicht ja „den Grad von Vollendung zu geben, den es verdiente“. Am 2. Februar 1789 schreibt Schiller: „Die Künstler“ habe ich seit gestern und vorgestern wieder vor, und was sie heute nicht werden, werden sie nie.“ Aber die Hauptumarbeitung sollte nun erst kommen, und zwar durch den Einfluß Wielands, dem Schiller das Gedicht für seinen „Merkur“ geben wollte. Seine Einwirkung ist an zwei Stellen sehr bedeutend: erstens da, wo von der Wiederauflebung der Künste die Rede ist. Hier fügte Schiller (Brief an Körner vom 9. Februar 1789) „ein ganz neues Glied“ ein; Wieland nämlich habe den Gedanken ausgesprochen, daß die Kunst nicht bloß zur Kultur führe, sondern auch selbst die höchste Vollendung aller geistigen Bildung sei: „Wenn ein wissenschaftliches Ganze über ein Ganzes der Kunst sich erhebe, so sei es nur in dem Falle, wenn es selbst ein Kunstwerk werde.“ Sehr bezeichnend fährt er fort: „Es ist sehr vieles an dieser Vorstellung wahr, und für mein Gedicht vollenδ wahr genug. Zugleich schien diese Idee schon in meinem Gedichte unentwickelt zu liegen und nur der Heraushebung noch zu bedürfen. Dieses ist nun geschehen.“ Hiernach sind damals die Strophen 26—28 (V. 383—442) eingeschaltet worden. Auch sonst hatte er wichtige Änderungen vorgenommen, namentlich die „Hauptidee des Ganzen“, die „Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit“ nun erst zur „herrschenden und im eigentlichen Verstande zur Einheit“ gemacht, die er „dem Leser von allen Seiten ins Gesicht spielen“ lasse. „Ich bin doch gar sehr begierig“, ruft er aus, „was du nun zu den Künstlern sagen wirst, wenn du sie wieder zu Gesichte bekommst.“ Aber Körner bekam sie in dieser Form nicht zu sehen. Denn inzwischen erfolgte die zweite Unterredung mit Wieland, die eine noch größere Umwälzung hervorbrachte. An Lotte (12. Februar) heißt es: „Einige vorher sehr wert gehaltene Strophen

ekelten mich an", und an Körner (25. Februar) berichtet er, er habe das Gedicht fast ganz durcheinander geworfen, und der Freund werde sich über das „Jüngste Gericht“ wundern, das darüber gehalten worden sei. „Eine ganze Kette neuer Strophen, die zum Inhalt haben, das zu beweisen, was in der vorigen Edition ganz beweislos hin geworfen war, ist nunmehr eingeschaltet.“ Es handle sich um den Ursprung und Fortgang der Kunst und um die Art, wie sich aus der Kunst die übrige wissenschaftliche und fittliche Bildung entwickelt habe. Danach ist nun erst der ganze Abschnitt Strophe 9—21 (V. 108—315) entstanden, der uns heute der Hauptteil des Ganzen dünkt, und dazu wohl auch Strophe 22, da nach der Unterbrechung eine neue Apostrophe an die Künstler notwendig wurde. Das sind zusammen 14 Strophen, und dieselbe Zahl nennt in der That Schiller in dem Brief vom 12. Februar an Lotte (Jonas II, 230). Es würden sich also als die ursprünglichen Teile, die Körner am 12. Januar erhielt, herausstellen die Strophen 1—8, 23—25, 29—31, zusammen 193 Verse, während das neu Hinzugekommene 288 Verse beträgt. Schiller schreibt an Körner (25. Februar): „Es beträgt jetzt dreimal so viel, als du gelesen hast, und Verschiedenes, was du gelesen hast, ist weg, so daß du über zweihundert neue Verse finden wirst.“ Das stimmt hiernach so gut, als man es bei solchen Angaben erwarten kann. Körner war über Schillers Eifer und Ausdauer sehr erfreut. „Meine Erwartung“, schreibt er am 18. Februar, „wird immer mehr gespannt. Es kann dein erstes klassisches Produkt werden. Du kannst künftig alle jetzt lebenden Dichter Deutschlands auf fordern, ein Pendant dazu zu liefern.“ Gelesen hat er es erst wieder, als es gedruckt war (Anfang März), so daß seine weiteren Bemerkungen auf die Gestaltung keinen Einfluß mehr hatten. Er setzte es über alle bisherigen Gedichte Schillers. Auf einzelne Bedenken antwortete Schiller eingehend unterm 30. März (Jonas II, 265). — Von öffentlichen Besprechungen des Gedichts ist besonders erwähnenswert die von A. W. Schlegel in Bürgers „Akademie der schönen Künste“ 1791, die sehr eingehend und von Anerkennung und Bewunderung voll ist. (A. W. v. Schlegels Sämtliche Werke, Bd. VII, Leipzig 1846, S. 3 ff.). — Als Schiller 1793 eine Ausgabe seiner Gedichte bearbeitete, fühlte er sich von den „Künstlern“, obwohl er „noch sehr viel philosophisch Richtiges“ darin fand, doch „gar zu wenig befriedigt“ (Brief an Körner, 27. Mai 1793). Dies Urteil erklärt sich aus der raschen Entwicklung des Dichters gerade in dieser Zeit. Bei der Herausgabe seiner Gedichte ließ er das Gedicht beim ersten Bande (1800) ganz fort, in den zweiten dagegen (1803) nahm er es unverändert auf. — Zum ein-

zelnien: B. 15. „Des Lebens über Strand“ steht in ganz ähnlichem Sinne bei Lessing, „Nathan“ V, 3. — B. 18. Bgl. in der Abhandlung „Von dem moralischen Nutzen ästhetischer Sitten“ (1796): „Alle jene rohen Begierden, die sich der Ausübung des Guten oft so hartnäckig und stürmisch entgegensetzen, sind durch den Geschmack aus dem Gemüte verwiesen“ rc. — B. 60. Bgl. Ovid, Metamorphosen II, 40, wo der Sonnengott den Strahlenkranz vom Haupte nimmt, damit sein Sohn Phaethon seinen Anblick ertragen könne. — B. 103 ff. Bgl. den 24. Brief über ästhetische Erziehung, wo es von dem Wilden heißt: „Umsonst lässt die Natur ihre reiche Mannigfaltigkeit an seinen Sinnen vorbeigehen. Er sieht in der herrlichen Fülle der Natur nichts als seine Beute, in ihrer Macht und Größe nichts als seine Feinde. Entweder er stürzt auf die Gegenstände und will sie in sich reißen [vgl. Vers 177] in der Begierde, oder die Gegenstände dringen zerstörend auf ihn ein, und er stößt sie von sich mit Verabscheuung. In dieser dumpfen Beschränkung irrt er durch das nachtvolle Leben.“ — B. 187 f. Anklang an Ovids Verse („Metamorphosen“ I, 85): „Os homini sublime dedit caelumque tueri iussit et erectos ad sidera tollere vultus“, die Schiller schon als Motto auf seine akademische Abhandlung („Über den Zusammenhang der tierischen Natur“ rc.) gesetzt hatte. — B. 225 ff. Bgl. Goethe, Vorspiel zum „Faust“: „Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge Gleichgültig drehend auf die Spindel zwingt“ rc. — B. 252. Schiller an Körner 30. März 1789: „Ich habe an dieser Stelle ein Gleichnis Ossians in Gedanken gehabt und zu veredeln gesucht. Ossian sagt von einem, der dem Tode nahe war: Der Tod stand hinter ihm, wie die schwarze Hälfe des Mondes hinter seinem silbernen Horne.“ — B. 281. Der Zusammenhang verlangt durchaus als Subjekt in „die sie ihm geliehn“ die Kunst, was aber grammatisch unmöglich ist. Alles wäre in klarer Ordnung, wenn man statt „sie“ schriebe „ihr“, d. h. die Künstler, die ja auch B. 275 angeredet sind. — B. 335. Bgl. „Don Karlos“ III, 10: „Ihn, den Künstler, wird man nicht gewahr.“ — B. 344. Bgl. Goethes erstes Epigramm aus Benedig: „Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben rc. So überwältigt Fülle den Tod.“ Beides geht zurück auf Herders Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet“, vornehmlich im 9. Brief (Suphan 15, 467). — B. 404. Bgl. Rückerts „Weisheit des Brahmanen“ 19, 7: „Was wär' ein rechter Mann? der mit dem Kern sich nährte der ganzen Wissenschaft und den zur Kunst verklärte.“

37. In das Foliofliambbuch eines Kunstsfreundes (S. 95). Erst gedruckt im „Morgenblatt“ 1808. Die Zeit der Abfassung ist un-

sicher. Goedeke vermutet, daß das Gedicht während Schillers Aufenthalt in Stuttgart entstanden und für den Stuttgarter Kaufmann und Kunstmfreund Napp bestimmt gewesen sei. Für diese Zeit spricht auch die äußere Form. Die Freiheit in Verslänge und Reimstellung (wie sie sich z. B. in den „Künstlern“ findet) hat Schiller einige Male in kleineren Gedichten lehrhaften Tones angewendet (so Gedicht 38, 48, 57, 155), nach 1796 aber niemals wieder. Danach ist Hoffmeisters Vermutung, daß Gedicht sei 1804 entstanden, sehr unwahrscheinlich.

38. **Poesie des Lebens** (S. 95). An Goethe, 12. Juni 1795: „Der Übergang von einem Geschäft war mir von jeher ein harter Stand, und jetzt vollends, wo ich von Metaphysik zu Gedichten hinüberspringen soll. Indessen habe ich mir so gut es geht eine Brücke gebaut und mache den Anfang mit einer gereimten Epistel, welche ‚Poesie des Lebens‘ überschrieben ist und also, wie Sie sehen, an die Materie, die ich verlassen habe, grenzt.“ — Es kann sein, daß in den einleitenden Strophen der „Künstler“ ursprünglich der Gedanke unseres Gedichtes noch mehr zum Ausdruck kam. Vgl. Brief an Körner vom 22. Januar 1789 (Jonas II, S. 210).

39. **Die Macht des Gesanges** (S. 96). Die Eingangsverse stammen aus der ersten Auffassung der „Künstler“ von 1788 (vgl. Körner an Schiller, 2. September 1795). — Das Bild der dritten Strophe, welche Schiller für die beste des Gedichtes erklärte, erinnert an das 24. Buch der „Ilias“, wo der Eindruck, den das plötzliche Erscheinen des greisen Priamos auf Achill macht, so beschrieben wird: „Wie wenn ein Mann, mit schwerer Blutschuld belastet, in die Fremde flieht und unerwartet in das Haus eines begüterten Mannes tritt, wie dann alle verstummen und voll Staunen auf ihn blicken, so staunte Achill“ *sc.*

41. **Odyssäus** (S. 98). Herder rühmte die „hohe Simplizität“ dieses Epigrammes, um das er Schiller bencide. — Man kann in Odyssäus das Bild eines Menschen finden, der ein lange erstrebtes, endlich erreichtes Ziel aus irgend einem Grunde anfangs verkennt, weil ja (nach den Worten des Pfarrers in „Hermann und Dorothea“) oftmals „die Erfüllung nicht die Gestalt des Wunsches hat“. Aber wenn Dünzer die Vergleichung des Gedichtes schief findet, so kann dieser Tadel doch nur den von ihm selbst hineingelegten Gedanken treffen, denn der Dichter macht gar keine Vergleichung (also auch gewiß keine schiefen), sondern gibt nur den ergreifenden Eindruck wieder, den der Leser des 13. Buches der Odyssäe empfindet.

44. **Der Tanz** (S. 99). Zu dem Namen „Nemesis“, B. 25, vgl.

Herders Abhandlung „Nemesis“, worin diese als die „Göttin des Maßes und Einhaltes“ bezeichnet wird.

45. **Spruch des Konfucius** (S. 100). Ob ein bestimmter Spruch des chines. Weisen Konfutse (um 500 v. Chr.) zu Grunde liege, ist nicht bekannt.

48. **Pegasus im Joche** (S. 101). Wilhelm von Humboldt an Schiller, 18. August 1795: „Der ‚Pegasus‘ hat mich überrascht und ist Ihnen göttlich gelungen. Ich kannte Sie in dieser Gattung noch nicht.“ Auch Körner lobt das Gedicht (2. Sept. 1795), nur wollte ihm die Erscheinung Apolls nicht gefallen, ‚er würde anders schließen, etwa mit dem Hungertode des Pegasus.‘ Aber Schiller erwiderte: „Apoll ist darin eine unentbehrliche Figur, und der Hungertod würde zu platt endigen. Aber das ist eine gegründete Kritik, daß die Moral des Stücks im Munde Apolls wegbleiben sollte.“ Er werde jetzt da endigen, wo Apoll das Pferd besteige. Der Schluß lautete hinnach ursprünglich anders, den Wortlaut wissen wir nicht. — Streicher sagt in „Schillers Flucht von Stuttgart“, S. 126: „Ohne eigene Erfahrung hätte Schiller in späterer Zeit seinen poetischen Lebenslauf in der herrlichen Dichtung ‚Pegasus im Joche‘ unmöglich so getreu darstellen, so natürlich zeichnen können, daß derjenige, der mit seinen Verhältnissen vertraut war, recht wohl die Vorfälle deuten kann, auf die es sich bezieht.“

50. **Die Johanniter** (S. 104). Schiller hat zu Niethammers Bearbeitung der „Histoire des Chevaliers de Rhode et aujourd’hui de Malte“ von René Aubert de Vertot (1726) eine Vorrede geschrieben (1792), worin es heißt: „Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit diese Heldenchar heimkehrt und ihre ritterlichen Verrichtungen ohne Murren mit dem niedrigen Dienste eines Wärters vertauscht, wenn diese Löwen im Gefechte hier an den Krankenbetten Geduld, Selbstbeherrschung, Barmherzigkeit üben, — wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwert für die Christenheit führte und den zägenden Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, einem ekelhaften Kranken um Gotteswillen die Speise reicht, — wer, der die Ritter des Spitals zu Jerusalem in dieser Gestalt erblickt, kann sich einer innigen Rührung erwehren? — Es ist der christlichen Religion der Vorwurf gemacht worden, daß sie den kriegerischen Mut ihrer Bekenner erstickt und das Feuer der Begeisterung ausgelöscht habe. Dieser Vorwurf, wie glänzend wird er durch das Beispiel der Kreuzheere, durch die glorreichen Thaten des Johanniter- und Templerordens widerlegt!“

53. **Die Ideale** (S. 105). Schiller am 7. Sept. 1795 an Wilhelm von Humboldt, der in dem Gedichte „die gedrängte Fülle, den Schwung, den

raschen Gang" vermißt hatte: „Was Sie über die ‚Ideale‘ urteilen, daß ihnen Stärke und Feuer fehlt, ist sehr wahr, aber es wunderte mich, daß Sie es mir als Fehler anmerken. Die ‚Ideale‘ sind ein klagendes Gedicht, wo eigentlich Gedrängtheit nicht an ihrer Stelle sein würde. — Die Klage ist ihrer Natur nach wortreich und hat immer etwas Erschlaffendes, denn die Kraft kann ja nicht klagen. Überhaupt ist dieses Gedicht mehr als ein Naturlaut (wie Herder es nennen würde) und als eine Stimme des Schmerzens, der künstlich und vergleichungsweise auch formlos ist, zu betrachten. Es ist zu subjektiv (individuell) wahr, um als eigentliche Poesie beurteilt werden zu können, denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfnis, es erleichtert sich von einer Last“ *sc.* Goethe hat bekanntlich von sich gesagt, daß er alles, „was ihn freute oder quälte oder sonst beschäftigte“, in ein Bild, ein Gedicht verwandelt und sich dadurch davon befreit habe; er gibt also genau das als den Charakter seiner eigenen Poesie an, was Schiller hier (im Tone des Tadelns) von unserem Gedicht hervorhebt. Es ist danach sehr erklärlich, daß dies Gedicht gerade Goethes Beifall am meisten fand. Schiller am 7. Sept. 1795 an Humboldt: „Mich amüsiert der sonderbare Widerspruch zwischen euch vier Kunstrichtern, Goethe, Ihnen, Körner und Herder. Jeder hat einen andern Liebling unter meinen Stücken, Goethe die ‚Ideale‘, Körner ‚Natur und Schule‘, Sie, ‚Die Macht des Gesanges‘ („Das Reich der Schatten“ [„Das Ideal und das Leben“] rechne ich hier nicht) und Herder den ‚Tanz‘.“

56. **Der Abend** (S. 109). Humboldt an Schiller, 31. August 1795: „Fast möchte ich, Sie machten auch einmal einen Versuch in den eigentlich lhrischen Silbenmaßen, wie die Klopstockischen und Horazischen sind. Zwar lieb' ich sie im Deutschen gar nicht, aber nur um Sie in allen Gattungen zu sehen.“ — Am 2. Oktober: „Unter Ihren Gedichten sind der ‚Abend‘ und das Schlußgedicht [„Abschied vom Leser“] von sehr großer Schönheit. In dem ersten herrscht ein sehr einfacher und reiner Ton, das Bild malt sich sehr gut vor dem Auge des Lesers, und das Ganze entläßt ihn, wie man sonst nur von Stücken der Griechen und Römer scheidet. Das Silbenmaß ist sehr angenehm, und Sie haben es trefflich behandelt.“ Es ist das einzige Gedicht Schillers dieser Art geblieben (außer einigen Jugendgedichten, z. B. „Der Eroberer“, auch „Die Größe der Welt“, worin er den Reim mit dem antiken Silbenmaße verbindet). Das Versmaß ist von Klopstock erfunden und mehrfach gebraucht, z. B. in der Ode „An Sie“ 1752.

58. **Kolumbus** (S. 110). Schiller in den „Briefen des Julius an Raphael“: „Auf die Unfehlbarkeit seines Kalküls geht der Weltentdecker

Kolumbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meere ein, die fehlende zweite Hälfte zu der bekannten Hemisphäre, die große Insel Atlantis, zu suchen. Er fand sie, diese Insel seines Papiers, und seine Rechnung war richtig. Wäre sie es etwa minder gewesen, wenn ein feindseliger Sturm seine Schiffe zerschmettert oder rückwärts nach ihrer Heimat getrieben hätte?" Aber der Gedanke des Gedichtes ist weit lühner und tiefer. Vgl. Humboldt (Vorerinnerung zum Briefwechsel): „Die Zuversicht in das Vermögen der menschlichen Geisteskraft, gesteigert zu einem dichterischen Bilde, ist in den ‚Kolumbus‘ überschriebenen Distichen ausgedrückt, die zu dem Eigentümlichsten gehören, was Schiller gedichtet hat. Dieser Glaube an die dem Menschen unsichtbare innenwohnende Kraft, die erhabene und tief wahre Ansicht, daß es eine innere geheime Übereinstimmung geben muß zwischen ihr und der das ganze Weltall ordnenden und regierenden, war ein charakteristischer Zug in Schillers Ideensystem.“ — Körner, 27. September 1795: „Unter den kleineren Gedichten ist ‚Kolumbus‘ mein Liebling.“

59. **Würde der Frauen** (S. 110). Großen Beifall fand das Gedicht bei Humboldt und Körner nebst ihren Frauen. Vgl. Humboldts Brief vom 11. September 1795 und Körners vom 14. September.

60. **Abschied vom Leser** (S. 112). Die Strophen bildeten ursprünglich den Abschluß der Gedichte, welche Schiller im „Musenalmanach“ für 1796 veröffentlichte (Nr. 39—60 dieser Ausgabe). Später setzte er sie ans Ende des ersten Teils seiner Gedichte (1800 und 1804), Körner ans Ende der ganzen Sammlung. Doch sind sie hierzu nicht geeignet.

61. **Das Ideal und das Leben** (S. 113). Schiller an Humboldt, 9. August 1795: „Wenn Sie diesen Brief erhalten, liebster Freund, so entfernen Sie alles, was profan ist, und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht. Haben Sie es gelesen, so schließen Sie sich mit der Li [Humboldts Frau] ein und lesen es ihr vor. Es thut mir leid, daß ich es nicht selbst kann, und ich schenke es Ihnen nicht, wenn Sie einmal wieder hier sein werden. Ich gestehe, daß ich nicht wenig mit mir zufrieden bin, und habe ich je die gute Meinung verdient, die Sie von mir haben, so ist es durch diese Arbeit. Um so strenger muß aber auch Ihre Kritik sein. Es mögen sich gegen einzelne Ausdrücke wohl noch Erinnerungen machen lassen, und wirklich war ich selbst bei einigen im Zweifel; auch könnte es leicht sein, daß ein anderer, als Sie und ich, noch einiges deutlicher gesagt wünschte. Aber nur was Ihnen noch zu dunkel scheint, will ich ändern; für die Urmeligkeit kann ich meine Arbeit nicht berechnen. . . . Es ist gewiß, daß die Bestimmtheit der Begriffe dem Geschäft der Einbildungskraft unendlich vorteilhaft ist. Hätte

ich nicht den sauren Weg durch meine Ästhetik geendigt, so würde dieses Gedicht nimmermehr zu der Klarheit und Leichtigkeit in einer so diffizilen Materie gelangt sein, die es wirklich hat.“ Humboldt erwidert am 21. August: „Wie soll ich Ihnen, liebster Freund, für den unbeschreiblichen Genuss danken, den mir Ihr Gedicht gegeben hat? Es hat mich seit dem Tage, an dem ich es empfing, im eigentlichsten Verstände ganz besessen, ich habe nichts anderes gelesen, kaum etwas anderes gedacht“ v. a. W. Schlegel veröffentlichte in der „Jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung“ 1796 eine eingehende Besprechung des Gedichtes (Schlegels Werke, Bd. X, Leipzig 1846, S. 80), die bei großer Anerkennung und Bewunderung den Sinn im ganzen treffend wiedergibt.

Das Gedicht wurde vielfach mißverstanden. „Man deutet es auf den Zustand nach dem Tode“, schreibt Humboldt am 17. November 1795. Dies war mit ein Grund, warum Schiller die ursprüngliche Überschrift „Das Reich der Schatten“ änderte. Er selbst gibt unzweideutig den Grundgedanken in dem Brief an Körner vom 21. September 1795 an: „Der Begriff des uninteressierten Interesse am reinen Schein, ohne alle Rücksicht auf physische oder moralische Resultate, der Begriff einer völligen Abwesenheit einschränkender Bestimmungen und des unendlichen Vermögens im Subjekte des Schönen u. dgl. leiten und herrschen durch das Ganze.“ Körner hatte gemeint, das Verständnis des Gedichtes setze die Kenntnis von Schillers „System“ voraus, wie er es in den „Briefen über ästhetische Erziehung“ entwickelt habe. Dies weist Schiller mit Recht bestimmt zurück: „Darin bin ich nicht Deiner Meinung, daß mein System über das Schöne der notwendige Schlüssel dazu ist. Es harmoniert natürlicherweise damit; aber im übrigen ruht es auf den kurrenten Begriffen.“ — Zu B. 7 u. 8 vgl. „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“, 14. Brief: „Beide Triebe nötigen das Gemüt, jener durch Naturgesetze, dieser durch Gesetze der Vernunft. Wenn wir jemand mit Leidenschaft umfassen, der unserer Verachtung würdig ist, so empfinden wir peinlich die Nötigung der Natur. Wenn wir gegen einen andern feindlich gesinnt sind, der uns Achtung abnötigt, so empfinden wir peinlich die Nötigung der Vernunft. Sobald er aber zugleich unsere Neigung fesselt und unsere Achtung sich erworben, so verschwindet sowohl der Zwang der Empfindung als der Zwang des Gewissens: wir lieben ihn.“ — Zu B. 26 vgl. Brief 15: „Der Gegenstand des sinnlichen Triebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Leben; . . . der Gegenstand des Formtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Gestalt.“ — Zu B. 29 u. 30 vgl. Brief 27: „Mitten in dem

furchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Gesetze baut der ästhetische Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten fröhlichen Reiche des Spiels und des Scheins, worin er dem Menschen die Fesseln aller Verhältnisse abnimmt und ihn von allem, was Zwang heißt, sowohl im Physischen als im Moralischen entbindet.“ Brief 22: „Haben wir uns dem Genuss echter Schönheit dahingegeben, so sind wir in einem solchen Augenblick unserer leidenden und thätigen Kräfte in gleichem Grade Meister. — Diese hohe Gleichmütigkeit und Freiheit des Geistes ist die Stimmung, in der uns ein echtes Kunstwerk entlassen soll.“ Vgl. auch, was Goethe in der „Eueignung“ zu den „Gedichten“ als Wirkung des Schönen auf unser Gemüt schildert:

„Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wollnenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle.“

62. **Der Genius** (S. 119). Humboldt erhielt dies Gedicht (unter der ursprünglichen Überschrift „Natur und Schule“) am 21. August 1795. In seiner Antwort vom 31. August mahnt er Schiller zu größerer Genauigkeit in der äusseren Form. Es seien dies zwar Kleinigkeiten, aber es gebe Menschen, die „lamentierten, daß bloß Voss Hexameter machen könne“. „Ich weiß“, fügt er hinzu, „was ich über die Elegien [Goethes] habe hören müssen.“ Er gibt dann eine ganze Anzahl Beispiele von Fehlern in der Form (teils aus diesem, teils aus den Gedichten: „Der spielende Knabe“, „Ilias“, „Würden“, „An einen Weltverbesserer“), die insgesamt eine andere Lesart voraussehen als die vorliegende, d. h. durchweg von Schiller verbessert worden sind. Dieser schreibt am 7. September: „Wie danke ich Ihnen, daß Sie mir in Rücksicht auf die Hexameter und Pentameter das Gewissen schärfsten.“ Und an denselben Tage an Cotta: „Ich muß Sie bitten, in „Natur und Schule“ die Veränderungen vorzunehmen, die hier folgen. Sollte das Stück schon abgedruckt sein, so müßten Kartons gemacht werden, versteht sich, auf meine Kosten. Es liegt mir allzuviel daran, jene Nachlässigkeiten im Silbenmaß zu verbessern, da Herr Voss sich einbildet, er könne allein Hexameter machen.“

63. **Das verschleierte Bild zu Sais** (S. 121). Schiller in der „Sendung Moses“, als deren Hauptquelle er die Schrift von Br. Decius „Die Hebräischen Mysterien“ (Leipzig 1788) anführt: „Auf einer Pyramide zu Sais fand man die uralte merkwürdige Inschrift: „Ich bin alles, was ist, was war und was sein wird, kein Sterblicher hat meinen Schleier aufgehoben.“ — In dem Innern des Tempels stellten sich dem

Einzuweihenden verschiedene heilige Geräte dar, die einen geheimen Sinn ausdrückten. Unter diesen war eine heilige Lade, die man den Sarg des Serapis nannte. — Keinem als dem Hierophanten war es erlaubt, diesen Kästen aufzudecken oder ihn auch nur zu berühren. Von einem, der die Verwegenheit gehabt hatte, ihn zu eröffnen, wird erzählt, daß er plötzlich wahnsinnig geworden sei.“ — Die Sage beruht auf ähnlicher Anschauung wie die Erzählung vom Baum der Erkenntnis und die mittelalterliche Faustsage, nur daß in diesen beiden Fällen der Trieb nach Genuß einen wesentlichen Beweggrund zur Sünde bildet, während es hier der bloße Trieb nach Wahrheit, „des Wissens heißer Durst“ ist, der den Jüngling zur Schuld führt. Daher konnte es dem Dichter nicht gelingen, einen wirklich klaren, für unser Bewußtsein befriedigenden Sinn in die alte ägyptische Sage zu legen.

64. **Der philosophische Egoist** (S. 123). Zum Gedanken vgl. Rückert, „Vierzeilen, zweites Hundert, 36“:

„Selbst auch Gott, der allgenuge,
Will geliebt von den Menschen sein.
Wähnst du in deiner Selbstheit Trüge
Dir zu genügen, o Mensch, allein?“

66. **Deutsche Treue** (S. 124). J. M. Schmidt, „Geschichte der Deutschen“ III, 536: „Der in deutschen Sitten unerfahrene Papst Johann, dem dieser Überrest altdeutscher Treue und Redlichkeit unbegreiflich vorkam, schrieb hierüber dem König Karl von Frankreich, diese unglaubliche Vertraulichkeit und Freundschaft sei ihm aus Deutschland selbst durch ein Schreiben gemeldet worden.“

67. **Das Höchste** (S. 125). Vgl. die Abhandlung „Etwas über die erste Menschengesellschaft“, wo es heißt: „Der Mensch soll als ein freier, vernünftiger Geist dahin zurückkommen, wovon er als Pflanze und als eine Kreatur des Instinkts ausgegangen war“ ic.

68. **Ilias** (S. 125). W. von Humboldt an Schiller, 31. August 1795: „In der ‚Ilias‘ ist ein großer und sogar historisch wahrer Gedanke sehr glücklich ausgedrückt.“

69. **Unsterblichkeit** (S. 126). In Schillers akademischer Antrittsrede (1789) heißt es zum Schluß: „Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, ... an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschen geschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen.... Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unsterblichkeit meine ich, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte.“

70. **Der Spaziergang** (S. 126). Das Gedicht ist im September 1795

verfaßt, am 21. wurde es an Körner gesandt. — Eine ähnliche Verknüpfung kulturgeschichtlicher Gedanken mit der landschaftlichen Umgebung findet sich in Schillers Bericht „Über den Gartenkalender“, wo er den Weg von Stuttgart nach Hohenheim eine „verfinsterte Geschichte der Gartenkunst“ nennt. Doch finden die wichtigsten Teile der Einkleidung unseres Gedichtes hier keinerlei Anknüpfung; darin hat sich seine Phantasie wohl an Örtlichkeiten aus seiner Jenischen Umgebung angelehnt. — Die frühere Überschrift des Gedichtes in den Horen: „Elegie“, erklärt sich aus der Theorie Schillers in der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“. Bei der Aufnahme in die Gedichte (1800) änderte er die Überschrift, die nur aus jener Theorie verständlich war, und gab dem Gedicht den jetzigen, passenderen Namen. — Zu B. 52. Der überaus treffende Ausdruck „umruht“ steht auch in Matthisons Gedichten, die Schiller 1794 rezensiert hatte, in der „Alpenreise“ (1791): „Wie funkelt der Bäche mäandrische Flut! Wie dämmern die Hügel, von Herden umruht.“ — Zu B. 97. Simonides' Epigramm:

„Ω ξεν', ἀγγελλειν λακεδαιμονίοις, ὅτι τῆδε
κείμεθα τοῖς κείνων ὄρησι πειθόμενοι“

lautet in Ciceros Übersetzung, die Schiller vor Augen hatte:

„Dic, hospes, Spartas nos te hic vidisse jacentes,
dum sanctis patriae legibus obsequimur.“

Zu B. 195 ff. Bgl. was Schiller am 10. September 1789 an Lotte von Lengefeld schreibt: „Wie wohlthätig ist uns diese Identität, dieses gleichförmige Beharren der Natur. — Auf unserer Flucht durch das Leben legen wir jede genossene Lust, jede Gestalt unseres wandelbaren Wesens in ihre treue Hand nieder, und wohlbehalten gibt sie uns die anvertrauten Güter zurück, wenn wir kommen und sie wiederfordern.“ — Zu B. 200. Bgl. die Worte der Mutter in „Hermann und Dorothea“, nachdem sie von den Schrecken des Brandes vor zwanzig Jahren erzählt hat: „Allein die Sonne ging wieder herrlicher auf als je und flößte mir Mut in die Seele.“ Ähnlich heißt es am Schluß von Goethes Elegie „Euphrosyne“: „Die nächtlichen Thränen fließen, und über dem Walde kündet der Morgen sich an.“ Schiller in der Abhandlung „Über das Erhabene“: „Von den großen Gestalten der Natur umgeben, extragt er das Kleine in seiner Denkart nicht mehr. Wer weiß, wie manchen Lichtgedanken oder Heldenentschluß, den kein Studiererler und kein Gesellschaftssaal zur Welt gebracht haben möchte, nicht schon dieser mutige Streit des Gemüts mit dem großen Naturgeist auf einem Spaziergang gebar?“

71. **Die Teilung der Erde** (S. 133). Am 16. Oktober 1795 sandte Schiller dies und „Die Weltweisen“ (Nr. 72) an Goethe, der im Auftrage des Herzogs nach Frankfurt hatte gehen sollen und sich noch auf der Reise befand: „Hier erhalten Sie einige Schnurren von mir. „Die Teilung der Erde“ hätten Sie billig in Frankfurt auf der Zeile vom Fenster aus lesen sollen, wo eigentlich das Terrain dazu ist.“ Goethe fand beide Gedichte „sehr artig, besonders das Teil des Dichters ganz allerliebst, wahr, treffend und tröstlich“.

75. **Archimedes und der Schüler** (S. 137). Die Schlußworte erinnern an „Jungfrau von Orleans“ III, 7, wo Johanna entrüstet ist, daß der König und die Seinen, während des „Himmels Herrlichkeit sie umleuchte“, in ihr „nichts als das Weib“ erblicken.

76. **Menschliches Wissen** (S. 137). Boxbergers Vermutung, daß dies Gedicht ebenso wie die Botitafeln 27 und 28 gegen Alexander von Humboldt gerichtet sei, ist sehr unwahrscheinlich. Schiller an Goethe, 13. November 1796: „Alexander von Humboldt soll über die Xenien recht entzückt sein, schreibt mir sein Bruder. Das ist doch wieder eine neue Natur, die sich diesen Stoff assimilieren kann.“ Danach war doch schwerlich ein Angriff auf Humboldt in dem Almanach. Erst als Humboldt im März 1797 nach Jena kam und Schiller häufiger mit ihm verkehrte, hat er sich jenes ungünstige Urteil gebildet, das er am 6. August 1797 an Körner ausspricht.

78. **Die Führer des Lebens** (S. 138). Vgl. in der Abhandlung „Über das Erhabene“ (zuerst gedruckt 1801) folgende Umschreibung unseres Gedichtes: „Zwei Genien sind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs Leben gab. Der eine, gesellig und hold, verkürzt uns durch sein munteres Spiel die mühevolle Reise, macht uns die Fesseln der Notwendigkeit leicht und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln und alles Körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntnis der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns, denn nur die Sinnenwelt ist sein Gebiet, und über diese hinaus kann ihn sein irdischer Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der andere hinzu, ernst und schweigend, und mit starkem Arm trägt er uns über die schwindliche Tiefe. In dem ersten dieser Genien erkennt man das Gefühl des Schönen, in dem zweiten das Gefühl des Erhabenen.“ — In Ged. 61 („Das Ideal und das Leben“) wird diese erhebende Wirkung dem Schönen zugeschrieben (B. 104: „Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen“). Dieser Begriff steht also dort in umfassendem Sinne, so daß sich das Erhabene ihm

subsumiert, während hier schön im engeren Sinne, gleich anmutig, diesem koordiniert ist.

80. **Zenith und Nadir** (S. 139). Schiller an Cotta, 25. September 1795: „Das kleine Gedicht ‚Zenith und Nadir‘ lassen Sie da einrücken [in die ‚Horen‘], wo eine Abhandlung schließt und noch weißer Raum übrigbleibt. Ich werde Ihnen für diesen Fall künftig mehrere solche Kleinigkeiten von mir im Vorrat senden.“ Der Druck unterblieb aber, wie es scheint, bloß durch Zufall, und so wurde das Gedicht erst im zweiten Bande der „Gedichte“ 1803 gedruckt. — Zum Gedanken vgl. den Brief an Huber vom 5. Oktober 1785 (Jonas I, 270). Ähnlich ist Rückerts Gedicht „Trieb nach oben und unten“: „Mit deinem Wipfel reich‘ ins Licht und laß die Wurzel trinken.“

82. **Pompeji und Herkulanium** (S. 141). Schiller an Goethe, 8. August 1796: „Haben Sie nicht eine Schrift über die Herkulanischen Entdeckungen? Ich bin jetzt gerade einiger Details bedürftig. Schon in Voltmanns Geschichte findet man, glaube ich, mehreres davon.“ Am 10. August schickt ihm Goethe Voltmanns „Historisch kritische Nachrichten von Italien. 1777“ und empfiehlt ihm noch ein Buch von Don Marcello Venuti, das er in Jena haben könne. — Am 12. August schreibt Schiller: „Ich bin heute in ein Gedicht hineingeraten, worüber ich den Botentag rein vergessen habe.“ — In diesen Tagen also ist unser Gedicht entstanden. Dagegen spricht nur scheinbar der Umstand, daß es bereits auf dem ersten Bogen des „Almanachs“ steht, der schon Ende Juli fertig gedruckt war. Vgl. Jonas, „Über die Abschaffungszeit Schillerscher Gedichte“ im „Archiv für Litteraturgeschichte“ X, 143.

89. **Quelle der Verjüngung** (S. 148). In der Beurteilung von Bürgers Gedichten hebt Schiller hervor, daß durch die Poesie der Geist „der Erstarrung eines frühzeitigen Alters entgehe“.

90. **Die Geschlechter** (S. 148). Zu B. 6 vgl. Goethe im „Eislauf“: „Nur aus vollendetem Kraft blicket die Unmut hervor.“

93. **Der Genius mit der umgekehrten Fädel** (S. 150). In ganz anderer Tonart als hier spricht Schiller von dem Genius Ged. 33, 66 ff.

100. **Der griechische Genius** (S. 152). Schiller an Goethe, 2. Januar 1795: „Es ist etwas so äußerst Seltenes, daß ein Mann wie Meher Gelegenheit hat, die Kunst in Italien zu studieren, oder daß einer, der diese Gelegenheit hat, gerade ein Meher ist.“

105. **Dithyrambe** (S. 153). Die erste Gestalt dieses Gedichtes in Distichen ist jetzt in der Xenienausgabe von Erich Schmidt und Suphan (Schriften der Goethe-Gesellschaft, Band VIII, S. 62) veröffentlicht worden.

108. **Dotirtafeln** (S. 155). — 2. **Die verschiedene Bestimmung.**

Vgl. im „Geisterseher“: „Wie viele Keime und Embryonen, die die Natur mit soviel Kunst und Sorgfalt zum künftigen Leben zusammensetzte, werden wieder in das Elementarreich aufgelöst, ohne je zur Entwicklung zu gedeihen.“ — Zu dem Ausdruck „Element“ vgl. Goethe, „Dauer im Wechsel“: „Und so eilt's zum Element“. Mit dem ganzen Gedanken vgl. Goethe, „Weissagungen des Batis“, 25, und „Faust“, 2. Teil, Schluß des 3. Aktes. — 3. **Das Belebende.** Vgl. Abhandlung „Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen“: „Es ist mit den Schöpfungen des Geistes wie mit organischen Bildungen: nur aus der Blüte geht die Frucht hervor.“ — 4. **Zweierlei Wirkungsarten** und 5. **Unterschied der Stände.** Zu beiden Epigrammen vgl. „Wilhelm Meister“ V, 3, wo Wilhelm in dem Briefe an Werner ausführt, nur der „Edelmann“ könne seine Persönlichkeit ausbilden, der „Bürger“ nicht. Jener, heißt es, muß „mit seiner Figur, mit seiner Person, sei es bei Hofe oder bei der Armee, bezahlen.“ Der Bürger dagegen „darf nicht fragen: „wer bist du?“ sondern nur: „was hast du?“ ... „Wenn der Edelmann durch die Darstellung seiner Person alles gibt, so gibt der Bürger durch seine Persönlichkeit nichts und soll nichts geben.“ Jener soll „thun und wirken“, dieser soll „leisten und schaffen“, jener „darf und soll scheinen, dieser soll nur sein, und was er scheinen will, ist lächerlich und abgeschmackt“ sc. — 8. **Mitteilung.** Vgl. „Über Matthisons Gedichte“: „Es ist niemals der Stoff, sondern nur die Behandlungsweise, was den Dichter und Künstler macht.“ — 15. **Pflicht für jeden.** Dies Distichon, und ebenso 16, 42 und Gedicht 128 hat auch Goethe unter „Herbst“ in seine Gedichte aufgenommen. — 18. **An die Mystiker.** Vgl. die Worte in Goethes „Faust“: „Geheimnisvoll am lichten Tag läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben“, sowie „Und webt in ewigem Geheimnis unsichtbar, sichtbar neben dir.“ — 19. **Der Schlüssel.** Vgl. Goethe, „Tasso“ II, 3:

„Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes
Erkennen, denn er mißt nach eignem Maß
Sich bald zu klein und leider oft zu groß.
Der Mensch erkennt sich nur im Menschen.“ —

22. **Die Übereinstimmung.** Schiller an Goethe, 23. August 1794, von dem „spekulativen“ und „intuitiven“ Geist: „Sucht der erste mit lebendigem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbstthätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden.“ — 23.

Politische Lehre. Vgl. „Über das Erhabene“: „Dass das Vorhandene schön und gut sei, können wir fordern; dass das Schöne und Gute vorhanden sei, bloß wünschen.“ — 27. **An die Astronomen.** Vgl. „Über das Erhabene“: „Der Anblick unbegrenzter Fernen und unabsehbarer Höhen, der weite Ozean zu seinen Füßen und der größere Ozean über ihm entzücken seinen Geist der engen Sphäre des Wirklichen. Aber an das absolut Große in uns selbst kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenlosigkeit nicht reichen.“ Übrigens ist die Abneigung gegen die Astronomen und ihren Gegenstand, die in diesem und dem folgenden Epigramm sowie in Gedicht 76 hervortritt, wohl eine Art Rückenschlag gegen frühere Überschätzung; denn in seinen Jugendgedichten schwelgt Schillers Phantasie mit Vorliebe in Bildern aus diesem Gebiete. — 29. **Der beste Staat.** Bei Thukydides: „Peloponnesischer Krieg“ II, 45, sagt Perikles: „Die Frau hat den besten Ruhm, von der unter Männern möglichst wenig, im Guten wie im Bösen, die Rede ist.“ Vgl. „Briefe der Ninon de l'Enclos an den Marquis von Sévigné“ 1750, S. 114: „La plus honnête femme est, selon eux, celle, dont on ne parle point.“ — 34. **Schöne Individualität.** Eine schöne Natur nennt Schiller auch sonst, vornehmlich in den Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“, eine solche Natur, in der die Neigung des Herzens mit der Forderung der Vernunft übereinstimmt. — 36. **Die Mannigfaltigkeit.** Vgl. 4. Brief „Über die ästhetische Erziehung“: „Einheit fordert zwar die Vernunft, aber die Natur Mannigfaltigkeit.“ — 38. **Der Genius.** Vgl. „Über naive und sentimentalische Dichtung“: „Nur dem Genius ist es gegeben, die Natur zu erweitern, ohne über sie hinauszugehen.“ — 40. **Genialität.** Vgl. „Über naive und sentimentalische Dichtung“: „Mit dieser naiven Unmut drückt das Genie seine erhabensten und tiefsten Gedanken aus; es sind Göttersprüche aus dem Munde eines Kindes.“ — 41. **Die Forscher.** Vgl. Evang. Matth. 26, 55: „Ihr seid ausgegangen als zu einem Mörder mit Schwertern und Stangen, mich zu fangen.“ — 45. **Wahl.** Vgl. „Über Bürgers Gedichte“: „Was den Vortrefflichen gefällt, ist gut, was allen ohne Unterschied gefällt, ist es noch mehr.... Ein Volksdichter unserer Zeit hätte also bloß zwischen dem Allerleichtesten und dem Allerschwersten die Wahl“ ic. — 49. **Der Meister.** Vgl. Voltaires bekanntes Wort: „Le secret d'ennuyer est celui de tout dire.“

109. **Kleinigkeiten** (S. 165). — 1. **Der epische Hexameter.** Vgl. Schlegels Gedicht „Der Hexameter“: „Gleichwie sich dem, der die See durchschifft, auf offener Meerhöh' Kings Horizont ausdehnt“ ic.

112. **Das Subjekt** (S. 167). Das Wort erinnert an den Ausspruch des Theomistokles, die Kunst des Erinnerns würde ihm weit weniger wertvoll sein als die des Vergessens.

114. **Die Triebfedern** (S. 167). Kant bestimmte den Begriff der Pflicht dahin, daß sie „eine Nötigung zu einem ungern genommenen Zwecke“ sei („Metaphysik der Sitten“).

126. **Deutscher Genius** (S. 170). Vgl. Isabeau in der „Jungfrau von Orleans“ II, 2: „Wohl taugt ihr, mit dem Schwerte dreinzuschlagen; der Frante nur weiß Bierliches zu sagen.“

141. **Deutsches Lustspiel** (S. 175). Maximilian Klinger, „Rigaer Theater“ II, 112: „Wir haben in Deutschland noch keine Komödie, obgleich unsre Städte von einheimischen und fremden Thorheiten strochen.“

151. **Die Flüsse** (S. 175). — 1. **Der Rhein**. Die unrichtige Auffassung des Rheins als Grenze gegen Frankreich findet sich auch Gedicht 193. Dass er vielmehr „Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze“ sei, hat erst G. M. Arndt zur Zeit der Wiedererweckung des deutschen Nationalgefühls betont. — 7. **Pleiße**. Vgl. „Über naive und sentimentalische Dichtung“: „Die Musen an der Pleiße bilden einen eigenen läglischen Chor.“

152. **Jeremiade** (S. 177). Wie berechtigt der Spott war, zeigt z. B. Wieland, der in dem Vorbericht zur Ausgabe seiner Werke 1794 schrieb: „Des Verfassers (Wielands) Laufbahn umfaßt beinahe ein halbes Jahrhundert. Er begann sie, da eben die Morgenröte unserer Litteratur vor der aufgehenden Sonne zu schwinden anfing, und er beschließt sie, wie es scheint, mit ihrem Untergange.“ Vgl. Schiller an Goethe, 18. Dezember 1798: „Garve, höre ich, soll gestorben sein. Wieder einer aus dem goldenen Weltalter der Litteratur weniger! wird uns Wieland sagen.“

154. **Shakespeares Schatten** (S. 181). „Odyssee“ XI, 601 (nach der 1. Auflage von Voß' Übersetzung, 1781):

Und nach diesem erblickt' ich die hohe Kraft des Herakles,
Seine Gestalt; denn er selber sei'rt mit den ewigen Göttern ic.
Ringsum schrie wie Vogelgeschrei das Geschrei der gescheuchten
Flatternden Geister um ihn; er stand der graulichen Nacht gleich,
Hielt den entblößten Bogen gespannt und den Pfeil auf der Senne,
Schauete drohend umher und schien beständig zu schnellen.

Zu B. 7 f. vgl. ebenda B. 475 ff.:

Welche noch größere That, Unglüdlicher, wagest du jezo?
Welche Kühnheit, hinab in die Tiefe zu steigen? —
Wegen Teiresias mußt' ich herab, wenn etwa der Seher ic. —

Zu B. 29 ff. Schiller an Goethe, 31. Juli 1796: „Um Iffland nicht wehe zu thun, will ich in dem Dialog mit Shakespear lauter Schrödersche und Koebesche Stücke nennen. Sie sind wohl so gütig und lassen mir das Personal von fünf oder sechs Koebeschen Stücken abschreiben, daß ich darauf anspielen kann.“ Er muß sich aber nachträglich anders besonnen haben und glaubte wohl Ifflands Empfindlichkeit um so weniger zu erregen, als er ja auch sein eignes Stück „Kabale und Liebe“ nicht verschonte.

156. **Die Begegnung** (S. 183). Dies Gedicht und die drei folgenden scheinen ursprünglich als Teile eines größeren Ganzen gedacht gewesen zu sein, vielleicht einer „romantischen Erzählung in Versen“, die Schiller am 5. Oktober 1795 in einem Brief an Humboldt erwähnt, mit dem Zusatz, er habe dazu „schon den rohen Stoff.“ Vgl. an Körner, 29. Februar 1796: „Erst in etlichen Wochen kann ich dazu kommen, den Plan zu einem kleinen romantischen Gedicht in Stanzen vorzunehmen“ rc. Als der Gedanke später aufgegeben wurde, könnten Schiller einzelne Situationen zur Ausführung dieser kleinen Bilder gereizt haben, woraus sich auch die Verschiedenheit des Versmaßes erklärt. Es ist demnach trotz der verschiedenen Veröffentlichungszeit der vier Gedichte wahrscheinlich, daß sie ungefähr gleichzeitig entstanden sind oder wenigstens ihr erster Entwurf zusammengehört.

157. **Das Geheimnis** (S. 184). Zu B. 15 u. 16 vgl. Gedicht 194, 17 u. 18: „Aus den Wolken muß es fallen, aus der Götter Schoß, das Glück“, 173, 14: „Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab!“, 158, 61: „Wie aus himmlischen Höhen die Stunde des Glücks erscheint.“ „Piccolomini“ III, 5: „Aus Himmelshöhen fiel es uns herab.“

158. **Die Erwartung** (S. 185). Vgl. „Braut von Messina“ II, 1, Beatricens Monolog: „Er ist es nicht, es war der Winde Spiel“ rc. „Horch, der lieben Stimme Schall! Nein, es war der Widerhall“ rc. — Zu B. 33. Stellung der Verbalform zwischen beiden Subjekten, wie in „Waltensteins Tod“ II, 3: „Der Waffen dumpfes Rauschen unterbrach, der Runden Ruf, einförmig nur die Stille.“

160. **An Frau Griesbach** (S. 188). Hoffmeister setzte das Gedichtchen ins Jahr 1796. Man muß Goedele recht geben, daß dies in Anbetracht des Alters Karls, der dann erst zwei Jahre alt gewesen wäre, wohl zu früh ist. Äußere Beweise liegen nicht vor. Es könnte also leicht noch ein Jahr später sein.

161. **Die Worte des Glaubens** (S. 189). Zu B. 17 u. 18 vgl. Evang. Matth. 11, 25: „Ich preise dich, Vater, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen offenbaret.“ —

Kant in der Vorrede zu seiner Schrift „Der einzige mögliche Beweisgrund“ sc.: „Die Vorsehung hat nicht gewollt, daß unsere zur Glückseligkeit höchst nötigen Einsichten auf der Spitzfindigkeit seiner Schlüsse beruhen sollten, sondern sie dem natürlichen gemeinen Verstände unmittelbar überliefert.“

163. **Breite und Tiefe** (S. 191). Zu Vers 9 vgl. den 6. Brief über ästhetische Erziehung: „Dadurch allein, daß wir die ganze Energie unsers Geistes in einem Brennpunkte versammeln und unser ganzes Wesen in eine Kraft zusammenziehen, setzen wir dieser einzelnen Kraft gleichsam Flügel an.“

164. **Der Taucher** (S. 191). In Schillers Kalender unterm 14. Juni 1797: „Taucher geendigt.“ — Goethe an Schiller, 10. Juni: „Leben Sie recht wohl und lassen Ihren Taucher je eher je lieber erhaufen! Es ist nicht übel, da ich meine Paare ins Feuer [„Braut von Korinth“] und aus dem Feuer [„Der Gott und die Bajadere“] bringe, daß Ihr Held sich das entgegengesetzte Element aussucht.“ Die Überlieferung der Sage von dem Fischmenschen Nikolaus (Cola Piscis, Pescecola) bei etlichen alten Berichterstattern aus dem 15. bis 17. Jahrhundert findet man bei Goethe. Die ausführlichste Darstellung ist von dem Jesuiten Athanasius Kircher in seinem Werke „Mundus subterraneus“ (1678). Wer der König Friedrich ist, den die Quellen nennen, ist zweifelhaft. Die meisten Erklärer denken an Friedrich II. von Sizilien (gest. 1327) oder Friedrich III. (gest. 1377), manche auch an Kaiser Friedrich II. (gest. 1250). Da aber nach K. Barth („Gegenwart“ 1878, S. 237) schon um 1190 der Troubadour Raimund Jordan den „Nikolaus von Bari“ erwähnt, der „lange Zeit unter den Fischern sich aufhielt“, so ist jedenfalls der Ursprung der Sage noch älter. — Schillers unmittelbare Quelle ist nicht bekannt. Da Goethe das Werk des Athanasius Kircher wahrscheinlich bei seinen naturwissenschaftlichen Studien kennen gelernt hatte, so ist die Vermutung Dünkers nicht unwahrscheinlich, er habe den Stoff, vielleicht ohne sich der Quelle zu erinnern, Schiller in freier Weise mitgeteilt. Schiller schreibt am 7. August 1797 an Goethe, er erfahre aus einem Briefe Herders, daß er in dem Gedicht „bloß einen gewissen Nicolaus Pesce, der dieselbe Geschichte entweder erzählt oder besungen haben muß, veredelnd umgearbeitet habe“, und fragt an, ob Goethe etwa diesen Nicolaus Pesce kenne. Goethe antwortet am 13. August (aus Frankfurt), dieser sei, soweit er sich erinnere, „der Held des Märchens, ein Taucher von Handwerk“. Das klingt alles, als ob Schiller bei Goethe eine genauere Kenntnis der Sage voraussetzte. Er selbst aber kann unmöglich Kirchers Erzählung gelesen

haben, da ihm der Name so völlig fremd ist; ebensowenig auch die Darstellung bei Erasmus Francisci („Ost- und Westindischer, wie auch Sinesischer Lust- und Staatsgarten.“ Nürnberg 1668), wie Ulbrich im „Archiv für Litteraturgeschichte“ Bd. 10, S. 220 vermutet, da auch dort der Held „Fisch-Nicel oder Nillas der Fisch“ heißt. Vgl. auch Ulbrich, „Die Tauchersage in ihrer litterarischen und volkstümlichen Entwicklung“ („Archiv für Litteraturgeschichte“ Bd. 14, S. 69 ff.). — Auf eine poetische Bearbeitung der Sage fünf Jahre vor Schiller hat Boxberger („Archiv“ I, 504) hingewiesen. Sie heißt „Nikolaus der Taucher“ und hat denselben Franz von Kleist zum Verfasser, der oben bei Gedicht 33 als Verfasser eines Gegenstücks zu den „Göttern Griechenlands“ erwähnt wurde. Ihr poetischer Wert ist sehr gering, Schiller hat sie nicht gekannt. — Das Gedicht lehnt sich nirgends in einzelnen Zügen an eine der bekannten Darstellungen an. Das vortreffliche poetische Motiv mit der Königstochter, das dem Ganzen erst die höhere ethische Bedeutung gibt, gehört Schiller allein an. — Zu B. 31. Goethe schreibt aus der Schweiz an Schiller am 25. September 1797: ... „daß der Vers: „es wallet und fiedet und brauset und zischt“ ic. sich bei dem Rheinfall trefflich legitimiert hat; es war mir sehr merkwürdig, wie er die Hauptmomente der ungeheuern Erscheinung in sich begreift.“ Schiller erwidert (6. Oktober): „Ich habe diese Natur nirgends als etwa bei einer Mühle studieren können; aber weil ich Homers Beschreibung von der Charybde genau studierte, so hat mich dieses vielleicht bei der Natur erhalten.“ Bei Homer kommen in Voß' Übersetzung („Odyssee“ XII, 200 ff., 1. Aufl. 1781) folgende Ausdrücke vor, die sich in unserm Gedicht finden: Schlund, hineinschläng, donnerte, Getöse, entstürzten, ihr fiedender Kessel, brausete, spritzte, Dampf, schwarz, Schaum, Schlund des reizenden Strudels, die brandende Flut. — Zu B. 63. „Kiel und Mast“, gerade dieselben beiden Schiffsteile, die in der „Odyssee“ XII, 437 die Charybdis wieder ausspeit. — Zu B. 110. An Körner 21. Juli 1797: „Wegen der purpurnen Finsternis brauchst Du Dir keine Sorge zu machen. — Das Beilwort ist gar nicht müßig; der Taucher sieht wirklich unter der Glasglocke die Lichter grün und die Schatten purpurfarben. Eben darum lasse ich ihn wieder umgekehrt, wenn er aus der Tiefe heraus ist, das Licht rosig nennen, weil diese Erscheinung nach einem vorhergegangenen grünlichen Scheine so erfolgt.“

165. **Der Handschuh** (S. 196). Schiller an Goethe 18. Juni 1797: „Ein kleines Nachstück zum ‚Taucher‘, wozu ich durch eine Anekdote in Saint Foix‘ ‚Essay sur Paris‘ aufgenuntert wurde.“ Schillers

Kalender, 19. Juni 1797: „Handschuh fertig.“ — Saint Foix in seinen „Essais historiques sur Paris“ (1766) nahm die Erzählung aus Brantome, „Dames galantes“, und sie lautet bei ihm: „Un jour que François I s'amusoit à regarder un combat de ses lions, une dame, ayant laissé tomber son gant, dit à De Lorges: ,Si vous voulez, que je croye que vous m'aimez autant que vous me le jurez tous les jours, allez ramasser mon gant‘. De Lorges descend, ramasse le gant au milieu de ces terribles animaux, remonte, le jette au nez de la dame, et depuis, malgré toutes les avances et les agaceries qu'elle lui faisait, ne voulut jamais la voir.“ Dieselbe Geschichte findet sich mit mancherlei Änderungen auch sonst überliefert: so in einer alten spanischen Romanze von Don Manuel und Donna Anna (vgl. Ad. Laun im „Archiv für Litteraturgeschichte“, Bd. 1, S. 507), wo sich zum Schluß die Dame demütigt und so die Liebe des Ritters wieder gewinnt; so in der Erzählung von einem „wendischen Edelmann und einer schönen böhmischen Jungfrau“ (vgl. Erich Schmidt, „Zeitschrift f. deutsch. Alt.“, Bd. 29 [1885], S. 102). Eine bisher unbekannte Darstellung ist mir von Theodor Kükelhaus mitgeteilt worden; sie steht bei dem französischen Geschichts- und Memoirenbeschreiber d'Aubigné (1550—1630) in einem Briefe (Œuvres complètes, Bd. 1, S. 328). Hier ist De Lorges der Vater des tapfern Grafen Montgomery; er hat sich mit Hilfe zweier großen Hunde auf den Löwenkampf eingehübt und damit geprahlt; er bewirbt sich um eine Dame aus einem der vornehmsten Häuser, die ihn aber zurückweist. Dann heißt es weiter: „Un jour que la Cour estoit allée voir quelque combat de lyon, et son gant lui étant tombé en la cour des bestes, dict ainsy à son serviteur: ,Vous qui faites mestier de dompter les lyons, allez moi querir mon gant‘. Lorges empougnant la hallebarde d'un de ses archers, s'y en va, fait retirer le lyon et apporte le gant et en le jettant à terre aux pieds de sa dame, cassa de colere sa hallebarde auprez du gant en disant: ,Vous estes une putain, et s'il y a des lyons en vostre race, que le plus mauvais me combatte sur ce que j'ay dict.“ Dadurch, daß hier der Ritter sich selbst als Löwenbändiger gerühmt hat, wird der Einfall der Dame viel begreiflicher. — Bekannt ist Langbeins poetisch unbedeutendes Gedicht „Die Liebesprobe“, welches denselben Gegenstand behandelt. — Vers 65 lautete ursprünglich wie jetzt; Schiller hatte ihn aber auf ein Bedenken der Frau von Stein geändert (Brief an Frau von Stein, 14. Juli 1797), und daher steht im ersten Druck: „Und der Ritter sich tief verbeugend spricht“. Da jedoch, wie er am 18. Oktober 1797 an Böttiger schreibt, „das Faktum der

Grobheit" überliefert war, und er meinte, „ein deutscher Poet dürfe darin so weit gehen als ein französischer Bel Esprit“, so kehrte er bei der Aufnahme in die Gedichte (1800) mit Recht zu der ursprünglichen Fassung zurück. Auch in der erwähnten spanischen Romanze heißt es schon, sogar noch stärker:

Bringet zwar den Handschuh wieder,
Aber reicht der Dam' ihn nicht,
Sondern schlägt mit zorn'gen Blicken
Ihr damit ins Angesicht.

Bei Vers 11 ff. schwiebte eine Stelle aus „Don Quixote“ vor (2. Teil, 17. Kap.), wo es von einem Löwen, dessen Käfig der Ritter öffnen läßt, heißt: „Er sperrte weitgähnend seinen Rachen auf und streckte die Zunge eine halbe Elle heraus. Hierauf . . . kehrte er sich herum und legte sich still und ruhig wieder hin in seinen Käfig.“

166. **Der Ring des Polykrates** (S. 198). Schillers Kalender, 24. Juni 1797: „Ring des Polykrates fertig“. — Die Geschichte steht bei Herodot, Buch 3, Kap. 39 ff. Vielleicht war sie Schiller nahe getreten aus der Darstellung von Garve, „Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral“ ic. Zweiter Teil. Breslau 1796, S. 51.

167. **Nadowessische Totenklage** (S. 201). In „Johann Carvers Reisen durch die inneren Gegenden von Nordamerika“ (Aus dem Englischen. Hamburg 1780) wird erzählt: „Sobald einer von den Oberhäuptern den Geist aufgibt, so wird der Körper ebenso gekleidet, als er gewöhnlich bei Lebzeiten war, das Gesicht wird bemalt und man setzt ihn auf einer Matte oder einem Felle mitten in der Hütte in eine aufrechte Stellung und legt seine Waffen neben ihn.“ Vgl. auch die Totenklage S. 333: „Wohin ist der Atem geslohen, der noch vor etlichen Stunden Rauch zum großen Geiste emporblies? — Warum sind diese Füße ohne Bewegung, die noch vor einigen Tagen schneller waren als das Reh auf jenen Gebirgen?“

168. **Ritter Toggenburg** (S. 203). Schillers Kalender, 31. Juli 1797: „Ritter Toggenburg fertig“. — Die Quelle ist nicht bekannt. Die Legende von der heiligen Idda von Tockenburg, welche wegen eines falschen Argwohns von ihrem Gatten verstoßen wurde, hat keine Beziehung mit dem Gedichte. Die Romanze von Otto von Ries, „Das Kloster Wollentwieg“ („Knüttelgedichte“, Altona 1822) und ebenso die jetzt am Rhein verbreitete Sage von „Roland und Hildegunde“, die auf Nonnenwerth und Rolandseck spielt, scheinen erst auf Grund des Schillerischen Gedichtes entstanden zu sein.

169. **Die Kraniche des Ibykus** (S. 205). Ursprünglich hatte Goethe

den Stoff zu einer Ballade benutzen wollen; dieser ist bei Plutarch, bei Suidas, in einem Epigramm des Antipater von Sidon überliefert und wird auch in dem Buche des Thomas Fazelli: „De rebus Siculis“ (das Schiller für seine „Maltheser“ benutzte), und in Erasmus' „Adagia“ (die Goethe bekannt waren) berührt. Woher Goethe ihn kannte, ist ungewiß und auch ohne Belang. Dass Schillern schon bei den Worten aus den „Künstlern“:

Vom Eumenidenchor geschrecket,
Zieht sich der Mord, auch nie entdeckt,
Das Los des Todes aus dem Lied,

der Stoff vorgeschwobt habe, ist, obgleich Wilhelm von Humboldt (Briefw., S. 20) und nach ihm Boxberger u. a. es behauptet haben, durch nichts bewiesen, und das „nie entdeckt“ widerspricht entschieden. — Am 26. Juni 1797 schickt Schiller den Polykrates an Goethe mit dem Hinzufügen: „Es ist ein Gegenstück zu Ihren „Kranichen“.“ Um die Mitte des Juli muss dann Goethe dem Freunde den Stoff zur Bearbeitung überlassen haben. Wie wenig beide noch davon wußten, zeigt ein Brief Goethes an den Gymnasialdirektor Böttiger vom 16. Juli 1797, worin er um nähere Angaben über den Helden und sein Schicksal bittet. Am 28. Juli schreibt Schiller an Goethe, dass „die „Kraniche“ noch ganz bei ihm ruhen“, unterm 11. August heißt es im Kalender: „Dybkus angefangen“, unterm 16.: „Dybkus fertig.“ Damals hatte das Gedicht jedoch noch nicht die gegenwärtige Gestalt gewonnen. Höchst bemerkenswerte Vorschläge von Goethe veranlaßten den Dichter zu wichtigen Ergänzungen (namentlich am Anfang der Ballade) und Änderungen. Vgl. darüber die Briefe: Schillers an Goethe vom 17. August 1797, Goethes Antwort vom 22., Schillers Briefe vom 30. August, 7. und 22. September, und Goethes vom 14. Oktober. Es sind infolge der Bemerkungen Goethes fünf Strophen hinzugekommen, von drei und zum Schluss zwei (19 und 22), Strophe 14 ist außerdem ohne Goethes Anregung noch eingefügt worden. (Natürlich muß dabei auch manches Einzelne für den Übergang geändert worden sein.) Das Gedicht hatte also ursprünglich nur 17 Strophen, wonach Goethes anfängliche Bemerkung, es sei nicht sehr lang, gerechtfertigt erscheint.

Für den Eumenidenchor war Schillers Vorbild insbesondere der Chor in Aischylos' „Eumeniden“ (305 ff.), den er aus W. von Humboldts Übersetzung kannte („Berlische Monatsschrift“. Herausg. von Biester. 1793, August). Am deutlichsten zeigt sich Schillers Anschluß an folgende Worte dieser Übersetzung: „Sinneraubend, herzzer-

rüttend, wahnsinnhauchend, schalle der Hymnus der Erinnen, seelenfesseln, sonder Leier, und des Hörrers Mark verzehrend."

Von Schillers nächstien Freunden war Humboldt von der Ballade sehr begeistert, Körner dagegen warf ihr, sowie auch dem „Ring des Polykrates“, eine gewisse Trockenheit vor, ein Urteil, das bei dem letzteren verständlich, bei unserem Gedicht dagegen recht auffallend ist.

170. **Der Gang nach dem Eisenhammer** (S. 271). Zuerst erwähnt im Briefe Schillers an Goethe vom 22. September 1797. Im Kalender steht am 25. September: „Gang nach dem Eisenhammier fertig“. — Goethe 30. Oktober: „Sie haben kaum etwas mit so glücklichem Humor gemacht, und die retardierende Messe ist von dem besten Effekt.“ Auch Körner schätzte das Gedicht sehr, weniger Humboldt. — Den Stoff fand Schiller in der Novellensammlung von Rétif de la Bretonne, „Les Contemporaines“, von der seine Frau am 9. September einige Bände von Frau von Stein zugeschickt erhielt. Diese Geschichte (dort die 13. Novelle: „La fille garçon“), deren frömmter Held dort Champagne heißt, während der Bösewicht der boshaftest Lakai Bléro ist, stimmt im ganzen wie in einzelnen Zügen so genau mit dem Gedicht überein, daß der Zusammenhang nicht zweifelhaft sein kann. Auch dort wird Champagne zum Hochöfner geschickt, um zu fragen, ob er gethan habe, was der Graf ihm gesagt; auch dort wird hervorgehoben, daß diese Art Leute wild und grausam seien, so daß ihnen der Auftrag herzlich lieb war; Champagne fragt vorher, da er der gnädigen Frau gehöre, bei dieser an und erhält den Auftrag, die Messe zu hören, da sie selbst nicht wohl sei (ein Zug, den Schiller veränderte), mit dem Hinzufügen: „Betet für mich und Euch zugleich.“ Kaum ist er das Dorf zu Ende, als man zur Messe einläutet; da es Sommer ist und niemand zum Ministrieren da ist als schwächliche Greise, übernimmt Champagne die Dienste des Sakristans, reinigt die Sakristei &c. Wie der Graf ihn zurücklehren sieht, gerät er in großes Erstaunen und gewaltigen Zorn. „Wo kommst du her, Halunke?“ sagte er. „Vom Hammer, Thro Hochgräfliche Gnaden.“ — „Hast dich unterwegs also aufgehalten?“ — „Nicht im geringsten weiter, gnädiger Herr, als daß ich die gnädige Frau fragte, ob ich etwa unterwegs was für sie ausrichten könnte; da befahl sie mir, die Messe zu hören und für sie mit zu beten, wenn ich für mich betete, und das hab' ich gethan und für Sie auch“ &c. — Die hier angeführten Worte sind aus der von Goedele mitgeteilten Übersetzung von Mylius: „Die Zeitgenossinnen, vom Verfasser des neuen Abeillard.“ (Erster Band. Berlin 1781.) Doch ist es wahr-

scheinlich, daß Schiller den französischen Text selbst benützte. — Über ältere Überlieferungen der Sage, die mit mancherlei Abänderungen, bald auf französischem, bald auf deutschem, bald auf italienischem Boden, unter König Dionysius dem Gerechten von Portugal (1279—1325) und selbst im Morgenlande spielt, vgl. Dünzer in seinen „Erläuterungen“, Albrecht Weber in den „Monatsberichten der Berliner Akademie“ 1869, auch Rümelin u. a. in der „Gegenwart“ 1878, S. 90 und S. 238. Für Schiller ist dies alles ohne weiteren Belang, da seine alleinige Quelle Rétif ist. Weshalb er die Geschichte nach Savoie verlegt hat, und was ihn zur Wahl der Namen Fridolin und Robert bestimmt hat, wissen wir nicht. Die Sage ähnlichen Inhalts, die sich jetzt bei Zabern, namentlich bei Reinhardsmünster finden soll, wo auch ein Eisenhammer ist, scheint erst auf Grund des Schillerischen Gedichtes und zwar um 1815 durch einen deutschen Offizier dort eingeführt worden zu sein. — Zu B. 71: die eigentlich unrichtige Genetivform „eurer“ und „unsrer“ (für „euer“ und „unser“, gebildet wie „meiner“, „deiner“) braucht Schiller durchweg.

173. **Das Glück** (S. 219). Körner, „Kritische Bemerkungen zum Musenalmanach für 1799“: „Das Glück“ würde ich zur Klasse der Hymnen rechnen. Es ist ein Meisterstück für ein ästhetisches Fest. Nur in einer Stimmung, die für ein solches Fest paßt, kann es von den Einweihen nach Würden geschätzt werden, . . . anstößig für die gewöhnliche Denkart, aber voll tiefen Sinnes für den, der etwas mehr über absoluten und relativen Wert nachgedacht hat. Die Ausführung steht dem Inhalt nicht nach, und ich weiß nicht, ob Du jemals schönere Verse gemacht hast.“ — Zu Vers 2 vgl. Goethe, „Hermann und Dorothea“ 6: „Glücklich, wem doch Mutter Natur die rechte Gestalt gab; denn sie empfiehlet ihn stets, und nirgends ist er ein Fremdling.“

174. **Der Kampf mit dem Drachen** (S. 222). Schillers Kalender, 18. August 1798: „Ritter“ [so hieß ursprünglich das Gedicht] angefangen“. Am 26. August: „Ritter“ fertig“. Am 4. September schickte er das Gedicht an Goethe. Dieser erwidert am 5. September: „Bei dem christlichen Drachen finde ich nichts zu erinnern, er ist sehr schön und zweckmäßig.“ — Den Stoff entnahm der Dichter wahrscheinlich aus Bertot, „Geschichte der Malthefer“, zu dessen deutscher Bearbeitung durch Niethammer er 1792 eine Vorrede geschrieben hatte (vgl. zu Gedicht 50), und die er zu seinen „Malthefern“ benutzt hatte. Hier fand er die Geschichte in allen wesentlichen Zügen überliefert. Sie spielt unter der Regierung des Großmeisters Helion de Villeneuve (1332—46), und der junge Held heißt Dieu-Donné de

Gozon aus Languedoc. Der Aufenthalt des Untiers wird bezeichnet als eine „zwei Meilen von Rhodus gelegene unterirdische Höhle am Rande eines Sumpfes, der seinen Ursprung am Fuße des sogenannten St. Stephansgebirges nahm“. — Neuerdings hat Ulbrich im „Archiv für Litteraturgeschichte“, Bd. 10, S. 228 auf das Buch von Erasmus Francisci: „Neupoliertes Geschicht-, Kunst- und Sittenspiegel ic.“ (Nürnberg 1670) hingewiesen, dessen erste Erzählung unter der Überschrift: „Der kühne Ritter“ ebenfalls eine Darstellung der Sage gibt. Daß Schiller dies Buch gekannt habe, ist nach Goethes Brief vom 13. Jan. 1798, worin er den Francisci erwähnt, nicht unwahrscheinlich; auch zeigen einzelne Züge Übereinstimmung mit Schiller, so die genaue Beschreibung des nachgeahmten Drachenbildes, die Erwähnung des Namens „mal passo“ („Unglückstraße“, 190), auch einzelne Ausdrücke, wie der „gift'ge Hauch“ (215), „Krokolil“ (10), der „eb'ne Plan“ (205). Da jedoch Schillers Kenntnis des Buches von Verto t unbedingt sicher ist, so ist dieses als seine Hauptquelle zu betrachten; wesentliche Verschiedenheiten der beiden Darstellungen liegen übrigens nicht vor. — Die beiden wichtigsten Umgestaltungen Schillers sind erstens die Mitteilung des Kampfes durch die Erzählung des Ritters, was für die dramatische Einheit des Ganzen unentbehrlich war, und zweitens der Schluß, in welchem erst bei Schiller die Selbstbezeugung des Jünglings zum Hebel der Lösung wurde.

175. **Die Bürgschaft** (S. 231). Kalender 27. August 1798: „Bürgschaft angefangen“, 30. August: „Bürgschaft fertig“. — Den Stoff entnahm Schiller, wie er am 4. September an Goethe erwähnt, aus der Fabelsammlung des Hyginus, die ihm Goethe am 16. Dezember 1797 geschickt hatte, weil er eine solche Sammlung poetischer Stoffe gern zur Hand haben wollte. — Von den Motiven, die den Helden zurückhalten, hat Hyginus nur den angeschwollenen Strom, das übrige ist Schillers Erfindung. Er schreibt: „Ich bin neugierig, ob ich alle Hauptmotive, die in dem Stoff lagen, glücklich herausgefunden habe. Denken Sie nach, ob Ihnen noch eines befällt; es ist dies einer von den Fällen, wo man mit großer Deutlichkeit versfahren und beinahe nach Prinzipien erfinden kann.“ Goethe erwidert: „In der Bürgschaft möchte es physiologisch nicht ganz zu passieren sein, daß einer, der sich an einem regnigen Tage aus dem Strome gerettet, vor Durst umkommen will, da er noch ganz nasse Kleider haben mag.“ Das Bedenken ist indes nicht begründet. Es ist bekannt, daß Leute, die nach einem Schiffbruch im Sturm und Regen auf dem Meere umhergetrieben werden, unter dem quälendsten Durst leiden. Auch Tanta-

lus, dem das Wasser bis aus Kinn schlägt, durstet. Wenn Goethe fortfährt: „Aber auch das Wahre abgerechnet und ohne an die Resorption der Haut zu denken, kommt der Phantasie und der Gemütsstimmung der Durst hier nicht ganz recht“, so werden diesem Geschmacksurteil gewiß manche Leser der Ballade zustimmen, andere aber sicherlich nicht. Goethe selbst schließt: „Ein andrer schickliches Motiv, das aus dem Wanderer selbst hervorgeinge, fällt mir freilich zum Erfaß nicht ein. Die beiden andern von außen, durch eine Naturbegebenheit und Menschengewalt, sind recht gut erfunden.“ — Als Schiller die Bractausgabe seiner Gedichte vorbereitete, änderte er den Titel des Gedichtes in „Damon und Pythias“, und Vers 2 „Damon“ statt „Möros“, weil er inzwischen diese von andern Schriftstellern überlieferten Namen statt der bei Hygin gefundenen (Möros und Selinuntius) kennen gelernt hatte, ohne zu wissen, daß „Pythias“ (eigentlich nur ein Frauenname) nichts als eine falsche Lesart für „Phintias“ ist. Mit Unrecht sind diese Änderungen in viele Ausgaben übergegangen, denn da die Bractausgabe wegen Schillers Tod nicht druckfertig wurde, so ist nicht einmal seine letzte Entscheidung sicher. Vgl. Goedele, Bd. 11, S. XIII.

176. **Das Eleusinische Fest** (S. 235). Zu 35 vgl. die Worte der Genesis: „Zum Bilde Gottes schuf er ihn“, und Ovid, „Metamorphosen“ I, 83: „Finxit in effigiem moderantum cuncta deorum“. — 176 wörtlich gleich Gedicht 194, 26. — 201 f. Vgl. Aristoteles’ „Politik“ I, 2: „Was zur Gemeinschaft mit andern entweder unfähig ist oder ihrer, weil es in sich selbst sein volles Genüge findet, gar nicht bedarf, ist entweder ein Tier oder ein Gott.“

180. **Das Lied von der Glode** (S. 245). Karoline von Wolzogen berichtet in ihrer Biographie Schillers: „Lange hatte er das Gedicht in sich getragen und mit uns oft davon gesprochen als von einer Dichtung, von welcher er besondere Wirkung erwartete. Schon bei seinem ersten Aufenthalt in Rudolstadt (1788) ging er oft nach einer Glockengießerei vor der Stadt spazieren, um von diesem Geschäft eine Anschaunung zu gewinnen.“ Ob er damals schon irgend etwas dem jetzigen Gedicht Ähnliches im Sinne hatte, ist freilich mehr als zweifelhaft. Die erste bestimmte Angabe ist erst in einem Briefe an Goethe vom 7. Juli 1797: „Ich bin jetzt an mein Glockengießerlied gegangen und studiere seit gestern in Krünitzens Enzyklopädie, wo ich sehr viel profitiere. Dieses Gedicht liegt mir sehr am Herzen; es wird mir aber mehrere Wochen kosten, weil ich so vielerlei verschiedene Stimmungen dazu brauche und eine große Masse zu bearbeiten ist.“ Goethe muß von dem Plane damals schon wohl unterrichtet gewesen sein, denn er er-

widert Anfang September: „Wenn Sie nur noch für diesen Almanach mit der „Glocke“ zu jande kommen! Denn dieses Gedicht wird eins der vornehmsten und eine besondere Zierde desselben sein.“ Aber andere Arbeiten, namentlich die Balladen, kamen ihm dazwischen, und am 30. August heißt es, er werde Mühe haben, „Stimmung und Zeit für die „Glocke“ zu finden, die noch lange nicht gegossen sei“. Am 22. September schreibt er, er habe die „Glocke“ jetzt liegen lassen müssen, und fügt hinzu: „Ich gestehe, daß mir dieses, da es einmal so sein mußte, nicht so ganz unlieb ist. Denn indem ich diesen Gegenstand noch ein Jahr mit mir herumtrage und warm halte, muß das Gedicht, weil es eigentlich keine kleine Aufgabe ist, erst seine wahre Reife erhalten. Auch ist dieses einmal das Balladenjahr, und das nächste hat schon ziemlich den Anschein, das Liederjahr zu werden, zu welcher Klasse auch die „Glocke“ gehört.“ Goethe erwidert (14. Oktober): „Die Glocke muß nur um desto besser klingen, als das Erz länger im Fluß erhalten und von allen Schlacken gereinigt ist.“ Aber auch das nächste Jahr, das vor allen dem „Wallenstein“ gewidmet war, brachte die Vollendung noch nicht. Erst im September 1799, da ihn der Almanach für 1800 drängte, ging er ernstlich an die Arbeit, und ein Aufenthalt in Nürnberg, wohin er am 4. ging, trug wohl zur Belebung der Stimmung noch bei. In der zweiten Hälfte des Monats vollendete er es und schickte es am 29. zum Druck. — Seine Hauptquelle für alles Technische in dem Gedicht war die obengenannte „Öconomische Encyclopädie“ von J. G. Krünitz, Band 19 (1780), Artikel „Glocke“. — Dasselbst fand er auch S. 99 die Inschrift: „Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango.“ — Von Urteilen der Freunde ist hervorzuheben das Körners, der die „Glocke“ zu den vorzüglichsten Gedichten Schillers rechnete, und das Humboldts im Vorwort zum Briefwechsel, der das Gedicht „die wundervollste Beglaubigung vollendeten Dichtergenies“ nennt.

Zu B. 58 vgl. Maxens Schilderung, „Piccol.“ I, 4: „Ein Fremdling tritt er in sein Eigentum, und schamhaft tritt als Jungfrau ihm entgegen, die er einst an der Amme Brust verließ.“ — 197. Vgl. „Hermann und Dorothea“ 2: „Der Brand lief eilig die Straßen hindurch, erzeugend sich selber den Zugwind.“ — 378. Vielleicht hat Schiller hier an die Sage gedacht, die Pfeffel in seinem Gedicht „Die Fackel“ mit ähnlicher Anwendung wie hier behandelt hat: Während der großen Finsternis in Ägypten habe Pharao eine Fackel auf einem Obelisken aufstecken lassen, die den Einwohnern leuchtete, bis ein Toller sie entwendete und die Stadt damit in Brand stellte.

182. **Die Worte des Wahns** (S. 258), 11 f. Vgl. Rückerts Gedicht „Antäus“, worin er den Riesen ganz ähnlich als Sinnbild des irdischen Schmerzes faßt: wir sollen ihn in die Lüfte heben und „dort mit emporgewandten Blicken im Himmelsäther ihn ersticken“. — 27. Vgl. 1. Korinther 2, 9: „Das kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehört hat, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben.“

183. **An Goethe** (S. 259). Schiller an Goethe am 6. Januar 1800: „Ich habe heut angefangen, an den Prolog quaestorius zu denken, und vielleicht schenkt mir der Himmel eine gute Stimmung, das Gedicht heute, wo nicht zu beendigen, doch fürs erste die Anlage dazu zu machen.“ Am 8. Januar: „Heute denke ich mich zu Hause zu halten und den Versuch zu machen, ob ich meine Stänzen fertig machen kann, damit wir das Publikum mit geladener Flinte bei dem „Mahomet“ erwarten können.“ Am 9. war das Gedicht fertig. Über den Eindruck, den es machte, wissen wir nichts, es ist nicht einmal sicher, ob es bei der Aufführung des „Mahomet“, die am 30. Januar stattfand, wirklich vorgetragen worden ist. — 18. Vgl. Schiller über das Pathetische: „Die Königinnen, Prinzessinnen und Helden eines Corneille und Voltaire vergessen ihren Rang auch im heftigsten Leiden nie und ziehen weit eher ihre Menschheit als ihre Würde aus. Sie gleichen den Königen und Kaisern in den alten Bilderbüchern, die sich mitsamt der Krone zu Bette legen.“ — Zu 41 vgl. die Abhandlung über den Chor (vor der „Braut von Messina“), wo es heißt, die ideale Welt der Kunst solle zwar der wirklichen Welt entsprechen und in sich ebenso übereinstimmend sein wie diese; aber das könne sie eben nur dadurch, daß sie nirgends die Natur selbst zur Darstellung bringe. — 53. Vgl. Prolog zum „Wallenstein“: „Danke ihr's, daß sie die Täuschung, die sie schafft, aufrichtig selbst zerstört.“

188. **Der Antritt des neuen Jahrhunderts** (S. 264). Der Streit um den Termin des Jahrhundertwechsels (ob 1. Januar 1800 oder 1801) wurde lebhaft geführt. Anfänglich hielt Schiller den ersten Tag für den richtigen; er schreibt z. B. am 27. August 1799, es sei ihm für den Musenalmanach der Gedanke an eine neue Art Xenien, für Freunde und würdige Zeitgenossen, gekommen, „wozu der Jahrhundertswechsel einen schödlichen Anlaß“ geben könne. Er begrüßt am 1. Januar 1800 den Freund „zum neuen Jahr und neuen Saculum“, und Goethe schreibt: „Ich war herzlich erfreut, gestern abend mit Ihnen das Jahr und, da wir einmal Neumundneunjiger sind, auch das Jahrhundert zu beschließen.“ Aber später müssen sie das Unhaltbare dieser Annahme eingesehen haben, und eine ganze Anzahl von Briefstücken zeigt ihre

veränderte Ansicht. So wünscht z. B. Schiller am 24. Dezember 1800 dem Freunde Glück, daß er sein Geschäft (die Übersetzung des „Tancred“) „noch im alten Jahrhundert abhun könne“. Die beabsichtigte Säkularfeier war zum 1. Januar 1801 geplant.

189. **Sehnsucht** (S. 265). Das Thal „das der kalte Nebel drückt“, ist dasselbe, was in Ged. 61 „das enge dumpfe Leben“ heißt; die „schönen Hügel“ sind dort „des Ideales Reich“, „der Schönheit Hügel“, „die Freiheit der Gedanken“, „die heitern Regionen“ ic. Der Aufforderung: „Frisch hinein und ohne Wanken!“ entspricht dort: „Werft die Angst des Irdischen von euch!“ Zu dem ganzen Gedanken vgl. auch die Worte des Glaubens und des Wahns (Ged. 161 und 182) sowie den Schluß von Ged. 188.

191. **Hero und Leander** (S. 267). Schillers Kalender vom 17. Juni 1801: „Hero und Leander“ fertig gemacht“. — Goethe, dem er davon geschrieben hatte, antwortete aus Pyrmont: „Auf „Hero und Leander“ bin ich recht neugierig, ich wünschte, Sie hätten mir es mitgeschickt.“ Er hatte nämlich vor Jahren selbst an die Behandlung dieses Stoffes gedacht; Schiller erwähnt am 23. Mai 1796 an Körner, Goethe habe „Hero und Leander“ noch nicht angefangen“. Bekannt war der Stoff beiden Dichtern aus dem späten griechischen Dichter Musäos (etwa im 5. Jahrh. n. Chr.), von dessen Gedicht „Hero und Leander“ 1795 und 1799 deutsche Übersetzungen erschienen waren. Unter Ovids „Heroïden“ findet sich ein Brief Heros an Leander und Leanders an Hero, die Schiller sicherlich auch kannte. — Der Stoff ist von Grillparzer in seinem Schauspiel „Des Meeres und der Liebe Wellen“ dramatisch behandelt worden. — 37. Vgl. Ged. 61, 17. — 66. Derselbe Vers Ged. 189, 6. — 144. Die „öden Reiche“ nach Voß, der in den späteren Ausgaben der Homerübersetzung dafür viel schlechter „im verödeten Reiche der Wasser“ schrieb. — 148. Jl. 7, 62: „Sowie unter dem Wind hinschauert ins Meer ein Gefräusel, und dunklere Flut sich erhebet.“ — Zum Schluß vgl. die Bemerkung zum Schluß des „Spaziergangs“ (Ged. 70).

192. **Parabeln und Rätsel** (S. 275). Diese Gedichte waren für die Aufführungen der von Schiller übersetzten „Turandot“ des italienischen Dichters Gozzi (1722—1806) bestimmt. Das Stück ist zu Schillers Lebzeiten fünfmal in Weimar gegeben worden (30. Januar, 2. Februar, 24. April 1802, 9. März 1803, 11. Januar 1804). Er legte jedesmal neue Rätsel ein; das gibt zusammen 15, nämlich außer den 13, die er selbst in der obigen Reihenfolge in seine Gedichte aufnahm, ein Rätsel von Gozzi (Das Jahr), das er, nur wenig verändert und erweitert, aus

Werthes' Übersetzung aufnahm, und eins, daß ihm Goethe dichtete (Der Schalttag).

Die Auflösungen, soweit sie vorhanden, sind im Text mit abgedruckt; sechs von ihnen sind 1825 beim Brände des Weimarer Theaters zu Grunde gegangen, so daß die Bedeutung der Rätsel nicht urkundlich feststeht. — Zur ersten Aufführung waren außer dem Gozzischen gedichtet 6 und 10, zur zweiten 1, 8 und das Goethesche, zur dritten und vierten 2, 3, 4, 5, 11, 13 (wie diese auf die zwei Aufführungen zu verteilen sind, ist ungewiß, es sind eben die sechs, deren Auflösung und damit ihre Datierung verloren ist), zur fünften 7, 9, 12.

Schiller an Goethe 17. Januar 1802: „Von den Rätseln sende ich das eine, welches ich gestern niedergeschrieben. An die zwei andern will ich heute morgen denken; man kann dergleichen nur rückweise expedieren.“ 1. Februar: „Ich sende Ihnen zwei Rätsel, und wenn Sie glauben, daß sie zu brauchen sind, so wollen wir die drei neuen gegen die alten austauschen. Vielleicht fällt mir auch noch ein besseres ein. Das Ihrige habe ich noch nicht erbrochen, und ich würde glauben, es erraten zu haben, wenn mich die zwei letzten Zeilen nicht irre machten. Ich werde, wenn Sie beikommende Rätsel genehmigen, das Ihrige erbrechen und alsdann die nötigen Worte für Kalaf aufsezzen.“ Goethe antwortete: „Ihre beiden neuen Rätsel haben den schönen Fehler der ersten, besonders des Auges, daß sie entzückte Anschauungen des Gegenstandes enthalten, worauf man fast eine neue Dichtungsart gründen könnte. Das zweite habe ich aufs erste Lesen, das erste aufs zweite Lesen erraten. Meo voto würden Sie den Regenbogen an die erste Stelle setzen, welcher leicht zu erraten, aber erfreulich ist; dann käme meins, welches kahl, aber nicht zu erraten ist; dann der Blitz, welches nicht gleich erraten wird und in jedem Fall einen sehr schönen und hohen Eindruck zurückläßt.“ — Schiller am 10. Januar 1804: „Wie ich nachts nach Hause kam, fiel mir plötzlich ein, daß ich Herrn Genast neue Rätsel zur morgenden Turandot' versprochen, und um doch einigermaßen Wort zu halten, setzte ich mich noch vor Schlafengehen hin, ein paar Ideen dazu in Verse zu bringen.“ — 5. Sommer und Winter. Die gewöhnliche Deutung „Tag und Nacht“ paßt weniger gut, namentlich wegen der beiden letzten Zeilen: man kann nicht so bestimmt von besonderen Gaben des Tages und der Nacht sprechen wie von denen der beiden Jahreszeiten.

193. **Dem Erbprinzen von Weimar** (S. 282). Vgl. Schillers Brief an Körner vom 18. Februar 1802. Goethe dichtete zu derselben Gelegenheit sein Tischlied: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie“.

194. **Die Kunst des Augenblicks** (S. 283). V. 17. Vgl. zu Ged. 157, 15. — 25. Derselbe Gegensatz zwischen dem allmählichen mühsamen Schaffen und dem begeisterten Genießen eines Kunstwerkes wird in Ged. 61 in der 8. u. 9. Strophe dargestellt. Ähnlich auch Ged. 173, 59.

196. **Die vier Weltalter** (S. 286). Körner an Schiller 10. Februar 1802: „In dem Sänger ist eine Stelle, die von den Feinden des Christentums gemißbraucht werden wird. Eine Bitterkeit gegen das Mönchswesen ist bei dem Dichter sehr begreiflich, und in einem dithyrambischen Gesange, wo er seine Ausdrücke nicht abmäßt, kann er zu harten Äußerungen gegen eine Religion hingerissen werden, die nur in ihrer Ausartung eine Störerin der Freude ist. Das erste Wunder, was von ihrem Stifter erzählt wird, war, daß er die Gäste bei einer Hochzeit mit Wein versah. Das Christentum in seiner ursprünglichen Reinheit war gewiß ehrwürdig, und noch in seiner jetzigen Gestalt kann und soll es veredelt werden. Du hast als ein Lieblingsdichter der Nation einen weitverbreiteten Einfluß; daher ist es nicht gleichgültig, wie Du Dich über das Christentum äußerst. Also nimm diese Predigt als Zugabe zum Gesange an.“ Schiller erwidert 18. Februar 1802: „Was Du über die Ausfälle gegen die christliche Religion in meinem Gedicht anmerkst, ist gegründet; auch meinte ich vorzüglich diese Stelle, als ich Dir schrieb, daß dem Gedicht noch die letzte Hand fehle.“ Danach muß Strophe 9 und 10 ursprünglich wesentlich anders gelautet haben. — Zum Gedanken der 4. Strophe vgl. Goethe, Vorspiel zum „Faust“: „Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe, wo es in herrlichen Accorden schlägt?“

197. **Kassandra** (S. 289). Stimmung und Situation unseres Gedichts erinnert an Johannas Monolog in der „Jungfrau von Orleans“ IV, 1: Schilderung des allgemeinen festlichen Jubels, Friede und Freude nach Krieg und Schlacht, und hier wie dort „nur eine traurige Brust“, die an all dem Glück nicht teilnehmen kann. Auch die Sehnsucht nach dem „fröhlich dunkeln Sinn“ der Kindheit ist übereinstimmend; vgl. Kassandras Bitte (61): „Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit“ und „Nimm dein falsch Geschenk zurück“, mit Johannas: „Nimm, ich kann sie nicht verdienen, deine Kronen, nimm sie hin.“ — Zum „Fliehen der Götter“ am Schluß vgl. II. XXII, 213, wo es vom Hector heißt, als sein schicksalgewollter Tod nicht mehr abzuwehren ist: „Es verließ ihn Phöbus Apollon.“

199. **Der Jüngling am Bach** (S. 294). Das Gedicht ist für das 1803 übersetzte Picardsche Lustspiel „Der Parasit“ verfaßt, wo es der junge Karl Firmin für seine vornehme Geliebte, die Tochter des Mi-

nisters, gedichtet hat, die es IV, 4 singt. Es gehört also wie Ged. 156—159 und wie die Lieder aus dem „Wallenstein“ und „Tell“ zur Klasse der Situationslyrik.

200. **Der Pilgrim** (S. 295). Wie lange die Anschauung dieses Gedichts in Schiller gelebt hat, zeigt der Brief an Huber vom 5. Oktober 1785 (Jonas, Bd. 1, S. 271), worin er zum Ausdruck seiner Stimmung Goethes Werther citiert: „Es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft. Ein großes dämmerndes Ganze liegt vor unserer Seele, unsre Empfindung verschwimmt sich darin, und wenn das Dort nun hier wird, ist alles nach wie vor, und unser Herz lechzt nach entschlüpfstem Labsal.“ (Werthers Brief vom 21. Juni, etwas ungenau im Wortlaut.) — Bei dem „Strom“, der den Wanderer von selbst dem Ziele näher zu bringen scheint, darf man etwa an die Wissenschaft (Philosophie) denken, die die Lösung sittlicher und spekulativer Probleme verspricht; dann liegt es nahe, bei dem „Meere“ und seiner „weiten Leere“ an Kants Wort zu erinnern („der einzige mögliche Beweisgrund“ sc., Vorrede): „Man muß sich auf den bodenlosen Abgrund der Metaphysik wagen, ein finsterer Ozean ohne Ufer und ohne Leuchttürme.“

201. **Punschlied** (S. 296). Auch dies und das folgende Gedicht verdanken wie 193, 194, 195, 196 und 204 dem Mittwochskränzchen Goethes ihren Ursprung. — Mit dem Schlussgedanken vgl. Wallensteins Reiterlied (Ged. 177, 39): „Die Jugend brauset, das Leben schäumt, frisch auf, eh' der Geist noch verdüstet!“

203. **Der Graf von Habsburg** (S. 299). Im Kalender, 25. April 1803: „Rudolph von Habsburg fertig“. — Als Quelle gibt Schiller selbst Tschudi (1505—1572) an: „Chronicon Helveticum“, gedruckt 1734 zu Basel, wo die Geschichte unter dem Jahr 1266 erzählt wird. — Zu Vers 3: „König Rudolfs heilige Macht“ nach bekanntem homerischen Sprachgebrauch („Alkinoos' heilige Macht“ u. dgl.). — 45. Vgl. Ev. Joh. 3, 8: „Der Wind bläset, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fähret.“ — 58. Dass er zu Pferd auf die Gemsenjagd geht, ist auffallend. Bei Tschudi steht bloß: „aufs Weidwerk zum Beizen und Jagen“. — 116. Die Schlusszene erinnert an das 8. Buch der „Odysee“, wo Odysseus unerkannt von dem Sänger Demodokos seine eigenen Thaten preisen hört: „Er fasste den großen purpurnen Mantel, zog ihn über das Haupt und verhüllte sein herrliches Antlitz, . . . er verbarg die stürzende Thräne.“ — Vgl. auch Gustav Freytags „Ingo“.

204. **Das Siegesfest** (S. 303). An Goethe 24. Mai 1803: „Das Siegesfest ist die Ausführung einer Idee, die unser Kränzchen mir vor

anderthalb Jahren gegeben hat, weil alle gesellschaftlichen Lieder, die nicht einen poetischen Stoff behandeln, in den platten Ton der Freimaurerlieder versunken. Ich wollte also gleich in das volle Saatfeld der „Ilias“ hineinfallen und mir da holen, was ich nur schleppen konnte.“ — 19. Ähnlich Jl. XVIII, 301 von den gefangenen Troerinnern, sie hätten geweint, „um den Patroklos zum Schein, doch jed' um ihr eigenes Elend“. — 41. Vgl. „Odyssee“ XXIV, 315: „Die schwarze Wolke des Kummers“. — 88. Auch „Odyssee“ XI, 556 heißt Ajax „ein Turm in der Feldschlacht“. — 98. Vielleicht eine Erinnerung an Euripides „Helabe“ 527 ff., wo Neoptolemos am Grabe des Vaters ebenfalls ein Trankopfer darbringt, vor der Opferung der Polyxena. — 133. Mit demselben Beispiel der Niobe, die „sechs Töchter und sechs blühende Söhne“ verloren hatte und dennoch „müde der Thränen“ wieder zur Speise griff, tröstet im 24. Buche der „Ilias“ Achill den unglücklichen Priamos über den Tod seines Sohnes Hektor.

206. **Verglied** (S. 310). Goethe am 26. Januar 1804: „Ihr Gedicht ist ein recht artiger Stieg auf den Gotthard, dem man noch sonst allerhand Deutungen zufügen kann.“ — 21. Der erste Druck (s. Lessarten) und ein vorhandenes Faksimile der Originalhandschrift haben: „Nach Abend und Mittag und Morgen“. Hiernach scheint „Nord“ nicht von Schiller herzurühren; es stimmt nicht zu den übrigen Bezeichnungen und stört die natürliche Reihenfolge der Himmelsgegenden. Sehr wahrscheinlich vermutet Fritz Jonas („Vierteljahrsschrift für Litt.“ I, S. 496): „Nacht, Abend und Mittag und Morgen“.

208. **Der Alpenjäger** (S. 312). Nach dem Kalender schickte Schiller das Gedicht am 5. Juli 1804 an Becker, den Herausgeber des Taschenbuchs, wo es zuerst gedruckt wurde. — Der Stoff ist aus den Schriften von Karl Viktor von Bonstetten. Zürich 1793, S. 118, im 13. Briefe über ein schweizerisches Hirtenland.

209. **Einem Freunde ins Stammbuch** (S. 314). Diese Zeilen schrieb Schiller am 16. März 1805. Sie sind außer seinen Arbeiten am „Demetrius“ das letzte Dichterische, was wir von ihm haben. Es ist ein schöner Zufall, daß sein letztes poetisches Wort „Und so ist ewige Jugend dein Los“ für ihn und seine Werke das treffendste Motto bilden würden.

Lesarten.

Zu Grunde gelegt ist:

G² = Gedichte von Friederich Schiller. Zweite Auflage. Leipzig, bei Crusius. 1804 und 1805. Textfassung von *G²* soweit möglich hier befolgt; daselbst ausgelassene Gedichte eingefügt; unsere Reihenfolge abweichend; vgl. die Einleitung, oben S. 3 ff.

Verglichen wurden:

A = Anthologie auf das Jahr 1782.

G¹ = Gedichte von Friederich Schiller. Erster Teil. Leipzig 1800, bei Crusius. — Zweiter Teil. Leipzig 1803.¹

G³ = Gedichte von Friederich Schiller. Dritte Auflage. 1807 u. 1808.

Gh = Manuskript für die beabsichtigte Prachtausgabe der Gedichte von Rudolphs Hand (nach Goedeke).

H = Die Horen, eine Monatsschrift, herausg. von Schiller, Tübingen. 1795 ff.

K = Schillers Werke, herausg. von Körner 1812—1815.

M = Schillers Werke (herausg. von Joachim Meyer). 1845. 1860.

Ma = Musen-Almanach für das Jahr 1796 (1797 ff.). Herausgegeben von Schiller. (Erster Jahrgang Neustrelitz, die anderen Tübingen.)

T = Theater von Schiller. 1805—1807.

Ta = Taschenbuch für Damen 1801 ff.

Tb = Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, herausg. von Becker, 1803—1805.

Th = Thalia. Herausgegeben von Schiller. 1787 ff.

Tm = Der Deutsche Merkur. Weimar. 1788 f.

Xen = Xenien 1796. Herausg. von Erich Schmidt und Bernhard Suphan. Weimar. 1893.

Einige andere Quellen, die nur bei einzelnen Gedichten vorkommen, sind dort besonders angegeben.

1. *Hektors Abschied* (S. 9). Nach *G I*, S. 301. Zuerst in *Die Räuber*. Ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig 1781, S. 64 (R). Die Umarbeitung stammt aus dem Jahre 1793.

¹ *G* = Übereinstimmung von *G¹* und *G²*.

1-3 Willst dich, Hektor, ewig mir entreißen,
Wo des Acaden mordend Eisen
Dem Patroklos schröklich Opfer bringt? R
6 Wenn hinunter dich der Xanthus schlingt. R
7-12 Theures Weib, geh, hol die Todeslanze,
Läß mich fort zum wilden Kriegestanze,
Meine Schultern tragen Ilium;
Über Aschanax unsre Götter!
Hektor fällt, ein Vaterlands Erretter,
Und wir sehn uns wieder in Elysium. R

14 Müßig] Einsam R

19-20 All mein Sehnen, all mein Denken
Soll der schwarze Lethefluß ertränken, R

22 tobt] räkt R

2. Amalia (S. 10). Nach G II, S. 78. Zuerst in R, S. 112. Umarbeitung 1793. Nach ₄ Zusatz:

Dein Urmarmen — wütendes Entzücken! —
Mächtig feurig klopste Herz an Herz,
Mund und Ohr gefesselt — Nacht vor unsern Blüten —
Und der Geist gewirbelt himmelwärts. R

9 schmolzen] räkten R

3. Brutus und Cäsar (S. 10). Nach R. Verglichen mit „Zumsteg, Gesänge aus den Räubern“ (Z); nach Goedeke. Fehlt GK. —
30 und 33 in] durch Z | drang] fuhr Z | 35 bannte] aufhielt Z | 36 stoß vom Lande!] lande! Z | 43 fehlt R T (Bd. 2), K (Bd. 1); zuerst R² Z.

4. Eine Leichenphantasie (S. 12). Nach A. Fehlt G, von K aufgenommen. — 31 rostigen K | 39 Himmel umflog er K | 40 wolfiger K | 51 im] des K.

5. Elegie auf den Tod eines Jünglings (S. 14). Nach A. Fehlt G, von K aufgenommen. Zuerst Einzeldruck (E): Elegie auf den frühzeitigen Tod Johann Christian Beckerlins. Von seinen Freunden. Stuttgart, den 16. Januar 1781. Ein Folio-Bogen. Motto¹:

Ihn aber hält am ernsten Orte
Der nichts zurück läßt
Die Ewigkeit mit starken Armen fest. E

3 Münsters] Stiftes E

5-12 Einen Jüngling — noch nicht reif zur Bahre —
Einen Jüngling — in dem May der Jahre —
Weggepflükt in früher Morgenblüth!
Einen Sohn — das Pralen seiner Mutter,
Unsern theuren, vielgeliebten Bruder —
Auf! was Mensch heißt folge mit! E

¹ Aus Hallers „Unvollkommenem Gedicht über die Ewigkeit“ (V. 14 bis 16), wo aber die 2. Zeile lautet: „Der nichts zu uns zurücke läßt“.

Nach 24:

War Er nicht so mutig, kraftgerüstet,
 War er nicht wie Lebens Konterfeß?
 Frisch wie Roß im Eisenlang sich brüstet,
 Wie der Vogel in den Lüften frey?
 Da Er noch in unsren Reihen hüpfte,
 Da Er noch in unsren Armen sprung,
 Und sein Herz an unsre Herzen knüpfte, —
 O der schneidenden Erinnerung! —
 Da Er uns — (o ahndende Gefühle
 Hier auf eben dieser Leichenflur)
 Nur zu sicher vor dem nahen Ziele
 Das Gelübb der ewgen Treue schwur —

O ein Mizklang auf der grossen Laute!
 Weltregierer, ich begreif es nicht!
 Hier — auf den Er seinen Himmel baute —
 Hier im Sarg — barbarisches Gericht!
 So viel Sehnen die im Grab erschlaffen
 So viel Reime die der Tod verweht,
 Kräfte, für die Ewigkeit erschaffen,
 Gaben, für die Menschheit ausgejät, —
 O in dieses Meeres wildem Wetter,
 Wo Verzweiflung Steur und Ruder ist,
 Bitte nur, geschlagenster der Väter,
 Daß dir alles, alles, nur nicht Gott entwisch't. E

48 Ewig, ewig, ewig E | 55 Fromme Mordsucht] Manche brüllend E |
 55 Und die Bastardtochter der] Und die Falsche die E | 71 teufelvollen]
 Bosheissvollen E | Nach 72:

O so klatschet! klatscht doch in die Hände,
 Rufet doch ein frohes Plaudite! —
 Sterben ist der langen Thorheit Ende,
 In dem Grab verscharrt man manches Weh:
 Was sind denn die Bürger unterm Monde?
 Gaulker, theatralisch ausstaffirt
 Mit dem Tod in ungewissem Bunde,
 Bis der Falsche sie vom Schauplaß führt:
 Wohl dem, der nach kurzgespielter Rolle
 Seine Larve tauschet mit Natur,
 Und der Sprung vom König bis zur Erdenscholle
 Ist ein leichter Kleiderwechsel nur. E

84 Raub] Staub E | 89. 90. 91. 92 Daß] Ob E | 92 Daß es mehr denn]
 Ob es alles E | 103 heilig nur zweimal E.

6. Phantasie an Laura (S. 18). Nach G II, S. 80. Zuerst A, S. 7.
 4 gewaltig] monarchisch A | 12 Leben] Geister A | 18 dauern K.

7. Laura am Klavier (S. 20). Nach G II, S. 85. Zuerst A, S. 19.

21-22 Funkend führen aus der Finsterniß,
 Strömt der goldne Saitenguß. A

²⁸ glatten] bunten *A* | Nach ⁴⁰:

Bon dem Auge weg der Schleher!
Starre Niegel von dem Ohr!
Mädchen! Ha! schon athm' ich freier,
Läutert mich ätherisch Feuer?
Tragen Wirbel mich empor? — —
Neuer Geister Sonnenzige
Winken durch zerrissner Himmel Rize —
Überm Grabe Morgenroth!
Weg, ihr Spötter mit Insektenwize!
Weg! Es ist ein Gott — — — *A*.

8. Rousseau (S. 22). Nach *G II*, S. 234 (238). Zuerst *A*, S. 33.
² Schmachtschrift] Schandschrift *A* | Nach ⁸:

Naum ein Grabmal ist ihm überblieben,
Den von Reich zu Reich der Neid getrieben,
Frommer Eifer umgestrudelt hat.
Ha! Um den einst Ströme Bluts zerfließen,
Wem's gebühr', ihn pralend Sohn zu grüßen,
Fand im Leben keine Vaterstadt.
Und wer sind sie, die den Weisen richten?
Geisterschlaken, die zur Tiefe flüchten
Vor dem Silberblitze des Genies;
Abgeplittert von dem Schöpfungswerke,
Gegen Riesen Rousseau kind'sche Averge,
Denen nie Prometheus Feuer blies.
Brüken vom Instinkte zum Gedanken,
Angesliket an der Menschheit Schranken,
Wo schon gröbre Lüste wehn;
In die Kluft der Wesen eingefleislet,
Wo der Uffe aus dem Thierreich geilet,
Und die Menschheit anhebt abzustehn.
Neu und einzig — eine Irresonne,
Standest du am Ufer der Garonne
Meteorisch für Franzosenhirn.
Schwalgerei und Hunger brüten Seuchen,
Tollheit rast mavorisch in den Reichen:
Wer ist Schuld? — Das arme Irgeßtirn.
Deine Parze — hat sie gar geträumet?
Hat in Fieberhize sie gereimet,
Die dich an der Seine Strand gesäugt?
Ha! schon seh ich unsre Enkel staunen,
Wann beim Klang belebender Posaunen
Aus Franzengräbern — Rousseau steigt! *A*

Nach ¹²:

Ha! mit Jubel, die sich feurig gießen,
Gey, Religion, von mir gepriesen,
Himmelstochter, sey gefüßt!

Welten werden durch dich zu Geschwistern,
Und der Liebe sanfte Odem flüstern
Um die Fluren, die dein Flug begrüßt.

Aber wehe — Basiliskenpfeile
Deine Blicke — Krokodilgeheule
Deiner Stimme sanfte Melodien;
Menschen bluten unter deinem Zahne,
Wenn verderbengeifernde Zmane
Zur Erinnerung dich verziehn.

Ja! im acht und zehnten Jubeljahre,
Seit das Weib den Himmelsohn gebare,
(Kroniker, vergeßt es nie)
Hier erfanden schlauere Perille
Ein noch musikalischer Gebrülle,
Als dort aus dem ehrnen Ochsen schrie.

Mag es, Rousseau! mag das Ungeheuer
Vor urtheil ein thürmendes Gemäuer
Gegen kühne Reformanten stehn,
Nacht und Dummheit boshaft sich versammeln,
Deinem Licht die Pfade zu verrammeln,
Himmelstürmend dir entgegen gehn.

Mag die hunderträchtige Hyäne
Eigennuß die gelben Zackenzähne
Hungerglühend in die Armut haun,
Erzumpanzert gegen Waisenthräne,
Thurmumrammelt gegen Zammertöne,
Goldne Schlösser auf Ruinen bauin.

Geh, du Opfer dieses Trillingsdrachen,
Hüpfe freudig in den Todesnachen,
Großer Dulder, frank und frei.
Geh, erzähl dort in der Geister Kreise
Diesen Traum vom Krieg der Frösch' und Mäuse,
Dieses Lebens Jahrmarktsbudelei.

Nicht für diese Welt warst du — zu bieder
Warst du ihr, zu hoch — vielleicht zu nieder —
Rousseau, doch du warst ein Christ.
Mag der Wahnsinn diese Erde gängeln!
Geh du heim zu deinen Brüdern Engeln,
Denen du entlaufen bist. A

9. Die Entzückung an Laura (S. 22). Nach G II, S. 88. Zuerst A.
S. 38. Überschrift: Die seeligen Augenblicke an Laura. A | „trunknes“]
trunken A | Nach 24:

Wenn dann, wie gehoben aus den Achsen
Zwei Gestirn, in Körper Körper wachsen,
Mund an Mund gewurzelt brennt.

Wollustfunken aus den Augen regnen,
Seelen wie entbunden sich begegnen,
In des Athems Flammenwind, — — —

Qualenzülen — — Paradieseschmerzen! — —
Wilder flutet zum bellommnen Herzen,
Wie Gewapnete zur Schlacht, das Blut;
Die Natur, der Endlichkeit vergessen,
Wagts, mit höhern Wesen sich zu messen,
Schwindelt ob der acherontschen Flut.

Eine Pause drohet hier den Sinnen,
Schwarzes Dunkel jagt den Tag von himmen,
Nacht verschlingt den Quell des Lichts — —
Leises . . . Murmeln . . . dumpfer . . . hin . . . verloren . . .
Stirbt . . . allmälig . . . in den trunkenen . . . Ohren . . .
Und die Welt ist . . . Nichts . . .

Ach vielleicht verpräzte tausend Monde,
Laura, die Elisiumsfelunde,
All begraben in dem schmalen Raum;
Weggewirbelt von der Todeswonne,
Landen wir an einer andern Sonne,
Laura! und es war ein Traum.

O daß doch der Flügel Chronos barrte,
Hingebannt ob dieser Gruppe starre
Wie ein Marmorbild die — Zeit!
Aber ach! ins Meer des Todes jagen
Wellen Wellen — über dieser Wonne schlagen
Schon die Strudel der Vergessenheit. A

10. **Die Kindsmörderin** (S. 23). Nach GII, S. 90. Zuerst A.
S. 42. Überschrift: Die Kindsmörderin. A | 1 hallen] weinen A |
22 weißliche A | 22 Scherz? A Ebenso nach 27 u. 28 | 44 schröklich-
mahnend A | 52 schmelzen] milden A | 58 sein] ein K | 61 sprach] sprang
A | 62 des geliebten Schelmen Konterfeß; A | 64 Verzweiflungswahn]
Beträtherey. A | 71 unsres Glückes] unrer Wollust A

77-80 Ach, in jedem Laut von dir erwachet
Todter Wonne Qualerinnerung,
Jeder deiner holden Blitze fachet
Die unsterbliche Verzweiflung. A

97-100 Seht! da lag es — lag im warmen Blute,
Das noch kurz im Mutterherzen sprang,
Hingemejzelt mit Erinnysmuthe,
Wie ein Veilchen unter Sensenklang; — — A

101 Schröklich A | ebenso: 102 Schröklicher | 111 hochan flodern! A.

11. **Die Schlacht** (S. 27). Nach GII, S. 142. Zuerst A, S. 49.
Überschrift: In einer Bataille von einem Offizier. A | 51 sich fehlt
K | 52 wolfigen K | 59 Rumpf K

54 r. Schlummre sanft, wo die Kanone sich
Heischer speit, stürz ich Verlaßner hinein. A

12. **Der Triumph der Liebe** (S. 29). Nach GII, S. 97. Zuerst A, S. 58. ²⁸ Aus dem Schoos Ozeanus. A | ²⁷ Ungegrüßet] Ungetüsst A | ²⁸ In die Arme Hesperus. A | Nach ⁴²:

Schon schmilzt der wütende Orkan,
(Einst züchtigt' er den Ozean
Mit rohrlendem Gegeißel)
In lispeindes Gesäufel. A

⁴⁴ Mitternacht] Winternacht A | Nach ⁵⁹:

Glückseeliger Deukalion,
Wie hüpfen deine Felsen schon!
Und äugeln schon gelinder!
Glückseeliger Deukalion, A

^{65. 66} Prächtig spricht Chronions Donnerhorn, A | Nach ⁶⁸: Sfären-
wirbeln giebt sein Althem Sporn, A

⁸³⁻⁸⁸ Bitternd vor der Götterfürstin
Krümmen sich die Götter, dürsten
Nach der Gnade goldnem Thau.
Sonnenglanz ist ihre Schminke,
Myriaden jagen ihrem Winke,
Stolz vor ihrem Wagen prahlst der Pfau. A

⁹²⁻⁹⁵ Seht ihr Chronos Tochter weinen?
Geister kann ihr Wink verneinen,
Herzen weint sie nicht zu fahn. A

¹⁰⁵ blickt] schmollt (d. i. lächelt) A | ¹⁰⁹ Hüter] Beller A | ¹¹² Mildete AG¹K | ¹¹⁷ Tithon] Tithos M, unberechtigte Korrektur |

¹³⁶⁻¹³⁷ Wehete nicht ihr Flügel
In des Frühlings Balsamhauch
Liebe nicht im Rosenstrauch
Nicht im Kuß der Weste,
Stern und Sonn und Mondenlicht,
Frühlings, Rosen, Weste nicht
Lüden mich zum Feste. A

Nach ¹⁴⁴: Unnachahmliches Gefühl
In der Saiten Wonneispiel
Wenn sie Laura! hallen. A

¹⁵² ißt] jetzt K.

13. **Das Glück und die Weisheit** (S. 34). Nach GII, S. 157. Zuerst A, S. 76. ² Fortun' AG] das Glück K, willkürliche Änderung.

⁵⁻⁷ Mein Füllhorn goß' ich dem Verschwender
In seinen Schoos, so mütterlich!
Und sieh! Er fodert drum nicht minder, A

¹⁰ Du marterst dich] Du leuchst so schwer A | ¹² Auf folge mir! — Du
hast ge: ug. A | ¹³ Die Weisheit läßt die Schaufel sinken A | ¹⁵ er-
morden | erhenken, A | ¹⁶ dich brauch ich K, willkürlich.

14. **An einen Moralisten** (S. 35). Nach GII, S. 177. Zuerst A, S. 78. Nach der Überschrift: Fragment. A | ¹ Betagter Renegat der
lächelnden Dione! A | ² Und] Du A | ³ Blißt von des Alters Win-
terwolkenthrone A | Nach ⁴ Zusatz:

Erkennt Natur auch Schreibepultgesetze?
 Für eine warme Welt — taugt ein erfcorner Sinn?
 Die Armut ist, nach dem Äsop, der Schäze
 Verdächtige Verächterin. A

¹ Helden] Fürst A | teutschen A | ² sagst] zogst? A | ¹⁰ der Erde schwerer
 Ball] so Erd als Sonnenball A | ¹¹ Liebesnäul] Wirbelschwung A |
 Nach ¹²:

Und wenn nach manchen fehlgesprengten Minen
 Ihr eignes Blut, von wilder Lust geglüht,
 Die stolze Tugend deiner Schönen
 Zulezt an deine Brust verrieth?

Wie? oder wenn romantisch im Gebölze
 Ein leiser Laut zu deinen Ohren drang,
 Und in der Wellen silbernen Gewälze
 Ein Mädchen Sammetglieder schwang?

Wie schlug dein Herz! wie stürmte! wie kochte
 Auffrüherisch das scharfgejagte Blut!
 Butt jede Senn — und jeder Muskel pochte
 Wollüstig in die Flut!

Wenn dann gewahr des Diebs, der sie belauschte,
 Purpurisch angehaucht von jüngferlicher Schaam,
 Ins blaue Bett die Schöne niederrauschte,
 Und hintennach mein strenger Zeno — schwamm.

Ja hintennach — und sey's auch nur zu baden!
 Mit Rok und Kamisol und Strumpf —

Leis flöteten die Lüsternen Majaden
 Der Grazien Triumph! A

²⁰ Was ewig nie dem Erdensohn gelingt. A | ²¹ irdische] thierische A |
²² Sklavenmauren A.

15. **An den Frühling** (S. 36). Nach G II, 140. Zuerst A, S. 123.
¹⁴ Erbat ich mir] Erbettet' ich A | ¹⁵ bitte] bettle A.

16. **Die Größe der Welt** (S. 37). Nach G II, S. 168. Zuerst A,
 S. 128. ¹⁸ Sonnenwanderer GK | ²⁵⁻³⁰ Die Anführungszeichen in der
 letzten Strophe stehen in allen Ausgaben unrichtig am Schluß des
 Ganzen, sie gehören vielmehr ans Ende des 2. Verses.

17. **Die Blumen** (S. 38). Nach G I, S. 47. Zuerst A, S. 132.

¹⁻³⁰

Meine Blumen.

Schöne Frühlingskinder, lächelt,
 Jauchzet, Beilchen auf der Au!
 Süßer Balsamathem fächelt
 Aus des Kelches Himmelblau.
 Schön das Kleid mit Licht gestickt,
 Schön hat Flora euch geschmückt

Mit des Busens Perlenthau!
 Holde Frühlingskinder, weinet!
 Seelen hat sie euch verneinet,
 Trauert, Blümchen auf der Au!
 Nachtigall und Lerche flöten
 Minnelieder über euch,
 Und in euren Balsambeeten
 Gattet sich das Fliegenreich.
 Schuf nicht für die süßen Triebe
 Euren Kelch zum Thron der Liebe
 So wollüstig die Natur?
 Sanfte Frühlingskinder, weinet,
 Liebe hat sie euch verneinet,
 Trauert, Blümchen auf der Flur!
 Aber wenn, vom Dom umzingelt,
 Meine Laura euch zerknitt,
 Und, in einen Kranz geringelt,
 Thränend ihrem Dichter schilt —
 Leben, Sprüche, Seelen, Herzen,
 Flügelboten süßer Schmerzen!
 Göß euch dieß Verühren ein.
 Von Dionen angefächelt,
 Schöne Frühlingskinder, lächelt,
 Fauchzet, Blumen in dem Hahn! A

18. Das Geheimnis der Reminiszenz. An Laura (S. 39). Nach GII, S. 237 (241). Zuerst A, S. 137. 2 Wer enträzelt dieses Wutverlangen? A

6-7 Fliehen nicht verrätherisch, — wie Sklaven,
 Weggeworfen faigen Muths die Waffen, — A

13-14 Oder küssen die getrennten Brüder,
 Losgeraßt vom Kettenband der Glieder, A

Nach 15:

Laura? träum' ich? ras' ich? — die Gedanken
 Überwirbeln des Verstandes Schranken —
 Sieh! der Wahnsinn ist des Räzels kunder,
 Staune Weisheit auf des Wahnsinns Wunder
 Neidischbleich herunter. A

19 vertrauschter] begrabner A (bei Goedeke übersehen)

21-22 Ja wir warens — Eins mit deinem Dichter
 Warst du Laura — warst ein Weltzernichter! — A

26-30 Aber ach! die sel'gen Augenblicke
 Weinen leiser in mein Ohr zurück —
 Könnten Grolls die Gottheit Sünder schelten,
 Laura — den Monarchen aller Welten
 Würd' ich Neides schelten.

Aus den Angeln drehten wir Planeten,
 Badeten in lichten Morgenröthen,

In den Löken spielten Edens Düfte,
Und den Silbergürtel unsrer Hüste
Wiegten Mahenlüste. *A*

³² Ewig strömend] Tausendrörigt *A* | ³³ Unserm Winke sprangen
Chaosriegel, *A* | Nach ³⁵:

Unsern Augen riß der Dinge Schleher,
Unre Blitze, flammender und freher,
Sahen in der Schöpfung Labyrinthen,
Wo die Augen Phonet¹ verblinden,
Sich noch Räder winden —

Tief, o Laura, unter jen er Wonne
Wälzte sich des Glückes Nietentonne,
Schweifend durch der Wollust weite Lande
Warfen wir der Sätt'gung Unferbande
Ewig nie am Strande — *A*

³⁸ Drängen *A* | ⁴¹ Wutverlangen *A*

⁴⁶⁻⁴⁷ Darum fliehn, verrätherisch, wie Sklaven,
Weggeworfen faigen Wut² die Waffen *A*

Nach ⁵⁵:

Töne! Flammen! zitterndes Entzücken!
Wesen lebt, an Wesen anzurüten —
Wie beim Anblick einer Freundsgaleere
Friedensflaggen im Ostindermeere
Wehen lassen Heere;
Aufgejagt von froher Pulverwele,
Springt das Schiffsvolk freudig aufs Verdelc,
Hoch im Winde schwingen sie die Hüte,
Posidaons wogendes Gebiete
Dröhnt von ihrem Liede. —

War es nicht dies freudige Entsezen,
Als mirs ward, an Lauren mich zu lezen?
Ha! das Blut voll wühndem Verlangen
Drängte sich mutwillig zu den Wangen,
Lauren zu empfangen — *A*

⁵⁷ Morgenröte *A* | ⁶⁰ Brennend *A* | Nach ⁶⁰:

Sieh, o Laura, deinen Dichter weinen! —
Wie verlorne Sterne wieder scheinen,
Flimmen öfters, flüchtig, gleich dem Blize,
Traurigmahnend an die Götterfize,
Strahlen durch die Rize —

Oftmals lispeln der Empfindung Saiten
Leise Ahndung jener goldnen Zeiten —
Wenn sich schüchtern unsre Augen grüßen,
Seh ich träumend in den Paradiesen
Nektarströme fließen. —

¹ Pierre Lyonet (gest. 1789), französischer Naturforscher.

Ach zu oft nur waffn' ich meine Mächte,
Zu erobern die verlorenen Rechte —
Klimme Lühner bis zur Nektarquelle,
Woche siegnd an des Himmels Schwelle, —
Taumle rück zur Hölle!

Wenn dein Dichter sich an deine süßen
Luppen klammert mit berauschten Küszen,
Fremde Töne um die Ohren schwirren,
Unsre Wesen aus den Fugen irren,
Strudelnd sich verwirren,

Und, verkaufst vom Meineid der Vasallen,
Unsre Seelen ihrer Welt entfallen,
Mit des Staubs Thrannensteuer prahlten,
Tod und Leben zu wollüstgen Dualen
Gaukeln in den Schalen,

Und wir beide — näher schon den Göttern —
Auf der Wonne gähe Spize klettern,
Mit den Leibern sich die Geister zaiken,
Und der Endlichkeit despotsche Schranken —
Sterbend — überschwanken —

Waren, Laura, diese Lustsekunden
Nicht ein Diebstahl jener Götterstunden?
Nicht Entzücken, die uns einst durchfuhren?
Ineinanderzukender Naturen
Ach! nur matte Spuren?

Hat dir nicht ein Strahl zurückgeglostet?
Hast du nicht den Göttertrank gekostet? —
Ach! ich sah den Purpur deiner Wangen! —
War es doch der Wesen, die sich schlängen,
Eitles Unterfangen! — —

Laura — majestatisch anzuschauen
Stand ein Baum in Edens Blumenauen;
„Seine Frucht vernein' ich eurem Gaume,
Wißt! der Apfel an dem Wunderbaum
Läßt — mit Göttertraume.“

Laura — weine unsers Glückes Wunde! —
Saftig war der Apfel ihrem Munde — — —
Balb — als sie sich unschuldsvoll umrollten —
Sieh! — wie Flammen ihr Gesicht vergoldten! —
— Und die Teufel schmolten. *A*

19. Gruppe aus dem Tartarus (S. 41). Nach G II, S. 150. Zuerst *A*, S. 147.

20. Glyfium (S. 42). Nach G II, S. 151. Zuerst *A*, S. 196. Überschrift, Zusatz: Eine Kantate. *A*. Dann über den 6 Strophen die Überschriften: [1] Chor. [2] Erste Stimme. [3] Zweite Stimme. [4]

Dritte Stimme. [5] Vierte Stimme. [6] Fünfte Stimme. *A* | ₃ jedwedes *A* | ₂₂ Halmen *A*.

21. **Die Freundschaft** (S. 43). Nach *A*, S. 148. Fehlt *G*, erst in *K* aufgenommen. — Vers 13—42 auch in *Th* 1786, Heft 3, S. 123, Vers 43—60, ebenda, S. 130 | ₂₂ Läß das wilde Chaos wiederlehren *Th* | ₂₃ schütteln | stören *Th* | ₂₁ bange *A* *Th* | ₂₅ Raphael, in Deinen Seelenbliken *Th* | ₄₈ tausendfache *A* *Th* | ₅₀ Mongolen | Barbaren *Th*.

22. **Melancholie an Laura** (S. 45). Nach *A*, S. 166. Fehlt *G*, erst in *K* aufgenommen. | ₈ Dem] Wem *K* | Tropfen *K* | ₇ Der] Wer *K* | ₅₀ blumigen *K* | ₆₂ Regenbogenfarbiges *K*.

23. **Monument Moors des Raubers** (S. 49). Nach *A*, S. 177. Fehlt *GK*.

24. **Der Flüchtling** (S. 51). Nach *G II*, S. 147. Zuerst in *A*, S. 184. Überschrift: Morgenfantasie *A* | ₂ düst're Tannenritzen *A* (bei Goedeke übersehen) | ₁₅ in perlendem *A* *G¹* | ₃₄ Jünglingsgeberde *K*.

25. **An Minna** (S. 53). Nach *G² II*, S. 154. Zuerst *A*, S. 190 | ₅ Thoren] Lassen *A* | ₇ Minner fütt sich zu begaffen? — *A* | ₉ Sonnenhute *A* | ₂₄ Thörin] Hure *A* | Statt _{25—40} drei Strophen:

1. Strophe: Schönheit hat dein Herz verdorben,
Dein Gesichtgen! schäme dich!
Morgen ist sein Glanz erstorben,
Seine Rose blättert sich.

Darauf _{29—32} unseres Textes. *AG¹ K*

2. Strophe: Besteht aus _{25—28} und _{33—36} unseres Textes *AG¹ K*

3. Strophe: Schönheit hat dein Herz verdorben
Dein Gesichtgen! — schäme dich.
Morgen ist sein Glanz erstorben,
Seine Rose blättert sich —

Darauf _{37—40} unseres Textes *AG¹ K*

₂₆ stehn, | gehn, *AG¹ K* | ₃₀ Nordwind *AG¹ K*.

26. **Graf Eberhard der Greiner** (S. 54). Nach *G II*, S. 135. Zuerst in *A*, S. 251 | ₂₈ ihm] ihn Ed. Bülow in seiner Ausgabe der „Anthologie“ (Heidelberg 1850); unrichtig, vgl. Ged. 153, 36. | ₄₇ Sank *K*.

27. **Der Kampf** (S. 56). Nach *G I*, S. 279. Zuerst *Th* 1786, zweites Heft, S. 59, Überschrift: Freigeisterei der Leidenschaft. Als Laura vermählt war im Jahr 1782. *Th* | ₄ fordre *K* | Nach ₈:

Sieh, Göttin, mich zu deines Thrones Stufen,
Wo ich noch jüngst, ein frecher Beter, lag,
Mein übereilter Eid sei widerrufen,
Bernichtet sei der schreckliche Vertrag,

Den du im süßen Taumel einer warmen Stunde
Vom Träumenden erzwangst,
Mit meinem heißen Blut in unerlaubtem Bunde,
Betrügerisch aus meinem Busen rangst.

Wo sind die Feuer, die elektrisch mich durchwallten,
Und wo der starke, kühne Talisman?

In jenem Wahnwitz will ich meinen Schwur dir halten
Worin ich unbesonnen ihn gethan. *Th*

„wir“] du und ich Th | ¹⁸ Verbrecher Th | ²² Thranisches] Entseß-
liches Th | Nach ²⁴:

Des wollustreichen Giftes voll — vergessen,
Vor wem ich zittern muß,
Wag ich es stumm, an meinen Busen sie zu pressen,
Auf ihren Lippen brennt mein erster Kuß.

Wie schnell auf sein allmächtig glühendes Verühren,
Wie schnell, o Laura, floß
Das dünne Siegel ab von übereilten Schwüren,
Sprang deiner Pflicht Tirannenfette los!

Jetzt schlug sie laut die heißenflehte Schäferstunde,
Jetzt dämmerte mein Glück —
Erhörung zitterte auf deinem brennenden Munde,
Erhörung schwamm in deinem feuchten Blit.

Mir schauerte vor dem so nahen Glück,
Und ich errang es nicht!
Vor deiner Gottheit taumelte mein Muth zurück,
Ich Rasender! und ich errang es nicht!

Woher dieß Bittern, dieß unnennbare Entsezen,
Wenn mich dein liebvoller Arm umschlang? —
Weil dich ein Eid, den auch schon Wallungen verlezen,
In fremde Fesseln zwang?

Weil ein Gebrauch, den die Geseze heilig prägen,
Des Zufalls schwere Missethat geweiht?
Nein — unerschrocken troz' ich einem Bund entgegen
Den die erröthende Natur bereut.

O zittre nicht — du hast als Sünderin geschworen,
Ein Meineid ist der Reue fromme Pflicht.
Das Herz war mein, das du vor dem Altar verloren,
Mit Menschenfreuden spielt der Himmel nicht.

Zum Kampf auf die Vernichtung sei er vorgeladen,
An den der feierliche Spruch dich band.
Die Voricht kann den überflüssigen Geist entrathen,
Für den sie keine Seligkeit erfand.

Getrennt von dir — warum bin ich geworden?
Weil du bist, schuf mich Gott!
Er widerrufe, oder lerne Geister morden,
Und flüchte mich vor seines Wurmes Spott.

Sanftmüthigster der fühlenden Dämonen,
Zum Wütherich verzerrt dich Menschenwahn?
Dich sollten meine Qualen nur belohnen,
Und diesen Nero beten Geister an?

Dich hätten sie als den Allguten mir gepréisen,
Als Vater mir gemahlt?

So wucherst du mit deinen Paradiesen?
 Mit meinen Tränen machst du dich bezahlt?
 Besticht man dich mit blutendem Entzagen?
 Durch eine Hölle nur
 Kannst du zu deinem Himmel eine Brücke schlagen?
 Nur auf der Folter merkt dich die Natur?
 O diesem Gott lasst unsre Tempel uns verschließen,
 Kein Loblied feire ihn,
 Und keine Freudenträne soll ihm weiter fließen,
 Er hat auf immer seinen Lohn dahin! Th

28. *Resignation* (S. 57). Nach G I, S. 293. Zuerst Th, 2. Heft, S. 64. Überschrift, Zusatz: Eine Phantasie. Th | ₁₁ Schauerbrücke Th | ₁₂ Ehrwürdige Geistermutter — Ewigkeit. Th | ₁₅ mein Lauf ist aus. Ich weiß von keiner Seligkeit. Th | Nach ₄₀:

„Du siehst die Zeit nach jenen Ufern fliegen,
 die blühende Natur
 bleibt hinter ihr — ein welker Leichnam — liegen.
 Wenn Erd und Himmel trümmernd aus einander fliegen,
 daran erkennst den erfüllten Schwur.“ Th

Nach ₅₀: „Ein Gaukelspiel, ohnmächtigen Gewürmen
 von mächtigen gegönnt,
 Schrelfeuer angestellt auf hohen Thürmen,
 Die Phantasie des Träumers zu bestürmen,
 wo des Gesetzes Fatale dunkel brennt.“ Th

₅₈ schlaue Hüllen Th | ₇₅ fordre K.

29. *An die Freude* (S. 61). Nach G II, S. 121. Zuerst Th 1786, 2. Heft, S. 1. Verglichen noch Pölitz' Abschrift früherer Fassung, bei Hoffmeister, Nachlese 1, S. 319 (Pölitz) | ₈ Was der Mode Schwerd getheilt; Th | ₇ Bettler werden Fürstenbrüder, Th | ₃₄ Ahnest K | ₄₇ Laufet] wandelt Gh

₄₅₋₄₈ Wer gebar das Weltenwunder?
 Wo der Starke, der es hält?
 Brüder, von dem Sternenzelt
 Winkt ein großer Gott herunter. Pölitz
₈₉₋₉₀ Menschlichkeit auf Königsthronen
 Harten Richtern warmes Blut! Pölitz

Nach ₉₀: Rettung von Tyrannenketten,
 Großenut auch dem Bösewicht,
 Hoffnung auf den Sterbebetten,
 Gnade auf dem Hochgericht!
 Auch die Toden sollen leben!
 Brüder trinkt und stimmt ein,
 Allen Sündern soll vergeben
 und die Hölle nicht mehr sein.

Chor.

Eine heitere Abschiedsstunde!
süssen Schlaf im Leichtentuch!
Brüder — einen sanften Spruch
Aus des Todtenrichters Munde. Th

30. **Bittschrift** (S. 64). Originalhandschrift, früher im Besitz von Friedrich Förster, verloren. Nach Facsimile davon bei Goedeke und sonst abgedruckt. Umschlag des zwei Oktavseiten füllenden Gedichtes hatte Aufschrift: Unterthänigstes *Pro Memoria* an die Konfistorialrath Körnerische weibliche Wachdeputation in Loschwitz eingereicht von einem niedergeschlagenen Trauerspieldichter. Zuerst gedruckt (ohne Nennung eines Gewährsmanns) in der Rheinländischen Zeitung, Frankf. 1803, No. 89, dann in der Neuen Berlinischen Monatschrift 1804, August, S. 98. In Hoffmeisters Nachlese I, S. 321 u. a.

31. **An Körner** (S. 66). Nach Goedeke IV, S. 16.

32. **Die unüberwindliche Flotte** (S. 66). Nach G II, S. 128. Zuerst Th 1786, 2. Heft, S. 76 | ₁ kommt K | ₈₄ ohne K | ₃₈ guten, schönen Neuere Ausgaben. In der Anmerkung (S. 68): zweien letztern Th G¹

33. **Die Götter Griechenlands** (S. 68). Nach G I, S. 281. Zuerst Tm, März 1788, S. 250 | ₁ regiertet Tm | ₃ Glücklichere Menschenalter führtet Tm | ₉ zauberische] mahlerische Tm | ₂₂ lebt' in] starb mit Tm | ₂₇ tönt' Tm G K | ₂₈ Philomelens Tm | _{aus}] in Tm | ₃₂ Alch vergebens! ihrem schönen Freund. Tm | ₃₆ der Leto Sohn] Hyperion Tm | Statt ₄₁₋₄₈:

Betend an der Grazien Altären
Kniete da die holde Priesterin,
Sandte stille Wünsche an Cytheren
Und Gelübde an die Charitin.
Hoher Stolz, auch droben zu gebieten,
Lehrte sie den göttlergleichen Rang,
Und des Reizes heilgen Gürtel hüten,
Der den Donner selbst bezwang.

Himmlisch und unsterblich war das Feuer,
Das in Pindars stolzen Hymnen floß,
Niederströmte in Arions Leier,
In den Stein des Phidias sich goß.
Vezre Wesen, edlere Gestalten
Kündigten die hohe Aukunft an.
Götter, die vom Himmel niederwallten.
Sahen hier ihn wieder aufgethan.

Werther war von einer Gottes Güte,
Theurer jede Gabe der Natur.
Unter Iris schönem Bogen blühte
Reizender die perlenvolle Flur.
Prangender erschien die Morgenröthe
In Himerens rosigtem Gewand,
Schmelzender erklang die Flöte
In des Hirtengottes Hand.

Liebenswerther malte sich die Jugend,
 Blühender in Ganymedas Bild,
 Heldenkühner, göttlicher die Jugend
 Mit Tritoniens Medusenschild.
 Sanfter war, da Hymen es noch knüpfte,
 Heiliger der Herzen ew'ges Band,
 Selbst des Lebens zarter Fäden schlüpfte
 Weicher durch der Parzen Hand. *Tm*

⁴⁹⁻⁵⁰ nach Zusatz zu ⁶⁴ *Tm* | ⁶³ Und die Wangen des Bewirters *Tm* |
 Nach ⁶⁴:

Höher war der Gabe Werth gestiegen,
 Die der Geber freundlich mit genoß,
 Näher war der Schöpfer dem Vergnügen,
 Das im Busen des Geschöpfes floß.
 Nennt der Meinige sich dem Verstände?
 Virgt ihn etwa der Gewölke Zelt?
 Mühsam späh' ich im Ideenlande,
 Fruchtlos in der Sinnenwelt. *Tm*

Nach ⁵⁸: Seiner Güter schenkte man das Beste,
 Seiner Lämmer liebstes gab der Hirt,
 Und der Freudetaumel seiner Gäste
 Lohnete dem erhabnen Wirth.
 Wohin tret ich? Diese traurge Stille,
 Kündigt sie mir meinen Schöpfer an?
 Finster wie er selbst ist seine Hülle,
 Mein Entzagen -- was ihn feiern kann. *Tm*

Statt ⁶⁸ Still und traurig senkt' ein Genius
 Seine Fackel. Schöne, lichte Bilder
 Scherzen auch um die Notwendigkeit,
 Und das ernste Schicksal blickte milder
 Durch den Schleier sanfter Menschlichkeit.

Nach der Geister schrecklichen Gesetzen
 Richtete kein heiliger Barbar,
 Dessen Augen Thränen nie beneßen,
 Zarte Wesen, die ein Weib gebar. *Tm*

⁷⁷ Linus | Opheus *Tm* | ⁸⁰ Pfeile | Waffen *Tm* | Nach ⁸⁰ Zusatz:

Aber ohne Wiederkehr verloren
 Bleibt, was ich auf dieser Welt verließ,
 Jede Wonne hab ich abgeschworen,
 Alle Bande, die ich jelig pries.
 Fremde, nie verstandene Entzücken
 Schaudern mich aus jenen Welten an,
 Und für Freuden, die mich jetzt beglücken,
 Tausch' ich neue, die ich missen kann. *Tm*

⁸⁵ Wiederforderer *K* | ⁸² fabelhafte | goldne *Tm* | ⁹⁸ der Schatten nur |
 nur das Gerippe mir *Tm* | ⁹⁸ Nordens *K* | ⁹⁸ schauerlichem | winter-

lichem Tm | ¹⁰⁸ Herrlichkeit] Trefflichkeit Tm | ¹⁰⁷ Geistes] Armes Tm |
¹⁰⁸ Reicher nie durch meine Dankbarkeit, Tm | Statt ₁₂₁₋₁₂₈:

Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
 Keiner Göttin, keiner Troischen Sohn,
 Herrscht ein Andrer in des Aethers Reichen,
 Auf Saturnus umgestürztem Thron.
 Selig, eh sich Wesen um ihn freuten,
 Selig im entwölkten Gefild,
 Sieht er in dem langen Strom der Zeiten
 Ewig nur — sein eignes Bild.

Bürger des Olhyps konnt ich erreichen,
 Jenem Gotte, den sein Marmor preist,
 Konnte einst der hohe Bildner gleichen:
 Was ist neben Dir der höchste Geist
 Derer, welche Sterbliche gebaren?
 Nur der Würmer Erster, Edelster.
 Da die Götter menschlicher noch waren,
 Waren Menschen göttlicher.

Dessen Strahlen mich darnieder schlagen,
 Werk und Schöpfer des Verstandes! dir
 Nachzuringen, gieb mir Flügel, Wagen,
 Dich zu wägen — oder nimm von mir,
 Nimm die ernste strenge Göttin wieder,
 Die den Spiegel blendend vor mir hält;
 Ihre sanftre Schwester sende nieder,
 Spare jene für die andre Welt. Tm.

34. **Einer jungen Freundin ins Stammbuch** (S. 72). Nach Ma 1796, S. 36.— Ursprünglich in das Stammbuch seiner späteren Frau, Charlotte von Lengefeld, geschrieben, unterm 3. April 1788. Als Facsimile (F) veröffentlicht in „Schiller und Lotte“, Stuttg. u. Augsb. 1856. Überschrift: In das Stammbuch Charlottes von Lengefeld. F | ₂ Freundin] Lotte F | Statt ₅₋₆:

So ist sie doch nicht! — Die Eroberungen,
 Die jeder Deiner Blicke siegreich zählt,
 Die Deine sanfte Seele Dir erzwungen,
 Die Statuen, die — Dein Gefühl beseelt,
 Die Herzen, die Dein eignes Dir errungen F

9 Reize] Schäze F | ₁₀ Für Tugenden uns Erdenbürgern an F
 Statt ₁₂₋₁₃: Der Engelgüte mächt'gem Talisman,
 Der Majestät der Unschuld und der Tugend,
 den will ich sehn — der Diesen trocken kann! F

¹⁵ fehlt F | Unterschrift: Weimar d. 3. April 1788. Friedrich Schiller. F.

35. **Die berühmte Frau** (S. 73). Nach G II, S. 159. Zuerst in. Pandora f. d. Jahr 1789, S. 1 (P). | ⁴⁹ fragt K | ¹⁰⁰ bunten] ehren-
 vollen PG¹K | ¹⁰¹ Wo Griechen unterricht mit Weisen PG¹K | ¹⁰⁴ An
 einem Tisch zusammen speisen; PG¹K | Nach ¹⁰⁸: Noch andre — sie
 mit Würde zu bestehn, um die Versuchung lästern siehn — PG¹K.

36. **Die Künstler** (S. 78). Nach *G II*, S. 41. Zuerst in *Tm* 1789, März, S. 283. | ₄₃ älternde *Tm* | ₅₃ alhnend *K* | ₇₂ Verlassenen *G*. Druckf. | ₁₀₆ Strahle nur *Tm* | ₁₅₄ würden] werden *G²K* | ₁₇₀ Geier] Bitter *Tm* | ₁₈₉ nach] in *Tm* | ₂₆₂ Ringers] Fechters *Tm*. Die Änderung ist hervorgerufen durch die Rezension Schlegels in Bürgers „Akademie der schönen Redekünste“ (A.W. von Schlegels Werke, von Böcking, VII, S. 19) | ₄₂₆ reine Töne. *G* Druckf. | ₄₄₅ sie] die Gespaltene *Tm*.

37. **In das Folio-Stammbuch eines Kunstfreundes** (S. 95). Zuerst Morgenblatt 1808. Nr. 86. 8. April, S. 340, Überschrift: *Stammbuch-Imromptu von Schiller*. Dann in *K* aufgenommen.

38. **Poesie des Lebens** (S. 95). Nach *G I*, S. 153. — Zuerst *Ma* 1799, S. 202.

39. **Die Macht des Gesanges** (S. 96). Nach *G II*, S. 73. Zuerst *Ma* 1796, S. 1. | ₁₁ Wesen] Nach Humboldts Brief vom 18. August 1795 ursprünglich: Mären, wonach vielleicht V. 13 und 14 lauteten:

Wer kann das Lied des Sängers hören
Und seinem Zauber widerstehn?

40. **Das Kind in der Wiege** (S. 98). Nach *G II*, S. 208. Zuerst *Ma* 1796, S. 4.

41. **Ödysseus** (S. 98). Nach *G I*, 33. Zuerst *Ma* 1796, S. 6.

42. **Das Unwandelbare** (S. 98). Nach *G II*, S. 208. Zuerst *Ma* 1796, S. 24.

43. **Zeus zu Herkules** (S. 98). Nach *Ma* 1796, S. 28. Fehlt *G*, erst in *K* aufgenommen.

44. **Der Tanz** (S. 99). Nach *G I*, S. 12. Zuerst *Ma* 1796, S. 32. | ₁₋₂ Sieh, wie sie durcheinander in fühenen Schlangen sich winden,

Wie mit geflügeltem Schritt schwelen auf schlüpfrigem Plan. *Ma* | ₃ von ihren Leibern geschieden? *Ma* | ₄ Ist es Elysiums Hain, der den Erstaunten umfängt? *Ma* | ₅ durch die Luft schwimmt, *Ma* | ₇ melodischen Wellen *Ma* |

| ₉₋₁₀: Keinen drängend, von keinem gedrängt, mit besonnener Eile, Schlüpft ein liebliches Paar dort durch des Tanzes Gewühl. *Ma* | ₁₀ mutiges | holdes *G¹* | ₁₁ Vor ihm her entsteht seine Bahn, *Ma* | ₁₂ Wie | Leis wie *Ma* | ₁₃ Sieh! jetzt verliert es der suchende Blick, Verwirrt durcheinander *Ma* | ₁₆ stellt sich die Ordnung mir dar. *Ma* | ₁₇ Ewig zerstört und ewig erzeugt sich die drehende Schöpfung, *Ma* | ₁₉ erneut] bewegt *Ma* | ₂₀ Und die Regel doch bleibt, wenn die Gestalten auch fliehn? *Ma* |

| ₂₁₋₂₂: Daz mit Herrscherlühnheit einher der Einzelne wandelt, Keiner ihm slavisch weicht, keiner entgegen ihm stürmt? *Ma* | ₂₃ verwilderte] gefeschlose *Ma* | ₂₇ Und der Wohlklang der großen Natur umrauscht dich vergebens? *Ma* | ₂₈ Strom dieser harmonischen Welt? *Ma* |

| ₃₁₋₃₂: Leuchtende Sonnen wälzt in künstlich schlängelnden Bahnen? Handelnd stiehst du das Maß, das du im Spiele doch ehri? *Ma*

45. **Spruch des Konfucius** (S. 100). Nach *G I*, S. 66. Zuerst *Ma* 1796, S. 39.

46. **Würden** (S. 100). Nach *G I*, S. 194. Zuerst *Ma* 1796, S. 48. | „Aber die Welle flieht mit dem Strom *Ma*. Humboldt tadelte unter dem 31. August 1795 den Hiatus: Welle entführt und schlägt Well' entführt vor. Diese einfache Änderung muß dem Dichter zunächst nicht eingeleuchtet haben, er änderte vielmehr die Lesart, nahm aber dann in *G* den Humboldtschen Vorschlag doch auf. | ₆ Nicht der Mensch *Ma*.

47. **Deutschland und seine Fürsten** (S. 101). Nach *Ma* 1796, S. 53. — Fehlt *GK*, erst in *M* aufgenommen.

48. **Pegasus im Jodge** (S. 101). Nach *G I*, 187. Zuerst *Ma* 1796, S. 62. Überschrift: Pegasus in der Dienstbarkeit. *Ma* | ₈₉ in majestätischen Wogen *Ma* | ₉₂ Verfwindet es am fernen Ätherbogen *Ma*.

49. **Der spielende Knabe** (S. 104). Nach *G II*, 117. Zuerst *Ma* 1796, S. 79.

50. **Die Johanniter** (S. 104). Nach *G I*, S. 197. Zuerst *Ma* 1796, S. 90. Überschrift: Die Ritter des Spitals zu Jerusalem. *Ma* | ₅ Aber schöner kleidet euch doch die *Ma* | ₈ niedrige | ruhmlöse *Ma*.

51. **Der Sämann** (S. 105). Nach *G I*, S. 186. Zuerst *Ma* 1796, S. 97 | ₁ Sieh *Ma*.

52. **Die zwei Jugendwege** (S. 105). Nach *G I*, S. 206. Zuerst *Ma* 1796, S. 110. | ₁ Wege | ₂ Pfade *Ma* | ₄ ihm | ₅ dent *Ma*.

53. **Die Ideale** (S. 105). Nach *G I*, S. 42. Zuerst *Ma* 1796, S. 135. Nach | ₁:

Die schöne Frucht, die kaum zu keimen
Begann, da liegt sie schon erstarrt!
Mich weckt aus meinen frohen Träumen
Mit rauhem Arm die Gegenwart.

Die Wirklichkeit mit ihren Schranken
Umlagert den gebundnen Geist,
Sie stürzt, die Schöpfung der Gedanken,
Der Dichtung schöner Flor zerreißt. *Ma*

15 **Der feindlichen Vernunft** *Ma* | ₁₈ Den Stein Pygmalion *Ma*.

21-24 So schlängen meiner Liebe Knoten
Sich um die Säule der Natur,
Bis durch das starre Herz der Todten
Der Strahl des Lebens zuckend fuhr. *Ma*

25-26 Bis warm von sympathetischem Triebe
Sie freundlich mit dem Freund empfaud, *Ma*

Nach 40: Wie aus des Berges stillen Quellen
Ein Strom die Urne langsam füllt,
Und jetzt mit königlichen Wellen
Die hohen Ufer überschwält,
Es werfen¹ Steine, Felsenlasten
Und Wälder sich in seine Bahn,
Er aber stürzt mit stolzen Maistern
Sich rauscheinend in den Ozean. *Ma*

¹ Bei Goedeke XI, S. 25 durch ein Versehen: warfen.

„Wie] So¹ Ma | ₄₂ Ein reißend bergab rollend Rad, Ma | ₄₄ Pfad
Ma | ₄₆ Erhub Ma

65-68 Des Ruhmes Dunstgeist berührte
Die Weisheit, da verschwand der Trug
Der Liebe süßen Traum entführte
Ach! allzuschnell der Hore Flug. Ma.

54. **Der Kaufmann** (S. 108). Nach G. I, S. 185. Zuerst Ma 1796, S. 144.

5-6 Euch gehört der Kaufmann, ihr Götter. Er steuert nach Gütern,
Aber, geknüpft an sein Schiff, folget das Gute ihm nach. Ma.

55. **An die Proselytenmacher** (S. 108). Nach G I, S. 198. Zuerst Ma 1796, S. 155. Dort ganz abweichende Gestalt:

Ein Wort an die Proselytenmacher.

Nur Etwas Erde außerhalb der Erde,
Sprach jener weise Mann, und staunen solltet ihr,
Wie leicht ich sie bewegen werde!
Da eben liegt, ihr Herrn. Vergönnet mir
Nur einen Augenblick aus Mir herauszutreten,
Gleich will ich Euren Gott anbeten!

56. **Der Abend** (S. 109). Nach G I, S. 41. Zuerst Ma 1796, S. 165.

„Tethys M.

57. **Der Metaphysiker** (S. 110). Nach G I, S. 199. Zuerst Ma 1796, S. 171.

58. **Kolumbus** (S. 110). Nach G I, S. 32. Zuerst Ma 1796, S. 179.

59. **Würde der Frauen** (S. 110). Nach G I, S. 330. Zuerst Ma 1796, S. 186.

4-8 Sicher in ihren bewahrenden Händen
Ruh, was die Männer mit Leichtsinn verschwenden,
Ruhet der Menschheit geheiligtes Pfand. Ma

„Und die irren Tritte wanken Ma | ₃₁ Nähren] Pflegen Ma (bei Goedeke übersehen) | ₃₃ Wissens] Denkens Ma | Nach ₃₄:

Seines Willens Herrscheriegel
Drückt der Mann auf die Natur,
In der Welt verschäfthem Spiegel
Sieht er Seinen Schatten nur,
Offen liegen ihm die Schäze
Der Vernunft, der Phantasie,
Nur das Bild auf seinem Neze,
Nur das N a h e kennt er nie.

Aber die Bilder, die ungewiß wanken,
Dort auf der Flut der bewegten Gedanken,
In des Mannes verdüstertem Blick,
Klar und getreu in dem sanfsteren Weibe
Zeigt sie der Seele krystallene Scheibe,
Wirft sie der ruhige Spiegel zurück. Ma

¹ Bei Goedeke XI, S. 25 durch ein Versehen: vom lühnen statt von lühnent

25-28 *Zimmer widerstrebend, immer
Schaffend, kennt des Mannes Herz
Des Empfangens Wonne nimmer,
Nicht den süßgetheilten Schmerz, Ma*

40 *Nicht der Thränen sanfte Lust, Ma | 42 Fester seine feste Brust. Ma |
50 trozig] stürmisch Ma | Nach 62:*

*Seiner Menschlichkeit vergessen,
Wagt des Manres eitler Wahn
Mit Dämonen sich zu messen,
Denen nie Begierden nahm.
Stolz verschmäht er das Geleite
Leise warnender Natur,
Schwingt sich in des Himmels Weite,
Und verliert der Erde Spur.*

*Aber auf treuerem Pfad der Gefühle
Wandelt die Frau zu dem göttlichen Ziele,
Das sie still, doch gewisser erringt,
Strebt auf der Schönheit geflügeltem Wagen
Zu den Sternen die Menschheit zu tragen,
Die der Mann nur erbödtend bezwingt.*

*Auf des Mannes Stirne thronet
Hoch, als Königin, die Pflicht,
Doch die Herrschende verschont
Grausam das Beherrschte nicht.
Des Gedankens Sieg entehret
Der Gefühle Widerstreit,
Nur der ewige Kampf gewähret
Für des Sieges Ewigkeit.*

*Aber für Ewigkeiten entschieden
Ist in dem Weibe der Leidenschaft Frieden;
Der Nothwendigkeit heilige Macht
Hütet der Rüchtigkeit kostliche Blüthe,
Hütet im Busen des Weibes die Güte,
Die der Wille nur treulos bewacht.*

*Aus der Unschuld Schoß gerissen
Klimmt zum Ideal der Mann
Durch ein ewig streitend Wissen,
Wo sein Herz nicht ruhen kann,
Schwankt mit ungewissem Schritte,
Zwischen Glück und Recht getheilt,
Und verliert die schöne Mitte,
Wo die Menschheit fröhlich weilt.*

*Aber in kindlich unschuldiger Hille
Virgt sich der hohes geläuterte Wille
In des Weibes verklärter Gestalt.
Aus der bezaubernden Einfalt der Züge
Leuchtet der Menschheit Vollendung und Wiege,
Herrschet des Kindes, des Engels Gewalt. Ma*

60. **Abschied vom Leser** (S. 112). Nach *G I*, S. 334. Zuerst *Ma* 1796, S. 203. Überschrift: Stanzen an den Leser. *Ma* | Sängers Abschied *Gh*, danach *M*.

61. **Das Ideal und das Leben** (S. 113). Nach *G I*, S. 262. Zuerst *H* 1795, 9. Stück, S. 1. Dazu Abschrift von Charlotte Schillers Hand (*Ch*), nach Goedeke XI, S. 54. Überschrift: Das Reich der Schatten. *H* | Das Reich der Formen. *G¹* | Das Ideal und das Leben. *G²* | Nach ¹⁰ Zusatz:

Führt kein Weg hinauf zu jenen Höhen?
Muß der Blume Schmuck vergehen,
Wenn des Herbstes Gabe schwelen soll?
Wenn sich Lunens Silberhörner füllen,
Muß die andre Hälfte Nacht umhüllen?
Wird die Strahlenscheibe niemals voll?
Nein, auch aus der Sinne Schrauen führen
Pfade aufwärts zur Unendlichkeit,¹
Die von ihren Gütern nichts berühren,
Fesselt kein Gesetz der Zeit. *H*. In *K* unterm Text.

^{so} In der Schönheit Schattenreich! *H* | Nach ^{so}:

Und vor² jenen fürchterlichen Scharen
Euch auf ewig zu bewahren,
Brechet mutig alle Brücken ab.
Rittert nicht, die Heimath zu verlieren,
Alle Pfade, die zum Leben führen,
Alle führen zum gewissen Grab.
Opfert freudig auf, was ihr besessen,
Was ihr einst gewesen, was ihr seid,
Und in einem seligen Vergessen
Schwinde die Vergangenheit.

Keine Schmerzerinnerung entweih
Diese Freystatt, keine Neue,
Keine Sorge, keiner Thräne Spur.
Losgesprochen sind von allen Pflichten,
Die in dieses Heilighum sich flüchten,
Allen Schulden sterblicher Natur.
Aufgerichtet wandle hier der Sklave,
Seiner Fesseln glücklich unbewußt,
Selbst die rächende Erinne schlafe
Friedlich in des Sünder Brust.

H. In *K* unterm Text.

³³ Schwebe *H* | ⁴⁰ erscheine *H*] Schwanket, feyre, fehert *Ch* | ⁴³ Wehe *H* | ⁴⁵ Leben] Schicksal *H* | ⁴⁹ erblicke *H* (Druckf.) | ⁵⁰ Fröhlich daß erreichte Ziel. *Ch* | ⁷³ Thatenvoll] Schöpferisch *Ch* | ⁷⁷ Ernst] Fleiß *Ch* | ⁸⁷ Zweifel] Stürme *Ch* | ⁹³ Schuldbefleckt dem Heiligen euch naht, *Ch*

¹⁰¹⁻¹¹⁰ Aber laßt die Wirklichkeit zurück
Reißt euch los vom Augenblicke,

¹ Unsterblichkeit *Ch*.

² vor] von *H* Druckf.

Und kein Grenzenloses schrekt euch mehr,
Und der ewige Abgrund wird sich füllen,
Nehmt das Heilge auf in euren Willen,
Und des Weltenrichters Thron steht leer.
Mit der Willkür ist der Zwang vernichtet,
Mit dem Zweifel schwindet das Gebot,
Mit der Schuld der Reine, der sie richtet,
Mit dem Endlichen der Gott. Ch

Vgl. Brief an Humboldt vom 7/9. 95, u. Goedeke.

¹¹² Laokoon } Priams Sohn H. Unter Druckfehler und Verbesserungen
am Schluß des Horenjahrgangs steht: lies Laokoon. Aber in G
hatte Schiller diese Berichtigung Humboldts vergessen; berichtet
erst M

¹¹²⁻¹¹³ ... den Schlangen
Unterliegt mit namenlosen Schmerz, Ch

¹¹⁹ heil'gen] mächtgern Ch | ¹²² reinen Formen] Schatten felig H
¹²⁵ tapfrer] schöner Ch | ¹²⁶ des Totenschiffers] den Acherontschen H
Mutig in des Höllenschiffers Kahn. Ch

62. **Der Genius** (S. 119). Nach G I, S. 23. Zuerst H 1795, 9. Stück, S. 89. Überschrift: Natur und Schule. H | Ist es denn wahr sprichst du,
was der Weisheit Meister mich lehren, H | modrigen K | kindlich]
einfach H | im Leben] in der Menschheit HG¹ | das Gefühl]
der Instinkt HG¹ | Noch fehlt H | Da ein sichres Gefühl noch
treu, wie am Uhrwerk der Zeiger, HG¹ | dahin!] nicht mehr. H |
so Frieden gestört.] Einklang entweicht. H | Statt

³¹⁻³³: Woltigt fließt der himmlische Strom in schuldigen Herzen,
Lauter wird er und rein nur an dem Quell noch geschöpft.
Dieser Quell, tief unten im Schacht des reinen Verstandes,
Fern von der Leidenschaft Spur, rieselt er silbern und kühl.
Aus der Sinne wildem Geräusch verschwand das Drakel
Nur in dem stilleren Selbst hört es der horchende Geist.
Aber die Wissenschaft nur vermag den Zugang zu öffnen, H

⁴⁰ ihr Rufen] ihre Stimme H | Nach 44:

Nie der verschlagene Witz des Gewissens Einfalt bestricken,
Niemals, weißt du's gewiß, wanken das ewige Steur? H

⁴⁷ eh'rнем] eisernem H | ⁴⁹ Herrschen wird durch die ewige Zeit, wie
Polyklets Regel, H | ⁵¹ Redest, wird die Herzen der Menschen allmäch-
tig bewegen, H | Nach 54:

Aber blind erringst du, was wir im Lichte verfehlten,
Und dem spielenden Kind glüdt, was dem Weisen misslingt. H

63. **Das verschleierte Bild zu Saïs** (S. 121). Nach G II, 108.
Zuerst H 1795, 9. Stück, S. 94.

64. **Der philosophische Egoist** (S. 123). Nach G I, 192. Zuerst
H 1795, 9. Stück, S. 126. | ⁵ Hast du eine Mutter gehn, wenn sie
Schlummer dem Kinde H | ⁶ Träumende] Sorglose H träumende
M | ⁷ Nährt mit ihrem eigenen Leben H

65. **Die Antike an den nordischen Wandrer** (S. 124). Nach G I, S. 150. Zuerst H 1795, 9. Stück, S. 128. Überschrift: Die Antike an einen Wanderer aus Norden. H | ₂ schwindliche H | Nach ₆:

Hinter dir liegt zwar dein nebligster Pol und dein eiserner Himmel,

Deine arkturische Nacht flieht vor Alsoniens Tag,

Aber hast du die Alpenwand des Jahrhunderts gespalten,

Die zwischen dir und mir finster und traurig sich thürmt?

Hast du von deinem Herzen gewälzt die Wolke des Nebels,

Die von dem wundernden Aug' wälzte der fröhliche Strahl?

Ewig umsonst umstrahlt dich in mir Ioniens Sonne,

Den verdüsterten Sinn bindet der nordische Fluch.

H, unterm Text K.

66. **Deutsche Treue** (S. 124). Nach G I, S. 200. Zuerst H 1795, 9. Stück, S. 130 | Nach ₂:

Jenen schützte Luxemburgs Macht, und die Mehrheit der Wähler,

Diesen der Kirche Gewalt und des Geschlechtes Verdienst. H

Aber den Prinzen Österreichs führt H | ₅ Mit dem Thron erkaufst er die Freyheit; H | ₁₁ Arm in Arm H (Druckf.) | ₁₃ Friedrichs K.

67. **Das Höchste** (S. 125). Nach H 1795, 9. Stück, S. 134. Fehlt G, erst in K aufgenommen.

68. **Ilias** (S. 125). Nach H 1795, 9. Stück, S. 135. Fehlt G, zuerst aufgen. in K | ₈ lautete nach Humboldts Briefe vom 31. Aug 1795 ursprünglich: Hat es doch nur eine einzige Mutter und trägt ihre Züge.

69. **Unsterblichkeit** (S. 126). Nach H 1795, 9. Stück, S. 136. Fehlt G, zuerst aufgen. in K.

70. **Der Spaziergang** (S. 126). Nach G I, S. 49. Zuerst H 1795, 10. Stück, S. 72. Überschrift: Elegie. H | ₃ belebte] lachende H | ₁₁ Prächtig brennen auf blühender Au die wechselnden Farben, H | ₁₂ Anmut] Wohllaut H | ₁₃ Frey, mit weithin verbreiteten Teppich empfängt mich die Wiese, H | ₁₅ summen geschäftige Bienen H die geschäftige Biene K M, Kurz, Boxberger u. a., sehr schlecht; denn gerade Besserung der Cäsur war Schillers Grund zur Änderung | ₁₆ röthlichen K | Nach ₁₆:

Durch die Lüste spinnt sich der Sonnenfaden, und zeichnet

Einen farbigten Weg weit in den Himmel hinauf, H

schlängelnder] mystischer HG¹ | ₂₇ Aber plötzlich zerreißt die Hülle. Der offene Wald giebt H | ₂₈ Unter mir seh ich endlos den Äther und über mir endlos, H | ₂₉ sieh!] fehlt H | ₄₅ Länder verknüpfende HGK | ₅₃ Die Reb'] Der Weinstock H | ₅₈ Gleich, wie dein Tagewerk, H |

Nach ₆₄: Unbemerkt entfliehet dem Blick die einzelne Staude,

Lehnt nur dem Ganzen, empfängt nur von dem Ganzen den Reiz. H

Majestätisch verkündigen ihn die H | ₇₃₋₇₆ hoch schläget in tausend Brüsten] in tausend Brüsten Schlägt H | ₇₉ Von dem Himmel steigen H | ₈₅ an] von H (wohl Druckversehen für an oder vor) | ₈₈ Sitten | Wahrheit H | ₉₂ Heerzug] Zuge H | ₉₅ doch nur der Ruhm kann zurücke, H |

97 verlündige] gieb Kunde *H* | 99 ihr Theuren! *H* | 105 Felsbruch] Brüche *H* Stein,] Fels, *H* | 107 erlöst *H* | 108 sprühen *G³* (1807) K sprüken *HG* | 109 goldene *M* | 114 ragenden] thürmenden *H* | 115 Siehe da wimmeln von fröhlichem Leben die Krahne, die Märkte, *H* | 121 Da gebiert dem Talente das Glück *H* | 122 der Lust.] empor, *H* | 124 vom Meißel] von Dädal *H* redet das fühlende Holz, *H* | 129 Gemache zeichnet *H* | 131 Prüft der Elemente Gewalt auf versuchender Waage, *H* | 135 dem stummen Gedanken die Presse, *H* | 141-142: Freyheit heißt die Vernunft, nach Freyheit rufen die Sinne, Behden ist der Natur züchtiger Gürtel zu eng. *H*.

143 Stürme *H* (bei Goedeke übersehen) | 146 wieget sich mastlos *H* | Nach 148: Unnatürlich tritt die Begier aus den ewigen Schranken, Lüsterne Willkür vermischt, was die Nothwendigkeit schied, *H*

149 Glauben und] die heilige *H* | Nach 150: Ihren Schleher zerreißt die Schaam, Afräa die Binde, Und der freche Gelüst spottet der Nemesis Baum, *H* 156 göttlichen Adel] göttliches Vorrecht *H* | 157-159: Keine Zeichen mehr findet die Wahrheit, verpräßt hat sie alle, Alle der Trug, der Natur köstlichste Töne entehrt, Die das Sprachbedürftige Herz in der Freude erfindet, *H*

Nach 160: Leben wähnst du noch immer zu fehn, dich täuschen die Züge, Hohl ist die Schaale, der Geist ist aus dem Leichnam geflohn. *H* 163 Lange Jahre, Jahrhunderte mag *H* | 164 Mag der Sitten, des Staats fernlose Hülse bestehn, *H* | Nach 166: Bif, verlassen zugleich von dem Führer von aussen und innen, Von der Gefühle Geleit, von der Erkenntnisse Licht. *H*

167 Einer Tigerin gleich] Eine Thygerin *H* | 171 Mauern *K* | Nach 172: Weit von dem Menschen fliehe der Mensch! Dem Sohn der Veränderung Darf der Veränderung Sohn nimmer und nimmer sich nahm, Nimmer der Frene den Frehen zum bildenden Führer sich nehmen, Nur was in ruhiger Form sicher und ewig besteht. *H*

174 hinter mir, vor mir] vorwärts und rückwärts *H* | 184 Mühen] Arbeit *H* (bei Goedeke übersehen) | 187 Der mit des Lebens furchtbaren Bild mich schaudernd ergriffen, *H*. Beweist, daß in *K* Semikolon nach ergriff falsch; vgl. Goedeke, XI, S. 90, Anm. | 189 Reiner von deinem reinen Altare nehm' ich mein Leben, *H* | 197 Wiegest auf gleichem Mutterschoose die wechselnden Alter; *H*

71. Die Teilung der Erde (S. 133). Nach *G²* I, S. 30. Zuerst *H* 1795, 11. Stück, S. 27 | 1 Da! Nehmt sie hin, die Welt! *H* | 2 den Menschenkindern zu. *H* | 3 Erb' und fehlt *H G¹* | 5 Da griff, was Hände hatte, zu, *H* Da lief, was Hände hatte, zu, *G¹* | 9-12:

Der Kaufmann füllte hurtig¹ sein Gevölb', die Scheune
Der Fermier, das Faß der Seelenhirt,

¹ hurtig fehlt *H G¹*, in *H* aber unter Druckfehler und Verbesserungen nachgetragen.

Der König sagte: Jeglichem das Seine:

Und mein ist — was geärrtet wird!¹ *H G¹*

¹⁸ Ganz spät erschien *H* | ¹⁴ Naht] Auch *H* | Erschien auch der Poet,
G¹ | ²¹ Wenn du zu lang dich in der Träume Land verweilet, *H G¹* |
²² Antwortete der Gott, *H* Antwortet' ihm der Gott, *G¹* | ²⁵ Stralen-
 angefische, *H G¹* | ²⁹ Was thun?] Was kann ich thun, *H*.

72. **Die Weltweisen** (S. 134). Nach *G II*, S. 113. Zuerst *H* 1795,
 11. Stück, S. 29. Überschrift: Die Thaten der Philosophen. *H* | ¹ Den
 Saß, *H* | ³ Der Nagel,] Den Kloben *H* unter Druckehler in Nagel
 verbessert, Kloben *G K M* | ¹⁵ Metaphysik] Philosophie *H* | ²⁵ Des
 Cartes | Leibniz *H*.

73. **Theophanie** (S. 136). Nach *G I*, S. 208. Zuerst *H* 1795,
 11. Stück, S. 40.

74. **Einem jungen Freunde**, als er sich der Weltweisheit widmete
 (S. 136). Nach *G II*, S. 132. Zuerst *H* 1795, 11. Stück, S. 41 | ⁵ harret?
H | ¹² Wahrheit *H*.

75. **Archimedes und der Schüler** (S. 137). Nach *G I*, S. 149. Zu-
 erst *H* 1795, 11. Stück, S. 42 | ⁷ Willst du nur Früchte, die kann
 auch eine Sterbliche zeugen, *H*.

76. **Menschliches Wissen** (S. 137). Nach *G I*, S. 72. Zuerst *H* 1795,
 12. Stück, S. 55 | ¹ in sie] in ihr *K* (irrtümlich).

77. **Die Sänger der Vorwelt** (S. 138). Nach *G I*, S. 169. Zuerst
H 1795, 12. Stück, S. 56, Überschrift: Die Dichter der alten und
 neuen Welt. *H* |

⁵⁻⁶: Ach, die Sänger leben noch jetzt, nur fehlen die Thaten
 Würdig der Lehrer, es fehlt ach! ein empfangendes Ohr. *H*
⁸ Wort.] Lied! *H* | ⁹ Feder, als wär ihm ein Sohn gebohren, empfing
 mit Entzücken *H* | ¹¹ entbrannten *H* | ¹⁴ Stimme der weisen Natur
 neues Orael noch klang, *H* | ¹⁵ Dem noch von außen das Wort der
 richtenden Wahrheit erichallte, *H* | ¹⁶ Die] Das *H* — Herzen] Busen *H* |
 Nach ¹⁶: Weh ihm, wenn er von außen es jetzt noch glaubt zu ver-
 nehmen,

Und ein betrogenes Ohr lehnt dem verführenden Ruf!
 Aus der Welt um ihn her sprach zu dem Alten die Muse,
 kaum noch erscheint sie dem Neu'n, wenn er die seine —
 vergisst. *H*

78. **Die Führer des Lebens** (S. 138). Nach *G II*, S. 200. Zuerst *H*
 1795, 12. Stück, S. 57, Überschrift: Schön und Erhaben. *H* | ¹ die
 durch das Leben dich leiten, *H* | ² siehn] gehn *H* | ⁹ erſten *H*.

79. **Karthago** (S. 139). Nach *G II*, 134. Zuerst *H* 1795, 12. Stück,
 S. 114 | ² Gewalt] Troß *H* | ⁵ erwirbt *H*.

80. **Zenith und Nadir** (S. 139). Zuerst *G II*, S. 207.

81. **Das Mädchen aus der Fremde** (S. 140). Nach *G I*, S. 3. Zuerst
Ma 1797, S. 17 | ⁷ Und *Ma*] Doch *G* Druckf.

82. **Pompeji und Herkulanium** (S. 141). Nach *G I*, S. 288. Zuerst
Ma 1797, S. 19. | ⁵ O kommt und seht! *Ma* | ⁷ Giebel an Giebel

¹ Und mir zählt, was geärrtet wird. *G¹*

richtet sich auf, der Portikus öffnet *Ma* | ₁₂ Agamemnon, umher sitze
das horchende Volk. *Ma* | ₁₃ führet der prächtige Bogen? *Ma* | ₂₂ schau-
drige *G²K*

25—28 Dafür: Heitere Farben beleben die Wand, mit blumiger Kette
fasset der muntre Feston reizende Bildungen ein. *Ma*

₃₇ Steht nicht hier noch der Dreyfuss *Ma* | ₃₉ Kaufet *Ma* | ₄₉ Griffel
zum Schreiben findet ihr hier und wächserne Tafeln, *Ma*.

83. **Die beste Staatsverfassung** (S. 143). *Ma* 1797, S. 32. Fehlt
G, zuerst in *K* aufgenommen.

84. **An die Gesetzgeber** (S. 143). *Ma* 1797, S. 32. Fehlt *G*, zuerst
in *K* aufgenommen.

85. **Würde des Menschen** (S. 143). *Ma* 1797, S. 33. Fehlt *G K*.

86. **Das Ehrwürdige** (S. 143). *Ma* 1797, S. 33. Fehlt *G*, zuerst
in *K* aufgenommen.

87. **Klage der Ceres** (S. 144). Nach *G I*, S. 5. Zuerst *Ma* 1797,
S. 34 | ₅₅ Thräne *K*, wohl versehentlich | ₅₃ feucht | ₅₄ trüb *Ma* | ₆₂ Gleis |
Pfad *Ma* | ₆₄ Fest bestehet Jovis Rath. *Ma* | ₆₆ Wenn von Norden |
Von des Nordens *Ma* | ₆₈ trauernd *M*.

88. **Falscher Studiertrieb** (S. 148). *Ma* 1797, S. 49. Fehlt *G*,
zuerst in *K* aufgenommen.

89. **Quelle der Verjüngung** (S. 148). *Ma* 1797, S. 51. Fehlt *G*,
zuerst in *K* aufgenommen.

90. **Die Geschlechter** (S. 148). Nach *G I*, S. 69. Zuerst *Ma* 1797,
S. 59 | ₁₇ Jezo Natur beschütze dein Werk! *Ma* | ₂₃ Seufzend flütert
im Winde das Rohr, sanft murmeln die Bäche, *Ma* | ₃₀ wehet | ₃₁ weht
K Druckfehler.

91. **Der Naturkreis** (S. 149). *Ma* 1797, S. 62. Fehlt *G*, zuerst
in *K* aufgenommen.

92. **Das Geschenk** (S. 150). Nach *G I*, S. 195. Zuerst *Ma* 1797,
S. 71.

93. **Der Genius mit der umgekehrten Fackel** (S. 150). *Ma* 1797,
S. 87. Fehlt *G*, zuerst in *K* aufgenommen.

94. **Macht des Weibes** (S. 150). Nach *G I*, 196. Zuerst *Ma*
1797, S. 88.

95. **Eugend des Weibes** (S. 151). *Ma* 1797, S. 89. Fehlt *G*,
zuerst in *K* aufgenommen.

96. **Weibliches Urteil** (S. 152). Wie 95.

97. **Korum des Weibes** (S. 151). Wie 95.

98. **Das weibliche Ideal** (S. 151). *Ma* 1797, S. 90. Fehlt *G*,
zuerst in *K* aufgenommen. „ malt | macht *K M* (Druckf.)

99—104. **Die schönste Erscheinung. Der griechische Genius. Er-
wartung und Erfüllung. Das gemeinsame Schicksal. Menschliches
Wirken. Der Vater.** (S. 152 und 153). *Ma* 1797, S. 91—114. Fehlt
G, zuerst in *K* aufgenommen.

105. **Dithyrambe** (S. 153). Nach *G I*, S. 151. Zuerst *Ma* 1797,
S. 120. Überschrift: Der Besuch. *Ma*. In *Gh* hat Schiller eigen-
händig die 2., 8. und 10. Zeile jeder Strophe mit der vorhergehen-
den verbunden.

106 und 107. **Liebe und Begierde. Güte und Größe** (S. 154 und
155) *Ma* 1797, S. 125. Fehlt *G*, zuerst in *K* aufgenommen.

108. **Votivtafeln** (S. 155). Nach *G I*, S. 303. — In *Ma* 1797, S. 152 ff. unter Überschrift *Tabulae votivae* 103 Epigramme, von denen 40, nämlich die obigen Nummern: 1—11, 13—19, 22, 26, 30, 33, 34, 36, 38—45, 47—49, 51—54, in *G* aufgenommen (No. 41 in *Ma* 2 Epigramme). In *K* hinzugefügt: Die *Triebfedern* und *Deutscher Genius*. Diese nebst weiteren 14 aus *Ma* oben als No. 111—126 der Gedichte abgedruckt. Es bleiben ausgeschlossen 47 der Epigramme aus *Ma*, von denen gegen 30 Goethe gehören mögen. Vgl. „Nachlese zu den Gedichten“. 2. **Die verschiedene Bestimmung.** ¹ beschäftigen sich, ¹ sorgen dafür, *Ma* ¹ ₅ der einzige streuet *Ma*. 5. **Unterschied der Stände.** ¹ Auch in der sittlichen Welt ist ein Adel; *Ma*. ¹ ₂ edle ¹ schöne *Ma*. 6. **Das Werte und Würdige.** ¹ so teile mir's mit, ¹ so gib es her *Ma*. 8. **Mitteilung.** ² Bei der Schönheit *Ma*. 12. **Jetzige Generation.** Zuerst *Ma* 1797, S. 49. ¹ immer *G* ¹ stets so *Ma*. 14. **Der gelehrte Arbeiter.** Überschrift: Der *Philister*. *Ma* ¹ ₁ labt ¹ belohnt *Ma*. 15. **Pflicht für jeden.** Auch von Goethe in seine Werke aufgenommen. 16. **Aufgabe.** Auch von Goethe aufgenommen mit der Änderung des Anfangs: Gleich sei keiner dem andern. 20. **Der Aufpasser.** Zuerst *Ma* 1797, S. 56. 21. **Weisheit und Klugheit.** Zuerst *H* 1795, 9. Stück, S. 132 ¹ ₃ Statt Kurzfrichtige nach dem Brief an Humboldt vom 5/9. 95 ursprünglich Verzagte ¹ ₃ das dir zurückflieht, ¹ von welchem du scheidebst, *Ma*. 23. **Politische Ehre.** Zuerst *Ma* 1797, S. 32. 24. **Majestas populi.** Zuerst *Ma* 1797, S. 33 ¹ ₄ Nieten ¹ Nummern *Ma* ¹ nur ¹ blos *Ma*. 25. **An einen Weltverbesserer.** Zuerst *H* 1795, 9. Stück, S. 133 ¹ ₁ Alles, sagst du mir, opfert' ich hin, *H* ¹⁰ Laß du das liebe Geschick walten *H*. 27. **An die Astronomen.** Zuerst *Ma* 1797, S. 99 ¹ ₁ Prahlt doch nicht immer so mit euren Nebelgestirnen, *Ma* ¹ ₂ die Natur ¹ der Schöpfer *Ma* ¹ sie ¹ er *Ma*. 28. **Astronomische Schriften.** Zuerst *Ma* 1797, S. 244. Überschrift: Der astronomische Himmel. *Ma* ¹ ₁ So erhaben, so groß ist, so weit entlegen der Himmel! *Ma* ¹ ₂ stand auch bis dahin den Weg. *Ma*. 29. **Der beste Staat.** Zuerst *Ma* 1796, S. 157. 31. **Inneres und Äußeres.** Zuerst *Ma* 1797, S. 104. Überschrift: Innerer Wert und äußere Erscheinung. *Ma*. 32. **Freund und Feind.** Zuerst *Ma* 1797, S. 104. nutzen *Xen* 641. 34. **Schöne Individualität.** Überschrift: Harmonie und Identität. *Xen* 195. 196. ¹ ₄ Heil dir *Xen* 196. 35. **Die idealische Freiheit.** Zuerst *H* 1795, 12, S. 114. Überschrift: Ausgang aus dem Leben. *H*. Unter jetziger Überschrift *GI* 316, sonderbarerweise in *G II* 207 nochmals aufragen, und zwar unter der alten Überschrift. ¹ ₃ Zeit. *H*. 36. **Die Mannigfaltigkeit.** ³ wechselnden ¹ spielenden *Ma* ¹ ₄ ewig ¹ immer *Ma* ¹ ₅ bildend ¹ liebend *Ma*. 37. **Die drei Alter der Natur.** Zuerst *G I*, S. 317. 39. **Der Nachahmer.** Überschrift: Der Nachahmer und der Genius. *Ma* ¹ ₃ Nur an gebildetem Stoff kannst du.. dich bilden *Xen*. 229. 40. **Genialität.** ³ unermesslicher ¹ unergründlicher *Ma*. 41. **Die Fischer.** Im *Ma* als zwei Epigramme: *Metaphysiker* und *Physiker* und *Die Versuche*. ¹ von außen, von innen *Xen*. 159 ¹ ₂ mittenden ¹ grausamen *Ma* ¹ ₃ fangen ¹ greifen *Ma* ¹ ₄ Geistesstritt ¹ leisem Triti *Ma*. In *Xen* stehen die beiden Distichen in umgekehrter Reihenfolge und V. 3 lautet: Tausend Spione lauren auf deine Spuren, o

Wahrheit. 42. **Die schwere Verbindung.** Auch von Goethe aufgenommen. 44. **Das Naturgesetz.** ¹ immer] von jehir *Xen* 242 | wird's auch bleiben *Xen* 242. 46. **Tonkunst.** Zuerst *G I*, S. 321. fordr' ich Ausg. seit 1817. 47. **Sprache.** erscheinen? *K* erscheinen! *Ma.* 49. **Der Meister.** ¹ ausspricht | darstellt *Xen* 368 | ² An dem, was er verschweigt, kennt man den Meister des Styls. *Xen* 368. 50. **Der Gürtel.** Zuerst *G I*, S. 322. 54. **Die Kunst der Musen.** Überschrift: Das ungleiche Schicksal. *Ma.* 55. **Der Homeruskopf als Siegel.** Zuerst *Ma* 1797, S. 85. | ¹ zarte] füße *Xen* 559.

109. **Kleinigkeiten** (S. 165). Aus *G II*, S. 204. 1—3 zuerst im *Ma* 1797, S. 67, 4—8 *Ma* 1798, S. 240 u. 255. 2. **Das Distichon.** flüssige | silberne *Ma.* 4. **Der Obelisk.** ² Kraft | Mut *Xen* 535. 5. **Der Triumphbogen.** ¹ den Bogen des Himmels *Xen* 536. 7. **Das Thor.** ¹ lade das Thor den Freien ein *Xen* 539.

110. **Das Regiment** (S. 166). *Ma* 1798, S. 156. Fehlt *GK*.

111—126 (S. 167—170). Stammen aus den *Tabulae votivae* des *Ma* 1797, 114 und 126 schon in *K* aufgen. Vgl. zu 108.

115. **Wahrheit** (S. 167). daß es doch Eines nur ist *Xen* 190.

116. **Schönheit** (S. 168). | ¹ manigfach] zahllos *Xen* 191. | ² daß es Eines doch bleibt macht ja das wechselnde schön. *Xen* 191.

120. **Der Verstand** (S. 168). | ¹ beseelen] beleben *Xen* 218.

123. **Wit und Verstand** (S. 169).

Der wagt zu wenig und jener zu viel — in der Nüchternheit mutig, Fromm in der Wahrheit zu sein, war dem Genie nur verliehn. *Xen* 232.

125. **Bedeutung.**

Was bedeutet dein Werk? so fragt ihr den Künstler, den Dichter, Freunde, fragt ihr mich so, kennt ihr das Schöne noch nicht. *Xen* 609.

127—154 (S. 170—181). Stammen aus den Xenien des *Ma* 1797, im ganzen 97 von den dortigen 414 Distichen. Davon in *G*: 127, 129, 130, 133, 135, 137, 144, 146, 148, 150 und die Gruppen 151, 152, 153, 154, zusammen 83 Disticha. Von den übrigen 14 sind 6 in *K* aufgen. (128, 131, 141, 142, 145, 147), 8 erst in der gegenwärtigen Ausgabe (132, 134, 136, 138—140, 143, 149).

127. **Der moralische Dichter** (S. 170). *G II*, 190. Überschrift: An einen gewissen moralischen Dichter. *Ma.*

128. **Das Verbindungsmittel** (S. 170). Auch von Goethe aufgen.

133. **Die Danaiden** (S. 171). Überschrift¹: Bibliothek schöner Wissenschaften. *Ma.*

144. **G. G.** (S. 173). Ursprüngliche Überschrift im Xenienmanuskript (Boas 1856): Gelehrte Societäten. Überschrift: *B. B.* *G¹*, Druckf., korrigiert *G²*. | ¹ sieht man] siebst du *Ma.* — Jeder, steht er nur einzeln, Xenienmanusk. | ² euch] dir *Ma.* Der Anfang des Pentameters hieß im Xenienmanusk. zuerst: Stehn sie zusammen, sogleich, dann geändert: Sind sie beisammen, sogleich,

¹ Im Xenienmanuskript ist es überschrieben *Dyk* und seine Gesellen. *Dyk* war der Verleger und Herausgeber der „Bibliothek schöner Wissenschaften“; der Name ist nicht von Schiller, sondern von Goethes Schreiber eingetragen. Die Urheberschaft ist danach zweifelhaft, obgleich Schiller selbst das Gedicht aufnahm; daher fehlt es in *M* (1860) u. a.

endlich von Goethe geändert: Sind sie *in Corpore*, gleich wird ein Dummlopf daraus, worin dann beim Druck des *Ma* noch das dir eingeschoben wurde.

146. **Griechheit** (S. 174). Im *Ma* als drei Epigramme unter den Überschriften: [1] Die zwei Fieber. [2] Griechheit. [3] Warnung.

148. **Die Sonntagskinder** (S. 174). Im *Ma* als zwei Epigramme, aber in umgekehrter Reihenfolge, unter den Überschriften: Die Geschwindschreiber. und Die Sonntagskinder.

150. **Die Homeriden** (S. 175). In *Ma* als 3 Epigramme, Überschriften: [1] Rhapsoden. [2] Viele Stimmen. [3] Rechnungsfehler.

151. **Die Flüsse** (S. 175). In *Ma* ohne diese Gesamtbezeichnung unter den einzelnen Überschriften. Vor 3 dort noch:

Donau in B.**

Bacchus der lustige führt mich und Romus der fette durch reiche Triften, aber verschämt bleibt die Charis zurück.

2. **Rhein und Mosel.** , unsre Umarmung erfreut *Ma*.

3. **Donau in **.** Überschrift: *Donau in D**. Ma*.

7. **Pleiße.** , Bach] Bächlein *Ma*. (Bei Goedeke übersehen.)

11. **Gesundbrunnen zu **.** , Flüsse] Bäche Xenienmanuskr.

12. **Pegnitz.** Überschrift: *P** bei N** Ma*.

16. **Les fleuves indiscrets.** , Schützchen] Steine Xenienms.

152. **Jeremiade** (S. 177). Nach *G II*, S. 191. In *Ma* 10 Epigramme, Überschriften: [1] Jeremiaden aus dem Reichsanzeiger. [2] Böse Zeiten. [3] Scandal. [4] Das Publikum im Gedränge. [5] Das goldene Alter. [6] Comödie. [7] Alte deutsche Tragödie. [8] Roman. [9] Deutsche Prosa. [10] Chorus.

153. **Die Philosophen** (S. 178). Nach *G II*, S. 182. In *Ma* ohne Gesamtbezeichn., Überschriften: [1] Philosophen. [2] Aristoteles. [3] Dringend. [4] Einer aus dem Haufen. [5] Ich. [6] Ein zweiter. [7] Ein dritter. [8] Ein vierter. [9] Ein fünfter. [10] Ein sechster. [11] Ein siebenter. [12] Ich. [13] Ein achter. [14] Ich. [15] David Hume. [16] Rechtsfrage. [17] Puffendorf. [18] Gewissenskrupel. [19] Decimus.

3. **Lehrling.** , Halse,] Leibe, *Ma*.

6. **Zweiter.** , doch Dinge *K*.

10. **Sechster.** , seß' ich ein Nicht=Ich dazu. *Ma*.

154. **Shakespeares Schatten. Parodie.** (S. 181). Nach *G I*, S. 275. In *Ma* ohne Gesamtüberschrift als 23 Epigramme; Überschriften: [1] Hercules. [2] Heracliden. [3] Pure Manier. die folgenden abwechselnd Er. und Ich. überschrieben. ¹⁻² die hohe Kraft des Herakles, Seinen Schatten] den gewaltigen Hercules! Seine Übersetzung! *Ma* | ¹⁰ alten Röthurn] guten Geschmack *Ma* | ²⁷ Achill] Anton *Ma* | Andromache *K*.

155. **Das Spiel des Lebens** (S. 182). Nach *G II*, S. 221.

156. **Die Begegnung** (S. 182). Nach *G I*, S. 89. Zuerst *H* 1797, 10. Stück, S. 109. , sah *H*, bloß Druckfehler, trotz Goedeke. ²⁸ das edle nach Putache (Ausg. 1884) das Edle *H G K* | ³⁰ Blume *H G M*.

157. **Das Geheimnis** (S. 184). Nach *GI*, S. 15. Zuerst *Ma* 1798, S. 299. | ₅ komm'] schleich' *Ma*.
158. **Die Erwartung** (S. 185). Nach *GI*, S. 165. Zuerst *Ma* 1800, S. 226 | ₂₃ der Verschwiegene, *G³*.
159. **An Emma** (S. 187). Nach *GI*, S. 300, *Ma* 1798, S. 115. Überschrift: Elegie an Emma. *Ma* | ₁₇₋₁₈:
- Ob der Liebe Lust auch flieht,
Ihre Pein doch nie verglüht. *Ma*.
160. **Am Geburtstage der Frau Griesbach** (S. 188). Zuerst in „Zeitgenossen“ dritte Reihe, erster Band (Leipzig 1829. Nr. VIII, S. 52); mitgeteilt von R. B. Abeken in Osnabrück.
161. **Die Worte des Glaubens** (S. 189). Nach *GI*, S. 28. Zuerst *Ma* 1798, S. 221 | ₂₉ nimmer sein] aller *Ma*. | ₃₀ So lang er noch] Wenn er nicht mehr *Ma*.
162. **Licht und Wärme** (S. 190). *GI*, S. 184. Zuerst *Ma* 1798, S. 258.
163. **Breite und Tiefe** (S. 191). *GI*, S. 202. Zuerst *Ma* 1798, S. 263.
164. **Der Taucher** (S. 191). *GI*, S. 129. Zuerst *Ma* 1798, S. 119. — Der Zusatz Ballade¹ gestrichen *Gh* | ₁ Rittermann] Ritter *G¹* (wohl Druckf.) | ₇ sprach *Ma* | ₃₃ und ₆₉ sprütet *Ma* *G* | ₁₁₄ regte *Ma* *G¹* | ₁₂₁ war mir's *Ma*.
165. **Der Handschuh** (S. 196). *GI*, S. 139. Zuerst *Ma* 1798, S. 41 — Der Zusatz Erzählung gestrichen *Gh* | ₂₇ Und reckt die Zunge] Nach Goethes Brief an Schiller vom 29/7. 97 wahrscheinlich ursprünglich: Und lebt sich die Zunge. | ₆₅ Und der Ritter sich tief verbeugend, spricht: *Ma*. Jetzige Lesart die ursprüngliche. Vgl. oben, S. 342.
166. **Der Ring des Polykrates** (S. 198). *GI*, S. 143. Zuerst *Ma* 1798, S. 24. — Der Zusatz Ballade gestrichen *Gh* | ₁₈ festlich] göttlich *K* | ₄₀ Kreter waffenkund'ge] Sparter nie besiegte *Ma* | ₄₇ Kreter] Sparter *Ma* | ₇₁ ergezen *Ma* | ₈₃ Herbej der Koch erschrocken eilet, *Ma*.
167. **Nadoweissische Totenklage** (S. 201). *GI*, S. 202. Zuerst *Ma* 1798, S. 237. Überschrift: Nadoweissiers Totenlied *Gh* danach *M*.
168. **Ritter Loggenburg** (S. 203). *GI*, S. 73. Zuerst *Ma* 1798, S. 105. — Der Zusatz Ballade gestrichen *Gh* | ₃ fordert *G³* *K* | ₄₉ Und er baut *K*.
169. **Die Kraniche des Ibykus** (S. 205). *GI*, S. 155. Zuerst *Ma* 1798, S. 267 | Der Zusatz Ballade gestrichen *Gh* | ₅₈ Poseidons] Neptunus *Ma* | ₆₂ fordert *K* | ₉₁ Theseus *Ma* *G* | ₉₂ Erebrops *Gh*, danach *M* | ₁₁₆ Sünder] Frevler *Gh*, danach *M* | ₁₁₈ Erinnen *M*.
170. **Der Gang nach dem Eisenhammer** (S. 211). *GI*, S. 171. Zuerst *Ma* 1798, S. 306. — Der Zusatz Ballade gestrichen *Gh* | ₁₁ lebt' *Gh* | ₂₄ wohlgestalten] ammuthsvollen *Ma* | ₂₇ Dem] Ihm *Ma* | ₉₇ zweon *Ma* | ₁₄₀ in schnellem *Ma* *G¹* | ₁₅₁ Chorgehüsse *K* | ₁₇₄ Klingend *M*, willkürlich | ₁₈₇ grinsend zuerst Ausg. 1835, danu *M* | ₂₂₈ Wird glühend und wird blaß *Ma* *G¹* | ₂₂₈ zum Wald] Die Straß, *Ma* *G¹*.

¹ Oben im Text versehentlich fortgelassen.

171. **An Demoiselle Slovoigt** (S. 218). Zuerst *Ta* 1812, dann *K.*

172. **Hoffnung** (S. 219). *G I*, S. 205. Zuerst *H* 1797, 10. Stück, S. 107 | ₉ begeistert] lockt *Gh M.*

173. **Das Glück** (S. 219). *G I*, S. 17. Zuerst *Ma* 1799, S. 62 | ₇ Eh er es lebte, ist ihm *Ma* | ₂₄ Bannes] Baumes Druckf. Goedeke | ₂₈ himmlischen Höhn] seinem Olimp *Ma* | ₃₅ Ihm gehorchen die wilden Gemüter, das *Ma*. Nach ₃₆:

Ein gebohrrener Herrscher ist alles Schöne und sieget
Durch sein ruhiges Nahm wie ein unsterblicher Gott. *Ma.*

Nach ₄₆:

Um den heiligen Herd stritt Hektor, aber der Fromme

Sank dem Beglückten, denn ihm waren die Götter nicht hold. *Ma*
₆₃ ersteht] steigt *Ma* | Nach ₆₆:

Aber du nennest es Glück, und deiner eigenen Blindheit
Beißt du verwegen den Gott, den dein Begriff nicht begreift. *Ma.*

174. **Der Kampf mit dem Drachen** (S. 222). *G I*, S. 113. Zuerst *Ma* 1799, S. 151 | ₂₁ nach dem Kloster] zum Ballaste *Ma* | ₂₃ Komma nach Spitals zuerst *K* | ₂₆ Jüngling] Großkreuz *Ma* | ₃₆ Pilgrim *Ma* | ₆₅ nagten *K M*, willkürlich | ₈₂ dem] den *G³ K* | ₉₇ Dies] das *K* willkürlich | ₁₁₇ eine] einer *Ma G¹* | ₁₂₆ Dockenpaar, *Ma*; ebenso ₁₆₅ ₁₃₉ adeliger spätere Ausgaben (1835) | ₁₄₇ Docken *Ma*; ebenso ₂₀₆ ₂₅₉ fordern Ausg. von 1835. *M.*

175. **Die Bürgschaft** (S. 231). *G I*, S. 34. Zuerst *Ma* 1799, S. 176. Überschrift: Damon und Pythias. *Gh*. Daraufhin dem ursprünglichen Titel hinzugefügt: Damon und Phintias *M*, letzteren Namen willkürlich. Der Zusatz Ballade gestrichen *Gh* | ₂ Möros] Damon *Gh M* | ₆₀ treibet die Angst ihn *Ma G¹ M* | ₇₁ für] vor *G³ K*; ebenso ₁₂₉ | ₁₂₇ ergreift *K*.

176. **Das Eleusische Fest** (S. 235). *G I*, S. 78. Zuerst *Ma* 1799, S. 189. Überschrift: Bürgerlied. *Ma* | ₂ auch] euch *G²* (Druckf.) | ₅₁ Glaubig *Ma* (Vgl. Gedicht 203 ₆₃) | ₈₈ Und so spricht *Ma* | ₁₂₄ Erz K u. ff.¹ | ₁₃₃ Mauern *G³* | ₁₉₂ Segnend] Reiche, *Ma.*

177. **Reiterlied** (S. 241). Wallenstein. Erster Teil. 1800. Zuerst *Ma* 1798, S. 137 (nur die ersten 6 Strophen). Für die Gedichtsammlung bestimmt in *Gh* und danach in *M* 1860 aufgenommen. Nach jeder Strophe werden im Wallenstein die beiden letzten Zeilen vom „Chor“ wiederholt. Dies in *Gh* durchgestrichen | ₂₅ Reuter *Ma* | ₂₉ wirbet *Ma* | Nach ₄₂ Zusatz für spätere Aufführung:

Auf des Degens Spitze die Welt jetzt liegt,
Drum froh, wer den Degen jetzt führet!
Und bleibt nur wacker zuzuhören
Ihr zwingt das Glück und regiert.
Es jetzt keine Krone so fest, so hoch,
Der mutige Springer erreicht sie doch.

¹ Die veraltete Form Erz auch in den „Räubern“ (Bd. II, S. 41, 22) und bei Lessing, Wieland, Haller u. a.

Diese Strophe ist mit einigen Verschiedenheiten der Lesart abgedruckt im „Reiterlied von Schiller.“ (Stuttgart und Tübingen 1807) in *Ta* 1808, bei Hoffmeister, Nachlese 3, 220 u. a.

178. **Des Mädchens Klage** (S. 243). *G I*, S. 67. Zuerst *Ma* 1799, S. 208. Wallenstein. Erster Teil 1800 (nur Strophe 1 u. 2) | ₃ sitzt | wandelt *Wall*. | ₆ seufzt | singt *Wall*. | ₇ vom | von *Ma Wall*.

179. **Nänie** (S. 244). Nach *G I*, S. 325. Auch das Schöne muß sterben, das Menschen und Götter bezwinget! *K* | ₈ Wenn *K*.

180. **Das Lied von der Glöde** (S. 245). *G I*, S. 91. Zuerst *Ma* 1800, S. 243 | ₂₅ *Brei*, | *Brei!* *M* willkürlich | ₄₅ von | vom mehrere Ausgaben seit 1840, auch *M*; willkürlich | ₁₉₆ *Quellen*, | *Quellen* *G³K* | ₂₇₂ *Bursch K* | ₂₇₄ Nach fördert neue Zeile *Ma* | ₂₇₇ Nach ziehen neue Zeile *Ma* | ₂₇₉ Versteilung:

Breitgestirnte
Glatte Schäaren kommen brüllend, *Ma*

288 Nach junge neue Zeile *Ma* | ₂₉₀ Nach Straße neue Zeile *Ma* | ₂₉₃ Nach Stadithor neue Zeile *Ma* | ₂₉₅ Verderblich | Und grimmig *Ma* | ₃₀₀ Sie leuchtet nicht *Ma* | ₃₀₉ im blauen erst *K*.

181. **Spruch des Konfucius** (S. 257). *G I*, S. 112. Zuerst *Ma* 1800, S. 209 | ₃ Länge, *Ma G Länge K* | Nach ₁₀ Mit allfassendem Gefühl, *Ma* (Reim auf *Ziel*).

182. **Die Worte des Wahns** (S. 258). *G I*, S. 298. Zuerst *Ta* 1801, S. 197 | ₁₀ glaubt | wähnt *Ta* | ₂₈ dennoch, | dennoch *G K M*.

183. **An Goethe**, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte (S. 259). *G I*, S. 270. | ₂ *Bu* | Zur *G³KM* u. f.

184. **Gesang des Pjörtners** (S. 262). *Macbeth*. 1801. Fehlt *G K M*.

185. **Die deutsche Muse** (S. 262). *G II*, S. 26.

186. **Die Antiken zu Paris** (S. 263). *G II*, S. 25. Zuerst *Tb* 1803 | ₃ nach | an *Tb* | ₄ *Musäen G¹*.

187. **Stammbuchblatt für August von Goethe** (S. 263). Zuerst in der Abendzeitung, 12. Julius 1825 (*Ab*). Oben nach Goedeke XI, S. 331 | ₁₀ Das die Söhne verknüpft, binde die Väter noch fort. *Ab* versehentlich, ebenso Döring 1835 und Hoffmeister, Nachlese (III, 280) 1856.

188. **Der Antritt des neuen Jahrhunderts** (S. 264). *G II*, S. 3. Zuerst *Ta* 1802, S. 167 | ₅ Und die Grenzen aller Länder wanken, *Ta* | ₇ seit der Kriegswut Schranken, *Ta*.

189. **Sehnsucht** (S. 165). *G II*, S. 23. Zuerst *Tb* 1803, S. 251 | ₆ jung | hell *Tb* | ₉₋₁₆ fehlt *Tb*.

190. **Das Mädchen von Orleans** (S. 266). *G II*, S. 76. Zuerst *Ta* 1802, S. 231. Überschrift: Voltaires Bucelle und die Jungfrau von Orleans *Ta* | ₅ Schäke | Hoheit *Ta* | ₁₇ lauten | wilden *Ta*.

191. **Hero und Leander** (S. 267). *G II*, S. 6. Zuerst *Ta* 1802, S. 153. — Der Zusatz Ballade gestrichen *Gh* | ₄₉ Steuernd nach dem fernen Strand *Ta* | ₇₀ Schaudervollem *Ta* | ₁₂₈ Schlund | Teich *Ta* | ₁₃₀ den Meeresgrund | dein flutend Reich *Ta* | ₁₉₄ Schäumend | Donnernd *Ta* | ₂₃₅ Spiegelglätte, erst *K* (nach Schillers Sprachgebrauch wohl eigentlich: in Spiegels Glätte).

192. **Parabeln und Rätsel** (S. 275). Turandot 1802 (enthält 6 und 10). Rätsel 1–6, 8, 10, 11, 13 in G¹ II, S. 233 ff., 7, 9, 12 G². — 1, 8, 11 auch in Ta 1803. 6. ₁₆ Öft schöner *Tur.* 8. ₁₈ nie *Ta* und (nach Dünzter) die Hamburger Theaterausgabe der Turandot, nur *G K.* — Lesart nur trotz Goedeke unverständlich. Druckfehler. 9. ₁ unser *M* (so auch Goethe, Motto der Farbenlehre). Schiller schrieb immer unsrer und eurer. | 11. ₇ Regentropfe *Ta G¹*.

193. **Dem Erbprinzen von Weimar** (S. 282). G II, S. 28. — Zuerst *Tb* 1803. Nach Überschrift: Mel. Bekränzt mit Laub den lieben ic. *Tb.* | _{9–12} fehlt *Tb* | ₁₃ führe] leite *Tb* | ₁₄ gnädiges] freundliches *Tb* | ₁₅ reines Herz] rein Gefühl *Tb* | ₂₅ Huldige] opfere du *Tb* | ₂₈ Und opfere dem Rhein,] Und auch dem Gott des Rheins, *Tb* | ₂₈ Ein Glas des besten Weins *Tb*.

194. **Die Kunst des Augenblicks** (S. 283). G II, S. 20. Zuerst *Tb* 1803. ₇ Ihn] Ihm *M*, dem Sinne nach gut, aber ohne Gewähr | ₉ was] nichts *Tb* | ₁₃ Rucht *Tb* | ₁₈ Schoß] Hand *Tb* | ₂₈ Fügt der Stein zum Steine sich, *Tb* | ₂₈ Röhrt des Werkes Seele dich *Tb*.

195. **An die Freunde** (S. 285). G II, S. 38. Zuerst *Ta* 1803.

196. **Die vier Weltalter** (S. 281). G II, S. 33. Zuerst *Ta* 1803. — Überschrift nach Schillers Brief an Körner vom 4/2. 1802 ursprünglich: *Der Sänger*.

197. **Kassandra** (S. 289). G II, S. 66. Zuerst *Ta* 1803. ₁₇ Freuden *KM* (ohne Anhalt) | ₁₁ des Mörders Auge *Ta* | ₁₂₀ Fallen *K* (ohne Gewähr).

198. **Thella** (S. 293). G II, S. 31. Zuerst *Ta* 1803. ₂ Schatten *K* | ₁₈ Vater, | Vater G² *K*.

199. **Der Jüngling am Bach** (S. 294). G² II, S. 338. Gesang Charlottes im Parasit IV, 4. ₂ wand] band *Par.* | ₁₇ soll] kann *Par.*

200. **Der Pilgrim** (S. 295). G II, S. 306 (310). ₂₈ Werf'] Warf *K*.

201. **Punschlied** (S. 296). G II, S. 235 (239).

202. **Punschlied. Im Norden zu singen** (S. 297). G² II, S. 332. Verglichen noch mit (Zelters) „Liedertafel“. Berlin 1818. (Z) und *Tb* 1804. ₁ freien] steilen *Z* | ₇ das] ihr *Z* | ₈ ist die] ihre *Z* | ₂₈ häuslichen] irdischen *Z* | ₃₀ Herdes] ird'schen *Tb* *Z* | ₄₁ sel'gen] fels'gen *Z* | ₄₃ Südens] Südmeers *Z Tb*.

203. **Der Graf von Habsburg** (S. 299). G² II, S. 316. Zuerst *Ta* 1804. — Der Zusatz *Ballade*¹ fehlt *Ta*, gestrichen *Gh* | ₁₀₁ euch *G² Ta*, auch *K* willkürlich.

104. **Das Siegesfest** (S. 303). G² II, S. 323. Zuerst *Ta* 1804. — Nach Schillers Kalender vom 22/5. 1803 Überschrift: *Die Helden vor Troja.* | ₅₅ Sprach's] Sprach *Ta* | ₅₇ Gattin *Ta Gh*, Göttin G² *K* Druckf. | ₁₀₉ Liedes] Leidens *K* u. a. Hoffmeisters Angabe, es stehe so in *Gh*, ist nach Goedeke falsch. | ₁₀₉ Weil] Wenn *Gh M* | ₁₄₃ weggeräumt, *K*, Druckf.

205. **Aus Wilhelm Tell** (S. 308). Erste Ausgabe des Stückes 1804, 4. *Jägerliedchen*. Überschrift nach Facsimile der Handschrift Schillers, worin hinzugefügt: *für Walther Tell, womit Actus III anzufangen.* | ₄ im] am *Tell* | ₁₂ freucht und fleugt *Tell*.

¹ Oben im Text versehentlich fortgelassen.

206. **Berglied** (S. 310). *G² II*, S. 313. Zuerst *Ta* 1805. ₂₂ Nach Abend, Nord,] Nach Abend und *Ta*.

207. **Wilhelm Tell** (S. 311). Nach Facsimile der Originalhandschrift (vgl. Goedeke XI, 401). Zuerst *Ta* 1807. Dann *K*.

208. **Der Alpenjäger** (S. 312). *G² II*, S. 335. Zuerst *Tb* 1805.
 5 gehen] gehen, *G²K*] ₉ der Schall] das Spiel *Tb* | ₁₁ geben, *G²K*]
 gehen *Tb* *Gh*. Komma nötig. | ₁₁ wilden] freien *Tb* | ₂₃ ihm] sich *Tb* |
 24 flieht die zitternde] Scheucht er fliehend die *Tb* | ₂ Setzt sie mit
 behendem *Tb* | ₂₇ geborßtner] gespaltner *Tb* *Gh* *M* | ₂₉ Über hinter ihr]
 Doch von Fels zu Fels *Tb* | ₃₁ schroffen] steilen *Tb* | ₃₃ Felsen]
 Klippen *Tb* | ₃₄ Und der wilde Jäger naht, *Tb* | ₃₅ steile Höhe] schroffe
 Jähe *Tb* | ₄₃ Und mit seinen] Schürend mit den *Tb* | ₄₄ Schützt er das
 gequälte] Deckt er das verfolgte *Tb* | ₄₅ Mußt] Darfst *Tb* | ₄₇ Raum]
 Raums *Tb*.

209. **Einem Freunde ins Stammbuch** (S. 314). Zuerst *Ta* 1806. Dann *K*.



Alphabetisches Verzeichnis der Anfangszeilen und Überschriften der Gedichte.

Seite	Seite		
Abſchied vom Leser	112	An Minna	53
Ach, aus dieses Thales Gründen	265	Archimedes und der Schüler	137
Adel ist auch in der sittlichen Welt	156	Astronomische Schriften	160
Alle Gewässer durchkreuzt	98	Auch das Schöne muß sterben	244
Allen gehört, was du denkst	158	Auch ich war in Arkadien geboren	57
Alles an diesem Gedicht	172	Auf der Berge freien Höhen	297
Alles, du Ruhige, schließt sich . .	149	Auf einem Pferdemarkt	101
Alles in Deutschland hat sich . . .	177	Auf einer großen Weide gehen	276
Alles kann mißlingen, wir	171	Aufgabe	158
Alles opfert' ich hin	159	Aufgerichtet hat mich auf hohem	166
Alles sei recht, was du thust . . .	159	Aus dem Leben heraus sind	162
Alles will jetzt den Menschen . . .	163	Aus der schlechten Hand	156
All ihr andern, ihr sprecht . . .	175	Ausgeartetes Kind der bessern	139
Am Abgrund leitet der	310	Aus Juvaviens Bergen strömt' ich . .	177
Amalia	10	Aus „Wilhelm Tell“	308
Am Geburtstage der Frau Gries- bach	188	Banges Stöhnen wie vorm nahen	14
An *	157	Bedeutung	169
An **	157	Bedigung	168
An ***	157	Bellagen soll ich dich?	73
An dem Eingang der Bahn liegt .	153	Berglied	310
An Demoiselle Glevoigt	218	Bilben wohl kann der Verstand	168
An den Dichter	164	Bittschrift	64
An den Frühling	36	Breite und Tiefe	191
An der Quelle saß der Knabe . .	294	Brutus und Cäsar	10
An die Astronomen	160	Buchhändler-Anzeige	173
An die Freude	61	Bürger erzieht ihr der sittlichen . . .	168
An die Freunde	285	Da ihr noch die schöne Welt	68
An die Gezegeber	143	Das Belebende	155
An die Muse	157	Das Deutsche Reich	172
An die Mystiker	158	Das Distichon	165
An die Profelytenmacher	108	Das edle Bild der Menschheit	266
An die voreiligen Verbindungs- stifter	173	Das Ehrwürdige	143
An einen Moralisten	35	Das eigne Ideal	158
An einen Weltverbesserer	159	Das Eleusische Fest	235
An Emma	187	Das Geheimniß	184
An Goethe	259	Das Geheimniß der Reminiszenz . .	39
An Körner	66	Das gemeinsame Schicksal	153
		Das Geschenk	150
		Das Geiß sei der Mann	166

	Seite		Seite
Das Glück	219	Der Kaufmann	108
Das Glück und die Weisheit	34	Der Kunstgriff	170
Das Höchste	125	Der Meister	164
Das Ideal und das Leben	113	Der Metaphysiker	109
Das ist eben das wahre Geheimniß	158	Der moralische Dichter	170
Das Kind in der Wiege	98	Der Nachahmer	162
Das Lied von der Glocke	245	Der Naturkreis	149
Das Mädchen aus der Fremde	140	Der Obelist	166
Das Mädchen von Orleans	266	Der philosophische Egoist	123
Das Mittelmäßige und das Gute	169	Der Pilgrim	295
Das Naturgesetz	163	Der Ring des Polykrates	198
Das philosophische Gespräch	172	Der Sämann	105
Das Regiment	166	Der Satz, durch welchen alles	134
Das dein Leben Gestalt	169	Der Schlüssel	158
Das Siegesfest	303	Der Spaziergang	126
Das Spiel des Lebens	182	Der spielende Knabe	104
Das Subjekt	167	Der Tanz	99
Das Thor	166	Der Taucher	191
Das Unverzichtliche	171	Der Triumphbogen	166
Das Unwandelbare	98	Der Triumph der Liebe	29
Das Verbindungsmitte	170	Der Vater	153
Das verkleidete Bild zu Sais	121	Der Verstand	168
Das weibliche Ideal	151	Der Vorzug	168
Das Werte und Würdige	156	Der Wohlige Homer	174
Deine Muse besingt, wie Gott sich	170	Der Zeitpunkt	171
Dem Erbprinzen von Weimar	282	Des Mädchens Klage	243
Der Abend	109	Deutscher Genius	170
Der Alpenjäger	312	Deutsches Lustspiel	173
Der anonyme Fluß	177	Deutsche Treue	124
Der Antritt des neuen Jahrhunderts	264	Deutschland? aber wo liegt es?	172
Der Aufpasser	158	Deutschland und seine Fürsten	101
Der beß're Mensch tritt in die Welt	190	Dich erwähl' ich zum Lehrer	157
Der beste Staat	160	Dichter, ihr Armen, was müßt ihr	171
Der Eichwald brauet	243	Dichtungskraft	169
Der epische Hexameter	165	Die achtzeilige Stanze	165
Der erhabene Stoff	170	Die Antike an den nordischen	124
Der Flüchtling	51	Die Antiken zu Paris	263
Der Gang nach dem Eisenhammer	211	Die Begegnung	183
Der Geist und der Buchstabe	172	Die berühmte Frau	73
Der gelehrte Arbeiter	157	Die beste Staatsverfassung	143
Der Genius	119	Die Blumen	38
Der Genius	162	Die Bürgschaft	231
Der Genius mit der umgekehrten	150	Die Danaiden	171
Der Graf von Habsburg	299	Die der schaffende Geist einst	37
Der griechische Genius	152	Die deutsche Muse	262
Der Gürtel	164	Die drei Alter der Natur	162
Der Handschuh	196	Die Entzückung an Laura	22
Der Homeruskopf als Siegel	165	Die Erwartung	185
Der ist zu furchtlos, jener zu kühn	169	Die Erzieher	168
Der Jüngling am Bach	294	Die Flüsse	175
Der Kampf	56	Die Forscher	163
Der Kampf mit dem Drachen	222	Die Freundschaft	43
		Die Führer des Lebens	138

Seite	Seite		
Die Geschlechter	148	Ein blühend Kind, von Grazien	72
Die Götter Griechenlands	68	Ein deutsches Meisterstück	172
Die Größe der Welt	37	Eine große Epoche hat	171
Die Kunst der Musen	165	Eine Leichenphantasie	12
Die Kunst des Augenblicks	283	Einem Freunde ins Stammbuch	314
Die Homeriden	175	Einem ist sie die hohe	172
Die Ideale	105	Einem jungen Freunde	136
Die idealische Freiheit	162	Eine nur ist sie für alle	167
Die Johanniter	104	Einer, das hört man wohl	172
Die Kindesmörderin	23	Einer jungen Freundin ins	
Die Kraniche des Ibnus	205	Stammbuch	72
Die Künstler	78	Ein frommer Knecht war Fridolin	211
Die Kunstschwäzer	164	Ein Gebäude steht da	278
Die Macht des Gesanges	96	Einig sollst du zwar sein	161
Die Mannigfaltigkeit	162	Ein Jüngling, den des Wissens	121
Die moralische Kraft	156	Ein Regenstrom aus Felsenrissen	96
Die Muse schweigt	112	Ein Vogel ist es, und an Schnelle	282
Die neuesten Geschmackstrichter	171	Elbe	176
Die Peterskirche	166	Elegie auf den Tod eines Jüng-	
Die Philosophen	178	lings	14
Die Philosophieen	165	Elysium	42
Die Sänger der Vorwelt	138	Endlich erblickt' ich auch	181
Die **schen Flüsse	177	Entzweit mit einem Favoriten	34
Die Schlacht	27	Er stand auf seines Daches Zinnen	198
Die schöne Brücke	166	Erwartung und Erfüllung	153
Die schönste Erscheinung	152	Es donnern die Höhen	309
Die schwere Verbindung	163	Es führt dich meilenweit	275
Diese nur kann ich dafür	143	Es glänzen viele in der Welt	191
Die Sonntagskinder	174	Es lächelt der See	308
Die Teilung der Erde	133	Es reden und träumen	219
Die Triebfedern	167	Es steht ein groß geräumig Haus	276
Die Übereinstimmung	159	Ewig klar und spiegelrein und eben	113
Die unüberwindliche Flotte	66	Ewig start an deinem Mund	39
Die verschiedene Bestimmung	155	Ewig strebst du umsonst	168
Die vier Weltalter	286	Falscher Studiertrieb	148
Die Weisheit wohnte sonst	95	Fastenspeisen dem Tisch des from-	
Die Weltweisen	134	men Bischofs	177
Die Worte des Glaubens	189	Feindschaft sei zwischen euch!	173
Die Worte des Wahns	258	Festgemauert in der Erden	245
Die zwei Tugendwege	105	Flach ist mein Ufer	175
Dilettant	164	Forum des Weibes	151
Dithyrambe	153	Frauen, richtet mir nie	151
Donau in **	175	Frauen	167
Dreifach ist der Schritt der Zeit	100	Frei von Tadel zu sein	163
Dreifach ist des Raumes Maß	257	Freude, schöner Götterfunken	61
Drei Worte hört man	258	Freude war in Trojas Hallen	289
Drei Worte nenn' ich euch	189	Freunde, bedenkt euch wohl	174
Dumm ist mein Kopf	64	Freund! Genügsam ist der	43
Du selbst, der uns von falschem	259	Freund und Feind	161
Du willst Wahres mich lehren	157	Frisch atmet des Morgens	51
Edler Freund, wo öffnet sich	263	Fromme, gesunde Natur	167
Ehret die Frauen! sie flechten	110	Fürchte nichts, sagte der Meister	166
Ehret ihr immer das Ganze	143	Ganz hypochondrisch bin ich	177

	Seite		Seite
Gefährliche Nachfolger	174	Jeder wandle für sich	173
Genialität	163	Jener mag gelten, er dient doch	167
Gesang der barmherzigen Brüder	309	Jeremiade	177
Gesang des Pförtners	262	Jetzige Generation	157
Gesundbrunnen zu **	176	Jetzt kein Wort mehr	177
G. G.	173	Kannst du nicht allen gefallen	163
Glaub' ich, sprichst du	119	Kannst du nicht schön empfinden	156
Glaubt mir, es ist kein Märchen	148	Kant und seine Ausleger	171
Glücklicher Säugling, dir ist	98	Karthago	139
Gott nur siehet das Herz!	161	Kassandra	289
Graf Eberhard der Greiner	54	Raum hat das kalte Fieber	174
Griechheit	174	Rein Augustisch Alter blühte	262
Große Monarchen zeugtest du	101	Keiner sei gleich dem andern	158
Gruppe aus dem Tartarus	41	Kennst du das Bild	277
Gut, daß ich euch, ihr Herren	178	Kinder der verjüngten Sonne	38
Gutes aus Guten das kann	162	Klage der Ceres	144
Gutes in Künsten verlangt ihr?	164	Kleinigkeiten	165
Güte und Größe	155	Kolumbus	110
Hast du den Säugling gejehn	123	Korrektheit	163
Hast du etwas, so teile mir's mit	156	Kurz ist mein Lauf	176
Hektors Abschied	9	Lange kann man mit Marken	172
Hero und Leander	267	Lasz die Sprache dir sein	164
Herrlich kleidet sie euch	104	Laura am Klavier	20
Herzlich ist mir das Laster	160	Laura, Sonnenaufgangsglut	45
Hoffnung	219	Laura, über diese Welt	22
Holde Knabe, dich liebt das Glück	265	Leben atmete die bildende Kunst	164
Horch — die Glocken hallen	23	Leben gab ihr die Fabel	162
Horch — wie Murmeln	41	Leider von mir ist gar nichts	176
Hör' ich das Pförtchen	185	Les fleuves indiscrets	177
Ich drehe mich auf einer Scheibe	281	Licht und Farbe	161
Ich wohn' in einem steinernen	281	Licht und Wärme	190
Ihr — ihr dort außen	54	Lieben Freunde, es gab	285
Ihr Matten lebt wohl	308	Liebe und Begierde	154
Ihr waret nur für wenige	66	Lieblich sieht er zwar aus	150
Ilias	125	Lied des Alpenjägers	309
Im	176	Lied des Fischerknaben	308
Im Hexameter steigt	165	Lied des Hirten	308
Immer strebe zum Ganzen	158	Mach auf, Frau Griessbach	188
Immer treibe die Furcht	167	Macht des Weibes	150
Immer zerreißet den Kranz	125	Mächtig seid ihr, ihr seid's	150
In das Folio-Stammbuch eines Kunstfreundes	95	Main	175
In dem Gürtel bewahrt	164	Majestas populi	159
In den Ozean schifft	153	Majestät der Menschennatur	159
In einem Thal bei armen Hirten	140	Männer richten nach Gründen	151
Innereß und Äußerest	161	Meine Antipathie	160
Ist der holde Lenz erschienen?	144	Meine Burgen zerfallen zwar	175
Ja, der Mensch ist ein ärmlicher Jägerliedchen	170	Meine Laura, nenne mir	18
Jahrelang bildet der Meister	309	Meine Ufer sind arm	176
Jahrelang schöpfen wir	174	Mein Glaube	161
Jeden anderen Meister erkennt	171	Melancholie an Laura	45
Jeder, sieht man ihn einzeln	104	Menschliches Wirken	153
	173	Menschliches Wissen	137
		Mich umwohnet mit glänzendem	175

Seite	Seite		
Millionen beschäftigen sich	155	Sahest du nie die Schönheit	152
Mit dem Pfeil, dem Bogen	309	Salzach	177
Mit dem Philister stirbt	165	Schaffen wohl kaum sie den Stoff	169
Mit erstor'b'nem Scheinen	12	Schmeichelnd lockt das Thor	166
Mitteilung	156	Schöne Individualität	161
Monument Moors des Räubers	49	Schönheit	168
Monument von unsrer Zeiten		Schönheit ist ewig nur eine	168
Schande	22	Schon jo lang' umarm' ich	175
Nadowessische Totenlage	201	Schön wie Engel voll Walhallas	10
Nänie	244	Schwäget mir nicht so viel von	160
Naturforscher und Transcenden- talphilosophen	173	Schwere Prüfungen mußte	136
Nehmt hin die Welt, rief Zeus	133	Schwer und dumpfig, eine	27
Nein, länger werd' ich	56	Schwindelnd trägt er dich	165
Nicht aus meinem Nektar	98	Sehnsucht	265
Nichts ist der Menschheit	173	Seht, da sitzt er auf der Wette	201
Nichts mehr davon, ich	143	Seht ihr dort die altergrauen	267
Nimmer, das glaubt mir	153	Sei mir begrüßt, mein Berg	126
Nimmer labt ihn des Baumes	157	Sei willkommen, friedliches	10
Noch in meines Lebens Lenze	295	Selig durch die Liebe Götter	29
Noch seh' ich sie, umringt	183	Selig, welchen die Götter	219
Nur an des Lebens Gipfel	155	Selbstames Land! Hier haben	176
Nur ein wenig's Erde	108	Senke, strahlender Gott	109
Nur zwei Tugenden gibt's	155	Sehet immer voraus, daß	143
O wieviel neue Feinde	148	Shakespeares Schatten	181
Odysseus	98	Sieben Städte zankten sich	174
Parabeln und Rätsel	275	Siehe, voll Hoffnung vertraust	105
Pegasus im Foche	101	Siehe, wie schwelbenden Schritts	99
Pegnitz	177	Siehe, wir hassen, wir streiten	153
Pflicht für jeden	158	Sieh in dem jarten Kind	148
Phantasie	169	Sie kommt, sie kommt, des	66
Phantasie an Laura	18	Sie konnte mir kein Wörtchen	184
Philister und Schöngeist	167	So bringet denn die lezte	282
Pleiche	176	So unermäßlich ist, so unendlich	160
Poësie des Lebens	95	So war's immer, mein Freund	163
Politische Lehre	159	So willst du treulos	105
Pompeji und Herculanium	141	Spiele, Kind, in der Mutter Schöß	104
Priams Feste war gesunken	303	Sprache	164
Punschlied	297	Sprache gab mir einst	176
Quelle der Verjüngung	148	Spree	176
Raich tritt der Tod den Menschen an	309	Spruch des Konfucius	100. 257
Recht gesagt, Schlosser, man liebt	154	Stammbuchblatt für August von Goethe	263
Reiterlied	241	Stanze, dich schuf die Liebe	165
Resignation	57	Steure, mutiger Segler	110
Rhein	175	Strenge wie mein Gewissen	158
Rhein und Mosel	175	Suchst du das Höchste	125
Ringe, Deutscher, nach römischer	170	Suchst du das Unermeßliche	166
Ring und Stab, o seid mir	150	Laufend andern verstummt	152
Ritter Toggenburg	203	Teile mir mit, was du weißt	157
Ritter, treue Schwesternliebe	203	Teuer sei mit der Freund	161
Rousseau	22	Thella	293
Saale	176	Theophanie	136
Sagt, wo sind die Vortrefflichen	138	Thoren hätten wir wohl	173

	Seite		Seite
Tonkunst	164	Wer von euch ist der Sänger	175
Träum' ich? Ist mein Auge	53	Wer wagt es, Rittermann	191
Treuer, alter Homer, dir	165	Weser	176
Treu, wie dem Schweizer gebührt	175	Wichtig wohl ist die Kunst	167
Tugend des Weibes	151	Wiederholen zwar kann der Ver- stand	162
Tugenden braucht der Mann	151	Wie die Säule des Bilds	100
Überall weicht das Weib	151	Wie doch ein einziger Reicher	171
Über das Herz zu siegen	168	Wie heißt das Ding, das	280
Über Ströme hast du gefegt	124	Wie schön, o Mensch, mit	78
Um den Zepter Germaniens	124	Wie tief liegt unter mir die Welt	109
Unaufhaltsam enteilt die Zeit	98	Wie verfährt die Natur, um	170
Und so finden wir uns wieder	283	Wilhelm Tell	311
Uner schöpflich an Reiz, an immer	314	Willkommen, schöner Jüngling	36
Unsereiner hat's halter gut	177	Will sich Hektor ewig	9
Unsterblichkeit	126	Willst du dich selber erkennen	158
Unter allen Schlangen ist eine	278	Willst du, Freund, die erhabensten	159
Unter mir, über mir	166	Willst du jenem den Preis	169
Unterschied der Stände	156	Windet zum Kränze die goldenen	312
Verschwunden ist die finstre Nacht	262	Wirke Gutes, du nährst	234
Viele sind gut und verständig	162	Wirke soviel du willst, du stehst	156
Vier Elemente, innig gesellt	296	Wir stammen unsrer sechs	279
Vollendet! Heil dir, vollendet!	49	Wissenschaft	172
Von Perlen baut sich eine Brücke	275	Witz und Verstand	169
Vor dem Tod erschrickst du	126	Wo du auch wanderst im Raum	139
Vor seinem Löwengarten	196	Wodurch gibt sich der Genius kund	163
Vorüber die stöhnende Klage	42	Wohin segelt das Schiff	108
Wotivtafeln	155	Wohlauf Kameraden, aufs Pferd	241
Wahl	163	Wohl perlet im Glase	286
Wahrheit	167	Wohne, du ewiglich Eines, dort	161
Wahrheit suchen wir beide	159	Wo ich sei, und wo mich	293
War es immer wie jetzt?	157	Wollt ihr in meinen Kästen	182
Warum kann der lebendige Geist	164	Woran erkenn' ich den besten	170
Warum will sich Geschmack	163	Staat	160
Was bedeutet dein Werk?	169	Würde der Frauen	110
Was der Gott mich gelehrt	155	Würde des Menschen	143
Was der Griechen Kunst erschaffen	263	Würden	100
Was ich ohne dich wäre	157	Zeigt sich der Glückliche mir	136
Was rennt das Volk	222	Zenith und Nadir	139
Was zürnst du unsrer frohen	35	Zeus zu Herkules	98
Weibliches Urteil	151	Zieh, holde Braut, mit unjerm	218
Weil du liebst in ihr	137	Zu Nachen in seiner Kaiserpracht	299
Weil ein Vers dir gelingt	164	Zu Archimedes kam	137
Weisheit und Klugheit	159	Zu Dionys, dem Tyrannen	230
Weit in nebelgrauer Ferne	187	Zum Kampf der Wagen	205
Welche Religion ich bekenne	161	Zwei Eimer sieht man ab und auf	277
Welches Wunder begibt sich?	141	Zweiierlei Genien sind's, die dich	138
Welche wohl bleibt von allen	165	Zweiierlei Wirkungarten	156
Wenn dein Finger durch	20	Zwei sind der Wege, auf welchen	105
Wenn rohe Kräfte feindlich	311		
Wer möchte sich an Schatten- bildern weiden	95		

Inhalt.

(Die mit * versehenen Nummern sind von Körner, die mit ** bezeichneten in dieser Ausgabe hinzugefügt worden.)

Vorwort des Herausgebers	[S. 5]
Schillers Leben und Werke	[S. 7]

Gedichte.

1780.	Seite	1785.	Seite
1. Hektors Abschied	9	27. Der Kampf	56
2. Amalia	10	28. Resignation	57
3. **Brutus und Cäsar	10	29. An die Freude	61
4. *Eine Leichenphantasie	12	30. **Bittschrift	64
		31. **An Körner	66
1781.			
5. *Elegie auf den Tod eines Jünglings	14	32. Die unüberwindliche Flotte	66
6. Phantasie an Laura	18	1786.	
7. Laura am Klavier	20	33. Die Götter Griechenlands	68
8. Rousseau	22	34. Einer jungen Freundin ins Stammbuch	72
9. Die Entzückung an Laura	22	35. Die berühmte Frau	73
10. Die Kindesmörderin	23	1789.	
11. Die Schlacht	27	36. Die Künstler	78
12. Der Triumph der Liebe	29	1793.	
13. Das Glück und die Weisheit	34	37. *In das Folio = Stammbuch eines Kunstmüthiges	95
14. An einen Moralisten	35	1795.	
15. An den Frühling	36	38. Poesie des Lebens	95
16. Die Größe der Welt	37	39. Die Macht des Gesanges	96
17. Die Blumen	38	40. Das Kind in der Wiege	98
18. Das Geheimniß der Remissenz	39	41. Odysseus	98
19. Gruppe aus dem Tartarus	41	42. Das Unwandelbare	98
20. Elysium	42	43. *Zeus zu Herkules	98
21. *Die Freundschaft	43	44. Der Tanz	99
22. *Melancholie an Laura	45	45. Spruch des Konfucius	100
23. **Monument Moors des Räubers	49	46. Würden	100
24. Der Flüchtlings	51	47. Deutschland und seine Fürsten	101
25. An Minna	53	48. Pegasus im Joche	101
26. Graf Eberhard der Greiner	54		

	Seite		Seite
49. Der spielende Knabe	104	97. *Forum des Weibes	151
50. Die Johanniter	104	98. *Das weibliche Ideal	151
51. Der Sämann	105	99. *Die schönste Erscheinung .	152
52. Die zwei Tugendwege	105	100. *Der griechische Genius .	152
53. Die Ideale	105	101. *Erwartung und Erfüllung .	153
54. Der Kaufmann	108	102. *Das gemeinsame Schicksal .	153
55. An die Proselytenmacher .	108	103. *Menschliches Wirken . . .	153
56. Der Abend	109	104. *Der Vater	153
57. Der Metaphysiker	109	105. Dithyrambe	153
58. Kolumbus	110	106. *Liebe und Begierde . . .	154
59. Würde der Frauen	110	107. *Güte und Größe	155
60. Abschied vom Leser	112	108. Motivtafeln:	
61. Das Ideal und das Leben .	113	1	155
62. Der Genius	119	2. Die verschiedene Be- stimmung	155
63. Das verschleierte Bild zu Sais	121	3. Das Belebende	155
64. Der philosophische Egoist .	123	4. Zweierlei Wirkungs- arten	156
65. Die Antike an den nordischen Wanderer	124	5. Unterschied der Stände .	156
66. Deutsche Treue	124	6. Das Werte und Wür- dige	156
67. *Das Höchste	125	7. Die moralische Kraft .	156
68. *Ilias	125	8. Mitteilung	156
69. *Unsterblichkeit	126	9. An *	157
70. Der Spaziergang	126	10. An **	157
71. Die Teilung der Erde .	133	11. An ***	157
72. Die Weltweisen	134	12. Zeitige Generation .	157
73. Theophanie	136	13. An die Muse	157
74. Einem jungen Freunde .	136	14. Der gelehrte Arbeiter .	157
75. Archimedes und der Schüler	137	15. Pflicht für Jeden .	158
76. Menschliches Wissen . . .	137	16. Aufgabe	158
77. Die Sänger der Vorwelt .	138	17. Das eigene Ideal .	158
78. Die Führer des Lebens .	138	18. An die Dichter	158
79. Karthago	139	19. Der Schlüssel	158
80. Zenith und Nadir	139	20. Der Aufpasser	158
1796.			
81. Das Mädchen aus der Fremde	140	21. Weisheit und Klugheit .	159
82. Pompeji und Herculaneum .	141	22. Die Übereinstimmung .	159
83. *Die beste Staatsverfassung	143	23. Politische Lehre	159
84. *An die Gelehrte	143	24. Majestas populi	159
85. **Würde des Menschen .	143	25. An einen Weltverbes- erer	159
86. *Das Ehrwürdige	143	26. Meine Antipathie	160
87. Klage der Ceres	144	27. An die Astronomen .	160
88. *Falscher Studiertrieb .	148	28. Astronomische Schriften .	160
89. *Quelle der Verirrung .	148	29. Der beste Staat	160
90. Die Geschlechter	148	30. Mein Glaube	161
91. *Der Naturkreis	149	31. Inneres und Äußeres .	161
92. Das Geschenk	150	32. Freund und Feind .	161
93. *Der Genius mit der um- gefeierten Fackel	150	33. Licht und Farbe	161
94. Macht des Weibes	150	34. Schöne Individualität .	161
95. *Tugend des Weibes .	151	35. Die idealische Freiheit .	162
96. *Weibliches Urteil	151	36. Die Mannigfaltigkeit .	162
37. Die drei Alter der Natur			

	Seite		Seite
38. Der Genius	162	134. **Die neuesten Geschmacksrichter	171
39. Der Nachahmer	162	135. Kant und seine Ausleger	171
40. Genialität	163	136. **Der Geist und der Buchstabe	172
41. Die Forscher	163	137. Wissenschaft	172
42. Die schwere Verbindung	163	138. **Das philosophische Gespräch	172
43. Korrektheit	163	139. **Das Deutsche Reich	172
44. Das Naturgefeß	163	140. **Ein deutsches Meisterstück	172
45. Wahl	163	141. *Deutsches Lustspiel	173
46. Tontunst	164	142. *Naturforscher und Transcendentalphilosophen	173
47. Sprache	164	143. **An die voreiligen Verbindungsstifter	173
48. An den Dichter	164	144. G. G.	173
49. Der Meister	164	145. *Buchhändler-Anzeige	173
50. Der Gürtel	164	146. Griechheit	174
51. Dilettant	164	147. *Gefährliche Nachfolge	174
52. Die Kunstschwäzer	164	148. Die Sonntagskinder	174
53. Die Philosophien	165	149. **Der Wolsfische Homer	174
54. Die Kunst der Muzen	165	150. Die Homeriden	175
55. Der Homerustopf als Siegel	165	151. Die Flüsse:	
109. Kleinigkeiten:		1. Rhein	175
1. Der epische Hexameter	165	2. Rhein und Neckar	175
2. Das Distichon	165	3. Donau in **	175
3. Die achtzeilige Stanze	165	4. Main	175
4. Der Obelisk	166	5. Saale	176
5. Der Triumphbogen	166	6. Ilm	176
6. Die schöne Brücke	166	7. Pleiße	176
7. Das Thor	166	8. Elbe	176
8. Die Peterskirche	166	9. Spree	176
110. **Das Regiment	166	10. Weier	176
111. **Philister und Schöngest	167	11. Gesundbrunnen zu **	176
112. **Das Subjekt	167	12. Bogenbrücke	177
113. **Frauen	167	13. Die **schen Flüsse	177
114. *Die Triebfedern	167	14. Salzach	177
115. **Wahrheit	167	15. Der anonyme Fluß	177
116. **Schönheit	168	16. Les fleuves indiscrets	177
117. **Bedingung	168	152. Jeremiade	177
118. **Der Vorzug	168	153. Die Philosophen	178
119. **Die Erzieher	168	154. Shakespear's Schatten	181
120. **Der Verstand	168	155. Das Spiel des Lebens	182
121. **Die Phantasie	169	156. Die Begegnung	183
122. **Die Dichtungskraft	169	157. Das Geheimnis	184
123. **Witz und Verstand	169	158. Die Erwartung	185
124. **Das Mittelmäßige und das Gute	169	159. An Emma	187
125. **Bedeutung	169		1797.
126. *Deutlicher Genius	170	160. **An Frau Griesbach	188
127. Der moralische Dichter	170	161. Die Worte des Glaubens	189
128. *Das Verbindungsmitte	170	162. Licht und Wärme	190
129. Der Kunstgriff	170	163. Breite und Tiefe	191
130. Der erhabene Stoff	170		
131. *Der Zeitpunkt	171		
132. **Das Unverzehliche	171		
133. Die Danaiden	171		

	Seite		Seite
164. Der Taucher	191	190. Das Mädchen von Orleans	266
165. Der Handschuh	196	191. Hero und Leander	267
166. Der Ring des Polykrates .	198	192. Parabeln und Räthel	275
167. Nadowessische Totenlage .	201	1802.	
168. Ritter Toggenburg	203	193. Dem Erbprinzen von Weimar	282
169. Die Kränche des Ibykus . .	205	194. Die Kunst des Augenblicks	283
170. Der Gang nach dem Eisenhammer	211	195. An die Freunde	285
171. *An Demoiselle Glevoigt . .	218	196. Die vier Weltalter	286
172. Hoffnung	219	197. Cassandra	289
1798.		198. Thella, eine Geisterstimme	293
173. Das Glück	219	1803.	
174. Der Kampf mit dem Drachen .	222	199. Der Jüngling am Bache	294
175. Die Bürgschaft	230	200. Der Pilgrim	295
176. Das Eleusinische Fest	234	201. Punschlied	296
177. **Reiterlied	241	202. Punschlied. Im Norden zu singen	297
178. Des Mädchens Klage	243	203. Der Graf von Habsburg	299
179. Nänie	244	204. Das Siegesfest	303
1799.		205. **Aus Wilhelm Tell:	
180. Das Lied von der Glocke . .	245	1. Lied des Fischerknaben	308
181. Spruch des Konfucius	257	2. Lied des Hirten	308
182. Die Worte des Wahns	258	3. Lied des Alpenjägers	309
1800.		4. Jägerliedchen	309
183. An Goethe	259	5. Gesang der barmherzigen Brüder	310
184. **Gesang des Pförtners . . .	262	1804.	
185. Die deutsche Muse	262	206. Berglied	310
186. Die Antiken zu Paris	263	207. *Wilhelm Tell	311
187. **Stammbuchblatt für August von Goethe . . .	263	208. Der Alpenjäger	312
1801.		1805.	
188. Der Antritt des neuen Jahrhunderts	264	209. *Einem Freunde ins Stammbuch	314
189. Sehnsucht	262	<hr/>	
Anmerkungen		315	
Lesarten		356	
Alphabeticisches Verzeichnis der Anfangszeilen und Überschriften der Gedichte		391	



301 —





WYŻSZA SZKOŁA
PEDAGOGICZNA W KIELCACH
BIBLIOTEKA
198241

Biblioteka WSP Kielce



0162058